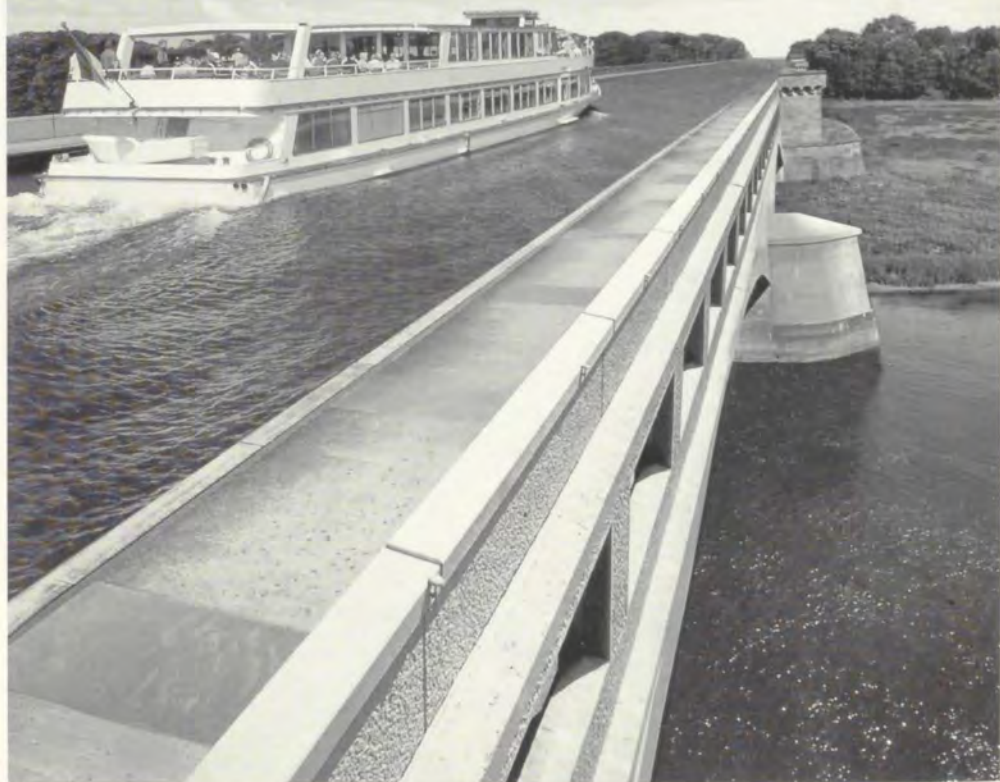


Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Wir machen den Weg frei

...damit Sie morgen nicht auf dem Trockenen sitzen.



Um auch im Alter Ihre gewohnte Lebensweise genießen zu können, sollten Sie schon heute vorsorgen.

Wir helfen Ihnen dabei.

Mit unseren Spar- und Anlageprogrammen an Bord steuern Sie in eine sorgenfreie Zukunft.

Die freundlichen
Banken mit
Kompetenz vor Ort
<http://www.vrnet.de>



Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken

Unser FinanzVerbund:

SGZ-Bank
KATZENBUCHEN

Karlsruhe,
Frankfurt



Bausparkasse
Schwäbisch Hall

R+V

R+V
Versicherung



Süddeutsche
Krankenversicherung

**DG
HYP**

Deutsche
Gemeinschafts-
Hypothekbank



Münchener
Hypothekbank

DIFA

Deutsche
Immobilien Fonds



Union
Investment



VR-Leasing

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender:

Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Fax 07 21-2 07 82

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24
Fax (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00–18.00 Uhr,
Di. 8.00–12.00Uhr,
Do. 8.00–12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 14,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg - Nördlicher Breisgau
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:

G. Braun electronic media services GmbH
Anzeigenverwaltung: Rolf Dambach
Karl-Friedrich-Str. 14-18
76133 Karlsruhe
Tel. (07 21) 1 65-2 59, Fax (07 21) 1 65-8 38
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen: G. Braun electronic media services GmbH

Inhalt

I. Landesverein

Mitgliederversammlung in Rastatt

- Verwurzelt – dialogfähig – weltoffen
Die „Badische Heimat“ auf dem Weg ins
nächste Jahrtausend*
Adolf Schmid, Freiburg 319

- Geschäftsbericht des Präsidenten des
Landesvereins Badische Heimat e. V.,
Ludwig Vögely, für die Zeit vom 6. 6. 1996
bis 20. 6. 1998*
Christoph Bühler 324

- Protokoll der geschlossenen
Mitgliederversammlung des Landesvereins
Badische Heimat*
Christoph Bühler 329

- Rede zur Verabschiedung
von Herrn Ludwig Vögely*
Heinrich Hauß 333

II. Revolution von 1848/49

- Demokraten und Soldaten in der Badischen
Revolution 1848/49*
Wolfgang Hug, Freiburg 339

- Wenn nur der Sockel überlebt . . .
In Freiburg mußte Rotteck Platz machen für
Berthold Schwarz: Eine Posse aus der Zeit
der 48/49er Revolution*
Adolf Schmid, Freiburg 352

- An der Schweizer Grenze 1848/49
Flüchtlinge und Grenzübergänge zwischen
dem Amtsbezirk Däkingen und dem Kanton
Argau*
Peter Ch. Müller, Bad Säckingen 392

- Napoleon als „Partner“ und die
„Rekonstruktion eines historischen Gefühls“
Zu Ausstellungen in Karlsruhe und Speyer*
Heinrich Hauß, Karlsruhe 402

III. Computer-, Multimedia-Internet-Projekt

- Landeskunde am Oberrhein
Ein Projekt zur Verknüpfung von Computer,
Multimedia- und Internet-Technik*
Christoph Bühler, Heidelberg 406

IV. Landesgeschichte

- Badische Traditionspflege und
demokratischer Neubeginn
Die Rückverleihung des Rechts zur
Bezeichnung „Stadt“ an badische Gemeinden
1948–1952*
Martin Stingl, Freiburg 440

- Großherzogtum Baden und Königreich
Württemberg
Zwei Nachbarn in Partnerschaft und
Konfrontation*
Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe 446

- St. Odilien bei Freiburg – bergbaulichen
Ursprungs?*
*Alemannischer Eisenerzbergbau vor den
Toren Freiburgs*
Hansjosef Maus 456

- Der Freiburger Schloßberg*
Josef Diel, Freiburg 468

- Nur ein Verwaltungsbau – oder ein
spannendes Stück Stadtgeschichte?*
Ulrike Plate, Karlsruhe 476

- Paul Tritscheller (1822–1892)
Ein weitgereister Handelsmann aus
Lenzkirch, der an der Badischen Revolution
teilnahm und später Reichstags-Abgeordneter
wurde*
Herta Siebler-Ferry, Freiburg 483

V. Bodensee

- „Bohème am Bodensee“
Vorstellung am 27. Mai 1998 im Prinz-Max-
Palais in Karlsruhe*
Manfred Bosch, Lörrach 486

- VI. Buchbesprechungen 496

Adolf Schmid (am 21. Juni 1998 in Rastatt)

Verwurzelt — dialogfähig — weltoffen

Die „Badische Heimat“ auf dem Weg ins nächste Jahrhundert



Normalerweise — so will es eigentlich das Ritual — hat ein Nachfolger im Amt die Persönlichkeit und die Verdienste des Vorgängers zu würdigen und sich dabei ganz bescheiden zu verstecken auf dem Postament, auf dem er sich nun zurechtfinden muß. Nun, Teil 1 wurde vom

Redakteur der „Badischen Heimat“ in ausführlicher Form erledigt; Teil 2: den Sockel, auf dem ich nun stehe, will ich selbst sehr wohl kommentieren, gewissermaßen als Eröffnungsbilanz, zuerst nachdenklich, vor allem aber mit dem Blick in die Zukunft; denn wer nicht über

die Zukunft nachdenkt, hat auch keine. Die „Badische Heimat“ ist kein Sanierungsfall, gewiß nicht. Aber nicht zu übersehen ist eine gewisse Lähmung, die Unsicherheit über unser Konzept. Die „BH“ ist wahrlich kein Selbstläufer mehr, man genießt vielfach eine noble Melancholie, wertet Stillstand schon als Erfolg. Dies muß sich ändern: Wir setzen auf Kontinuität, Tradition und Wandel, vor allem auf Wandel. Und wir blicken nach vorn. Wir wollen diesen Wandel gestalten, wie er auch um uns herum sich immer mehr beschleunigt. Das heißt Abschied nehmen von manchen Wunschwelten, Wechsel ist angesagt in vielen Bereichen.

UMBRUCHZEITEN

Die „BH“ ist eine alte Bürgerinitiative, kann auch heute nur leben von der Vitalität und dem Sachverstand vieler. Wir wollen zusammenführen, was auf unterschiedlichen Wegen läuft. Fruchtbare Fehler – so Max Frisch – sind oft wichtiger als sterile Wahrheiten, ein fauler Kompromiß oft schlechter als eine konsequent ausgetragene Krise; aber im Zweifel dürfte der Kompromiß die Lösung bieten. Für mich persönlich – und für unsere „BH“ – habe ich zwei Leitfiguren gefunden, die beide auch mit unserer Heimatgeschichte gut verwoben sind: ERASMUS (1469–1563) mit seinem Kulturoptimismus, mit der Ironie seiner intellektuellen Position, seinem Leben und Werk als Zeugnis humanen Denkens, seinem Leitsatz aus dem 2. Korintherbrief des Paulus: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“. Ein revolutionärer Satz, dieses Denken wird immer aktuell bleiben, kann unser Tun bestimmen. – Und MELANCHTHON (1497–1560), der „praeceptor Germaniae“, mit seiner großen Gelehrsamkeit, seiner intellektuellen Ehrlichkeit, seiner Bescheidenheit, am überzeugendsten durch seine vermittelnde Tätigkeit, für die er oft als „Leisetreter“ verspottet wurde und mit der er doch so viel bewegt hat. – Beide, Philipp Melanchthon und Erasmus, lebten in einer Zeit ungeheurer geistiger Revolutionen. Wer möchte behaupten, daß wir heute nicht auch in einer ereignenden Umbruchzeit leben?

WAS WILL UNSERE „BH“?

Die „BH“ ist erstens eine Bürgerinitiative für Kunst und Kultur; Kultur in aller Vielfalt – ein unentbehrliches Element unserer Lebensqualität. Kunst und Kultur prägen Charakter und Charme unserer Dörfer, unserer Städte, Landschaften, unserer Gesellschaft; der „BH“ geht es um die Erhaltung des reichen Erbes und um die Kreativität neuen Schaffens in große Vielfalt und in großer Freiheit. Und denken wir bei Kultur nicht immer nur zuallererst an öffentliche Finanzen! Wir wollen sehr bewußt die Idee der Stiftung, wo sich Freiheit und Gemeinnutz optimal verbinden lassen, propagieren helfen. Dies scheint uns heute dringender denn je, wo allenthalben das öffentliche Füllhorn versiegt. Eine wunderbare Vision: private Mäzene, möglichst auch noch anonym – anstatt der aufdringlichen „Generosität“ von Adidas, Bitburger, CocaCola – der zufällige Anfang des neuen ABC unserer heutigen Wertegesellschaft.

Die „BH“ ist zweitens eine alte Bürgerbewegung zum Schutz von Natur und Umwelt. Einer der „Erfinder“ dieser Notwendigkeit war übrigens Konrad Guenther, 1909 Mitbegründer der „BH“. In vielen Fragen hat sich die „BH“ vermittelnd eingeschaltet im Ausgleich streitender Interessen. Dabei ging es nie – und wird es nie gehen um die Blockade jedweder Planung, die „BH“ läßt sich das Etikett der prinzipiellen Nein-Sager nicht umhängen. Aber wir begrüßen es z. B. lebhaft, daß sich in Baden-Württemberg seit 1976 die Zahl der ausgewiesenen Naturschutzgebiete nahezu vervierfacht hat.

Landesgeschichte ist – drittens – für uns von zentralem Interesse. Gerade deshalb sagen wir ein eindeutiges Ja zum „Haus der Geschichte“, in dem die Entwicklung unseres Bundeslandes dokumentiert wird. Manchmal hilft doch ein Blick zurück, um zu sehen, wie man zu anderen Zeiten den Blick nach vorne gerichtet hat. Wir haben keine Sorge, daß dabei „Baden“ zu kurz käme, zum geschichtlichen Niemandsland verkommen könnte. Vor allem aber für unsere Jugend, die nur Wohlstand und Frieden erlebt, ist Geschichte mit Höhen und Tiefen und muß treffend vermittelt werden.

„Badische Heimat“ – das ist auch badisches Gedächtnis. Es gibt so viele badische Gedenktage, wo sich die Erinnerung, diese „Dankbarkeit des Herzens“ (Guardini), wohl fühlen kann. Dies können Kalenderanlässe sein – wie letztes Jahr, als man sich am 100. Geburtstag Sepp Herbergers besonders freuen konnte in Mannheim; oder denken wir daran, daß aus Anlaß des runden Geburtstages Elisabeth Walter wieder ins verdiente allgemeine Bewußtsein geholt wurde – und mit ihr der „Schmiedledick“. Es können auch aktuelle Anlässe sein, bei Zeitgenossen die Kultur des Dankens zu fördern; denn Worte, die an Lebende nicht gerichtet wurden, klingen oft am Grabe sehr schal. „Loben ist die schönste Form des Sprechens“, schrieb einmal Martin Walser, der diesjährige Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. Es soll dabei freilich nie gehen um Wichtigtuerei und um Eitelkeiten, wir sind nicht vorrangig Zeremonienmeister.

Eine besondere Art des Gedenkens wollen wir unbedingt wieder verstärken, wie sie beispielhaft Emil Baader, der „Vater der Heimastuben“ aus Lahr, vorgelebt hat; er hat vielen „Badenern“ den jeweils passenden Platz im öffentlichen Gedächtnis für immer gesichert. Unser BADEN bietet ein beeindruckendes Panorama von Frauen und Männern aus Kunst und Wissenschaft, Religion und Philosophie, aus Wirtschaft und Politik, die „denkmalwürdig“ sind. Wir wollen eine Denkmalrenaissance durchaus fördern und Orte lebendiger Geschichtskultur nach Kräften unterstützen.

Landeskunde, Volkskunde – ein weiteres, weites Feld, wo sich die Interessen der „BH“ und vieler Spezialisten treffen; wissenschaftliche Kompetenz und Heimatliebe können sich gut ergänzen.

WARUM GERADE „BADISCHE HEIMAT“?

Wer die Entwicklung unserer Gesellschaft beobachtet, kann eigentlich nur konsequent sein und „mittendrin“ Verantwortung übernehmen. Aber warum gerade in der „BH“? Es gibt heute ein großes Angebot an Vereinen, die sich um die „Heimat“ verdient machen wollen. Es gibt freilich durchaus kennzeichnende

Schwerpunkte der verschiedenen Vereine, mit lokalen, regionalen, spezifischen Interessen. Die „BH“ kann ihren Anteil gerade durch das generelle Interesse deutlich machen. Dabei kennen wir keine Grenzpfähle und keine Frontenbildung; wir gehen offen auf andere Gruppierungen zu, es werden hoffentlich fruchtbare Exkursionen sein. Wir wollen Diskussionen aufnehmen oder – noch besser – anstoßen. Aber all dies nicht einfach zu unserm stillen Vergnügen: Wir müssen uns (wieder) stärker öffentlich einmischen, „dazwischen“ reden. Nicht als Unruhestifter und aus Wichtigtuerei oder als prinzipielle Bedenkenträger. Wir tun dies streng überparteilich, nicht „monochrom“, aber oft vielleicht doch sehr parteiisch, unbequem und ungeniert, in Verantwortung zwischen Anpassung und Widerstand. Auch eine uns fremde Ansicht, gut begründet, wird von uns sicher geachtet.

Aber wo es notwendig ist, werden wir uns melden:

Wir wehren uns z. B. gegen die „City Calls“ der Telecom, gegen „moonshine-Zeiten“ und „homejobbing“. Mit unserer Muttersprache wird so auch unsere Heimat verhunzt. – Wir wehren uns gegen die Geschwätzigkeit des Kulturbetriebs, gegen den Wettbewerb der „Phrasendrescherei“ – und geben gerne den Rat von Ludwig Wittgenstein weiter: Man solle darüber schweigen, worüber man nicht sprechen kann. – Wir wehren uns gegen schreibende Hochstapler und Nebelwerfer, die sich oft „wissenschaftlich“ verkaufen wollen, indem sie besonders „unkommunikativ“ formulieren. – Wir wehren uns ganz vehement gegen alle, die glauben, im Namen der Kunst öffentlich herumferkeln zu können. Vor kurzem wurde z. B. die Comic-Figur eines gekreuzigten Schweines per Internet weltweit verbreitet. Veröffentlichte Meinung dazu: keine Störung des öffentlichen Friedens; unsere Meinung: diese Liberalität ist verkommen.

Aber noch viel lieber wollen wir applaudieren, wenn wir etwas besonders gut finden. Applaus z. B. für die südbadischen Narren, die in diesem Frühjahr nicht zum närrischen Staatsempfang nach Stuttgart gefahren sind, das Fahrgeld für einen sozialen Zweck gestiftet haben. Einen „übertriebenen Narrentourismus“ finden wir auch nicht gut, den bewußten

Verzicht umso mehr. So weit, so gut. Phantasie hat immer Konjunktur. Dies wird vor allem auch gelten für die Projekte unserer Regionalgruppen – mit der Chance, Neues offen und unvoreingenommen anzupacken. Unser Heimatverständnis ist geprägt von politischem Denken und politischem Handeln.

WAS HEISST „GUT BADISCH“?

Ein Thema sollten wir humorvoll, ganz unverkrampft pflegen: Was heißt „gut badisch“? – Oder wird „badische Identität“ nur aus dem Gegensatz zu unsern Nachbarn definiert? Erwin Teufel will „aus dem Trennungsstrich zwischen Baden und Württemberg“ gerne einen Bindestrich machen. Aber er weiß wohl, daß wir gegen hegemoniale Zumutungen aus Stuttgart immer allergisch bleiben werden; die Zeiten sind vorbei, in denen die Untertanen durch die huldvolle Hand des Landesvaters dessen Liebe erfahren haben. Die Zahl derer, die hier sehr wachsam sind, ist groß.

Aber BADEN hat ja noch einen andern Nachbarn, in Colmar und Straßburg. Ist es nicht ein Thema, das sich direkt aufdrängt, sich mit dem Entstehen, der Geschichte Badens zu befassen – vor zwei Jahrhunderten, beginnend mit dem „Sonderfrieden“ von 1796 mit dem revolutionären Frankreich? Thema also: Baden, die dynastische Klammer um einen Pufferstaat zwischen Frankreich und Österreich, ohne historische Legitimation, im Schlepptau Napoleons – und dann die lange Geschichte der Zusammenführung und Integration alter Traditionsgebiete. Gerade wo es heute geht um Internationalisierung und Europäisierung, ist ein Landstrich, der nicht nur geographisch Paris immer näher lag als Berlin, prädestiniert als Brückenland. Fast zwei Drittel der Deutschen meinen heute, die deutsch-französische Freundschaft existiere doch nur in den Köpfen der Politiker. Müssen da nicht auf beiden Seiten des Rheins die aktivsten Mittler zwischen französischer und deutscher Geisteskultur und Lebensart tätig werden? Das Problem ist ernst: technisch und politisch wird die Union immer enger, kulturell wird die Bindung immer schwächer. Aktivitäten sind notwendig, wagen wir, uns beim Brückenbau hervorzutun! Roman

Herzog forderte neue Ideen im europäischen Einigungsprozeß: „Nichts können die beiden Länder sich an der Schwelle zum 21. Jahrhundert weniger erlauben als Ideenarmut!“ Der Präsident hat recht. Brückenbau – für uns ein faszinierendes Bild, Brückenästhetik, wundervolle Überwindung von Hindernissen. Aber wichtiger als alle technische Ingenieurkunst sind Worte, Gespräche, Kontakte, die zu Brücken werden, über alle Kulturgrenzen hinweg, von festem Boden aus, von Heimat-Boden.

HEIMAT – NICHT ABGRENZUNG GEGEN FREMDHEIT

Heimat, ja! Manche mögen's vielleicht weniger emotional: „regionale Identität“! „Heimat“ – ein vielfach mißbrauchter und doch für uns alle ein so liebenswerter Begriff, fürs Herz und für den Kopf. – Es braucht niemand besorgt zu sein, daß wir nun in weltfremde Nostalgie verfallen; wir werden uns auch in Zukunft nicht übertreffen lassen an universeller Neugierde und an kosmopolitischem Interesse. Wir werden also kein veraltetes Cliché zulassen. Heimatfreunde, das sind für uns nicht in erster Linie die Besitzstandwahrer, die nicht über ihren Tellerrand hinausschauen (wollen). Unser Wir-Bewußtsein ist – im Zeitalter der Migration – nicht bestimmt durch strikte Abgrenzung gegen Fremdheit, durch defensive Abschottung. „Heimat“ – es gibt auch bei uns vielfach abgeschnittene oder vertrocknete Wurzeln und falsche „Geborgenheit“. Wir wollen Heimat durchaus verstehen als Geschenk, vor allem aber als Auftrag, für uns darf dieser Begriff nicht zur leeren Worthülse verkommen. Die entscheidende Frage für unser aller Zukunft bleibt: Wie gestaltet sich das Zusammenleben der Menschen in unsern Gemeinden, in unserm Land zwischen Alt und Jung, Einheimischen, Zugezogenen, Migranten? Der Begriff der „Ökumene“ ist m. E. viel zu sehr auf den kirchlichen Sprachgebrauch reduziert, das Ökosystem wird zudem vielfach nur noch als Wirtschaftskunde, als Ökonomie mißverstanden. Robert Schuman, der große Europäer der ersten Stunde, hat schlicht formuliert, was allein unsere Devise sein kann: „Der Respekt vor dem Recht des andern ist der Friede für alle“.

Heimat in Europa – wir wollen keine politische Supranationalität, Heimat ist nur ganz persönlich, ganz individuell definierbar, aber ganz sicher ist Heimat alles andere als ein schöner „Name für Zurückgebliebenheit“.

„EIN SPRUNGBRETT, KEIN SOFA“

Der Landesverein „BH“ hat seit 89 Jahren den Rahmen gegeben für gute badische Lebenskultur. Wir werden daran auch weiterhin arbeiten, selbstbewußt und zuversichtlich, weil wir den Wandel als Chance begreifen, Tradition und Zukunft verbinden wollen, Tradition und Kontinuität und Wandel. Harold Macmillan, der alte britische Premier, hat einmal trefflich gesagt: „Zu viele leben zu sehr in der Vergangenheit. Die Vergangenheit soll ein Sprungbrett sein, nicht ein Sofa“. Kontinuität also und neuer Aufbruch! Die „BH“ muß nicht nur die Fähigkeit zur Selbsterneuerung haben, sondern auch wieder die unverwechselbare optimistische Note ins Spiel bringen. Wir gehen nicht mit gesenktem Blick in die Zukunft. Daß sich Euphorie und Ernüchterung abwechseln werden, sehen wir als normal an. Persönlich halte ich es mit Albert Camus: „Wir müssen uns Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen“ – eine ganz realistische Fin-de siècle-Stimmung! Dramatischer hat es Reinhold Schneider ausgedrückt: „Wir müssen leidenschaftlich

das erstreben, woran wir . . . im geheimen verzweifelt sind“.

WIR BRAUCHEN MEHR MITGLIEDER, AKTIVE MITGLIEDER

Noch ein ganz ernstes Wort: Wir brauchen viel mehr Mitglieder, wir beklagen einen Tiefstand. Verstärken wir alle die Kette, die Generationen miteinander verbindet, die den wichtigen Austausch von Lebenserfahrung ermöglicht; werben wir unsere Freunde, die Nachbarn, die „Neubürger“. Wir müssen wieder auf die Überholspur: Dialogfähig, weltoffen – und fest verwurzelt. Die „BH“ war früher ein „Klassiker“ der Heimatbewegung; sie muß auch in Zukunft eine große Bürgerinitiative bleiben. Aber nur wer sich ändert, bleibt sich wirklich treu. Das Schlußwort soll heute Theodor Fontane, vor gerade 100 Jahren gestorben, haben: „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben!“

Es geht um unsere gemeinsame Sache, ich bitte um Ihre Mitarbeit für unsere „Badische Heimat“.

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

Geschäftsbericht des Präsidenten des Landesvereins Badische Heimat e. V., Ludwig Vögely, für die Zeit vom 9. 6. 1996 bis 20. 6. 1998

I. DEN LANDESVEREIN SELBST BETREFFEND

Der scheidende Landesvorsitzende Ludwig Vögely erstattete auf der Mitgliederversammlung in Rastatt den letzten Geschäftsbericht seiner Amtszeit. Er hob hervor, dass das Hauptaugenmerk der Vorstandsarbeit dem Kauf des Grundstückes Hansjakobstr. 12 in Freiburg, auf dem das Haus Badische Heimat steht, galt. Der Erwerb dieses Grundstückes war geboten, da die Stadt Freiburg zu einer Verlängerung der ausgelaufenen Erbpacht um weitere 25 Jahre nur bei einer Erhöhung des Erbpachtzinses auf jährlich 10 400 DM bereit war. Als Alternative dazu bot sich nur der Kauf des Grundstückes zum Preis von 645 000 DM (für 911 qm) an. Diesen Erwerb überhaupt ins Auge zu fassen war nur durch eine hochherzige Stiftung von Frau Neumann in Höhe von DM 140 000 möglich – eine Spende, die zweckentsprechend angelegt werden musste, damit der Betrag nicht auf die jährliche Zuwendung des Landes Baden-Württemberg angerechnet wurde.

Daß die Verhandlungen mit der Stadt und mit der Sparkasse Freiburg zu einer für den Landesverein akzeptablen Lösung gebracht werden konnten, war vor allem dem Landesrechner, Herrn Kohler, Herrn Bürgermeister i.R. Kiefer, Freiburg, und der juristischen Beratung von Herrn Gräßlin zu verdanken. Da die Stadt Freiburg innerhalb weniger Tage nach der Beurkundung des Kaufes die Zahlung des vollen Kaufpreises verlangte, mußte rasch gehandelt werden. Die Sparkasse Freiburg hat

die Finanzierung übernommen zu Bedingungen, die der Verein, so Ludwig Vögelys Hoffnung, erfüllen kann. Vögely sprach den Ortsgruppen, die dem Landesverein nach ihren finanziellen Möglichkeiten zinslose Darlehen zur Verfügung stellten, seinen herzlichen Dank aus, und betonte, dass ohne ihre Mithilfe das Vorhaben nicht durchführbar gewesen wäre. Sein Dank galt auch den Mitgliedern, die kräftig mithelfen, das Spendenkonto aufzustocken.

Enttäuscht äußerte sich der scheidende Präsident über die mangelnde Spendenbereitschaft der Wirtschaft, insbesondere der Firmen, die das Wort „Badisch“ in ihrem Namen tragen. Von einhundert angesprochenen Unternehmen konnte Vögely nur die Badische Beamtenbank und den Gewinnsparverein Baden in Karlsruhe als rühmliche Ausnahmen nennen. Beide erhielten für ihre Spendenbereitschaft den Beifall der Mitgliederversammlung.

Vögely verwies darauf, dass bisher 46 000 DM als Spenden eingegangen seien, die dem Landesrechner seine Aufgabe erleichterten. Die Aktion laufe so lange, bis ein Spendenaufkommen von 100 000 DM zu verzeichnen sei. Mit eindringlichen Worten appellierte er daran, nicht nachzulassen in dem Bemühen, Sponsoren und Spender zu gewinnen. Das Haus sei nach jahrzehntelanger Vernachlässigung in den Jahren 1984–1997 für etwa 287 000 DM saniert worden.

Die Lage der Ortsgruppen sieht Vögely am Ende seiner Amtszeit differenziert. Orts-, Bezirks- und Regionalgruppen bestehen in Mannheim, Heidelberg, Wiesloch, Schwetzingen, Bruchsal, Bretten, Karlsruhe, Rastatt, Baden-



Adolf Schmid beim Vortrag in Rastatt

(Foto: C. Bühler)

Baden, Lahr, Freiburg, Lörrach, Bad Säckingen und Waldshut. Die Geburtswehen in Wiesloch sind noch nicht ganz überstanden. Besondere Probleme bereiten Vögely die Ortsgruppen am Hochrhein, also Lörrach, Säckingen und Waldshut. Hier scheine die Vereinsarbeit zum Erliegen gekommen zu sein. Umso erfreulicher aber sei deshalb die Arbeit der anderen Ortsgruppen, von denen es auch einige gebe, deren Mitgliederzahl wieder oder weiterhin zunehme. Vögely bezeichnete sie in seinem Rechenschaftsbericht als „das Gerüst unseres Landesvereins, um das sich alles rankt“ und als „geachtete kulturelle Faktoren in ihren Städten“. Namens des Landesvorstandes dankte er den Vorsitzenden und den Mitgliedern für Ihren Einsatz. Die Mitgliederzahl beträgt derzeit etwa 3000, in der Berichtszeit sind 275 Mitglieder durch Tod oder Austritt ausgeschieden.

Im personellen Teil seines Tätigkeitsberichts verwies Ludwig Vögely auf die beiden ABM-Stellen, die im Januar 1997 beendet wa-

ren. Dank der Arbeit von Frau Linzler-Ös ist die Bücherei in Ordnung gebracht, während Frau Scholts das Archiv ordnete.

Besonderes Gedenken galt dem früh verstorbenen Schriftführer des Landesvereins und Vorsitzenden der Mannheimer Ortsgruppe, Helmut Gräßlin. Vögely würdigte seine wertvolle Arbeit als Mitglied des Landesvorstandes und juristischer Beistand.

Den ersten Teil seines Berichts beendete der scheidende Landesvorsitzende mit einem herzlichen Dank an seine Mitarbeiter im Freiburger „Haus der Badischen Heimat“, dem Landesrechner, Herrn Kohler, und seiner Gattin, und schließlich Frau Beck, seiner Sekretärin, die ihn „16 Jahre als Landesvorsitzender ertragen“ und mit der sich in 18 Jahren harmonischer und vertrauensvoller Zusammenarbeit aber auch „in der Summe eine große Bandbreite dienstlicher und menschlicher Beziehungen“ ergeben hätten.



von links nach rechts: Oberbürgermeister Klaus-Eckard Walker, Ludwig und Esther Vögely



Prof. Dr. Wolfgang Hug beim Vortrag in Rastatt

II. ZUSAMMENARBEIT MIT ANDEREN VERBÄNDEN UND ORGANISATIONEN

Kraft Amtes gehört der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat dem Präsidium des Deutschen Heimatbundes (DHB) in Bonn an. In der Berichtszeit fanden 5 Tagungen statt, davon eine, vom 25.–27. 10. 1996, in Karlsruhe. Damit hatte der Landesverein die Möglichkeit, seine Arbeit den Repräsentanten der 18 Mitgliederverbände vorzustellen.

Der DHB mit seinen über 3 Mill. Mitgliedern ist u. a. ein Naturschutzverband im Sinn des § 29 des Bundesnaturschutzgesetzes. Daraus ergibt sich seine Stellungnahme zu aktuellen Problemen, von denen Vögely kurz die Diskussion um das Bundesnaturschutzgesetz erläuterte. Hier seien die Chancen für eine neue Konzeption des Naturschutzrechtes, für eine dauerhafte umweltgerechte Nutzung von Natur und Landschaft auf längere Zeit vertan.

Ludwig Vögely selbst war seit der Gründung des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg vor 12 Jahren ein vom damaligen Innenministerium berufenes Mitglied dieses Gremiums. Die Denkmalstiftung hilft dort, wo die staatliche Denkmalpflege nicht helfen oder nicht mehr helfen kann, bei Maßnahmen privater Eigentümer, örtlicher Initiativgruppen, bei Maßnahmen am Eigentum der Kirche oder von Kommunen und Landkreisen. Das Stiftungskapital von vorgesehenen 50 Mill. DM, die das Land in jährlichen Raten aufbringen soll, hat bis jetzt 42,3 Mill. erreicht. Durch die leeren Staatskassen blieb 1997 die Zahlung des Landes aus. Dennoch standen 1997 3,75 Mill. DM aus Zinserträgen zur Förderung zur Verfügung.

Aus dem Bereich des Landesvereins nannte Vögely die Eremitage in Waghäusel, den Pflerhof in Unteröwisheim, das Stift Neuburg (Hei-

delberg), die Russische Kirche in Baden-Baden, den Gruppelobrunnen in Mannheim, den Üsenbergerhof in Endingen, den Schniederlihof im Südschwarzwald, die römischen Ausgrabungen in Grenzach-Wyhlen, die Fialkirche St. Michael in Niederrotweil und das Gerberhaus in Bretten, die gefördert wurden.

Ein besonderes Problem für die Denkmalstiftung ist nach Vögely die geplante Änderung des Denkmalschutzgesetzes, insbesondere die geplante Abschaffung des sogenannten Dissensverfahrens. Es war 1982 in das Gesetz eingeführt worden und legte fest, dass bei strittigen Problemen zwischen Kommunen und Denkmalsamt ein Kompromiß gefunden werden oder die höhere Denkmalbehörde zur Entscheidung angerufen werden musste. Die Abschaffung des Dissensverfahrens soll zwar denkmalpflegerische Verfahren beschleunigen, den Staat verschlanken und den Wirtschaftsstandort Baden-Württemberg vor einer „Gefährdung durch den Denkmalschutz“ sichern, hat aber schwerwiegende Folgen, wenn Kommunen oder Landratsämter alleine über den Erhalt von Kulturgütern entscheiden. Auch die Schließung von Außenstellen des Landesdenkmalamtes eröffne nach Vögely nur trübe Aussichten. Das Kuratorium der Denkmalstiftung Baden-Württemberg werde sich um ein Gespräch mit Ministerpräsident Teufel bemühen.

Im Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden hatte Herr Grässlin an Stelle des Landesvorsitzenden die Stellvertretung der Vorsitzenden, Frau Regierungspräsidentin Hämmerle, übernommen und gleichzeitig die Belange der Badischen Heimat vertreten. Als sein Nachfolger wurde Herr Dr. Kronemayer nominiert.

Mit einem Hinweis auf die gutnachbarschaftlichen Beziehungen zum Schwäbischen Heimatbund schloss Ludwig Vögely den letzten Rechenschaftsbericht seiner 16jährigen Amtszeit.

Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung des LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT

am 21. Juni 1998 im Staffelschnatzersaal der Badner Halle in Rastatt

Beginn:	9.00 Uhr
Anwesende Vorstandsmitglieder:	Herr Ludwig Vögely, Landesvorsitzender Herr Dr. Volker Kronemayer, stellv. Landesvorsitzender Herr Kohler, Landesrechner
Anwesende Mitglieder:	114 lt. Anwesenheitslisten

TOP 1: Begrüßung:

Die geschlossene Mitgliederversammlung eröffnete der Landesvorsitzende, Herr Vögely, um 9.00 Uhr mit der Begrüßung der Anwesenden, wobei sein besonderer Gruß Frau Lindinger und Frau Wörn galt.

In der Berichtszeit 10. Juni 1996/21. Juni 1998 verlor der Landesverein 2 integere Persönlichkeiten durch Tod. Herr Willy Bickel, jahrzehntelanger Vorsitzender der Ortsgruppe Bretten und Herr Helmut Grässlin, langjähriger Vorsitzender der Ortsgruppe Mannheim, und seit 1982 juristischer Ratgeber bei allen schwierigen Verhandlungen, wofür der Landesverein ihm über den Tod hinaus verbunden bleibt.

Die Versammlung erhob sich zu Ehren der Verstorbenen von ihren Plätzen.

Der Landesvorsitzende stellte fest, daß die Einladung für die Mitgliederversammlung rechtzeitig in Heft 1/1998 erfolgt ist, die Tagesordnung bekanntgegeben wurde und die Versammlung beschlußfähig ist.

Nachdem Wahlen anstanden, wurde besonders darauf hingewiesen, daß bei Abstimmungen jedes Mitglied nur eine Stimme hat, die persönlich abgegeben werden muß und nicht auf eine andere Person übertragbar ist, bei Familienmitgliedschaften sind alle Personen über 18 Jahre stimmberechtigt. Gäste sind nicht stimmberechtigt.

Anträge zur Geschäftsordnung wurden nicht gestellt.

Top 2: Geschäftsbericht

Für die Berichtszeit 1996/1998 verlas Herr Vögely den Geschäftsbericht. Wortmeldungen hierzu ergaben sich nicht. Für den ausführlichen Bericht dankten ihm die Anwesenden mit Beifall. Ein Auszug wird in Heft 3/1998 veröffentlicht.

Top 3: Kassenbericht des Landesrechners

Den Kassenbericht erstattet Landesrechner, Herr Kohler und gab Auskunft über Ein- und Ausgaben für die Berichtszeit Juni 1996–Juni 1998, s. Anlage.

Top 4: Bericht der Rechnungsprüfer

Rechnungsprüfer, Herr Obert, übermittelte, daß er am 24. März 1998 die Prüfung der Rechnungsunterlagen für das Geschäftsjahr 1997 vorgenommen hat. Die für die Prüfung erforderlichen Unterlagen wurden von Herrn Kohler vorgelegt. Gegenstand der Prüfung

war der Jahresabschluß 1997 mit Gewinn u. Verlustrechnung. Alle Fragen wurden durch Herrn Kohler erläutert und die Buchungen überprüft. Von den Rechnungsprüfern, Herr Dr. Zimmermann und Herr Obert wurde Herrn Kohler eine einwandfreie und genaue Buchführung bescheinigt.

Für die Rechnungsprüfung bedankte sich Herr Vögely bei den Herren Dr. Zimmermann und Obert.

Top 5: Entlastung des Vorstandes

Herr Bundesanwalt Ekkehard Schulz, Karlsruhe, beantragte die Entlastung des Vorstandes mit der Bitte um Handzeichen. Die Versammlung erteilte einstimmig Entlastung.

Nach der Entlastung des Landesvorstandes gab Herr Vögely seinen Rücktritt als Landesvorsitzender bekannt. Er bedankte sich für das Vertrauen, das ihm über die lange Zeit als Landesvorsitzender geschenkt wurde, was eine schöne Zusammenarbeit mit den Vorstandskollegen und Beirat ermöglichte. Er verabschiedete sich mit den besten Wünschen von den Mitgliedern und bat, den Landesverein Badische Heimat in Ehren zu halten. Für ihn ginge ein Lebensabschnitt zu Ende, der ihn sehr ausgefüllt und ihn und seine Familie über 40 Jahre mitgeprägt hat.

Herr Dr. Kronemayer, stellv. Landesvorsitzender, dankte Herrn Vögely, ohne Herrn Hauss vorgreifen zu wollen, mit herzlichen Worten für seine 16jährige Tätigkeit als Landesvorsitzender. Er habe erkannt, wie wichtig die Zusammenarbeit mit den Ortsgruppen sei. Auch dafür galt sein Dank, besonders im Namen der Ortsgruppe Schwetzingen und die Zusammenarbeit mit ihm. Herr Dr. Kronemayer überreichte ein Dankschreiben sowie die Hebelgedenkmünzen. In seinen Dank schloß er auch Frau Vögely ein, die Verständnis für die Tätigkeit Ihres Gatten hatte und ihn jederzeit unterstützte. Als äußeres Zeichen seines Dankes überreichte er Frau Vögely einen Blumenstrauß.

Top 7: Neuwahl des Vorstandes

Herr Dr. Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden, hatte sich bereit erklärt, die Leitung der Wahl zu übernehmen. Zunächst sprach er noch ein kleines Wort des Dankes an Herrn Vögely, für seine umsichtige und erfolgreiche Arbeit als Landesvorsitzender.

Vorweg stellte Herr Dr. Haehling von Lanzenauer fest, daß Mitglieder-Anwesenheitslisten geführt wurden, daß die Einladungen zur Mitgliederversammlung rechtzeitig abgegangen und keine weiteren Bewerbungen um Vorstands- und Rechnungsstellen eingegangen sind.

Gewählt werden Landesvorsitzender, stellv. Landesvorsitzender, Landesrechner, Schriftführer, Rechnungsprüfer.

Es wurde die offene Wahl angeboten, wobei die einfache Mehrheit entscheidet oder geheime Wahl, wobei jedoch mindestens 10 Personen diesen Antrag stellen müssen.

Auf Anfrage wünschen 14 Stimmen geheime Wahl. Nach der weiteren Frage, ob für alle zu wählenden oder nur für einzelne Personen geheime Wahl gewünscht wird, waren 10 Stimmen für die geheime Wahl des Landesvorsitzenden.

Es wurde festgestellt, daß die Wahl des stellv. Landesvorsitzenden, Schriftführers, Landesrechners und der Rechnungsprüfer nicht in geheimer Wahl erfolgen soll. Weiter wurde festgestellt, daß die Wahl des Landesvorsitzenden in geheimer Wahl durchzuführen ist.

Als Nachfolger von Herrn Vögely bewarb sich Herr Adolf Schmid aus Freiburg um das Amt des Landesvorsitzenden. Auf Wunsch der Versammlung stellte sich Herr Schmid vor, daß er in Freiburg-Ebnet wohnhaft ist, also in nächster Nähe des Hauses „Badische Heimat“. Er habe sich drängen lassen, es sich wohl überlegt und möchte sich dieser Aufgabe stellen

Wahlen

Die zur Wahl vorgeschlagenen Personen wurden wie folgt gewählt:

Wahl des stellv. Landesvorsitzenden

Herr Dr. Kronemayer, Schwetzingen einstimmig ohne Gegenstimme, 1 Enthaltung,

Wahl des Schriftführers

Herr Dr. Bühler, Heidelberg einstimmig ohne Gegenstimme, 1 Enthaltung

Wahl des Landesrechners

Herr Kohler, Freiburg einstimmig ohne Gegenstimme, 1 Enthaltung

TOP 7: Neuwahl der Rechnungsprüfer

Herr Dr. Zimmermann, Freiburg und Herr Obert, Lahr,

einstimmig ohne Gegenstimme keine Enthaltung

Alle Gewählten haben sich bereit erklärt, das Amt anzunehmen.

Top 8: Bestätigung neu berufener Mitglieder des Beirates

Als Beirat in den Landesvorstand werden berufen:

Herr Ekkehard Schulz, Karlsruhe mehrstimmig ohne Gegenstimme, 1 Enthaltung

Herr Karl-Heinz Vogt, Hausen i. W. mehrstimmig ohne Gegenstimme, keine Enthaltung

Geheime Wahl des Landesvorsitzenden

Ergebnis: 96 Ja-Stimmen 15 Nein-Stimmen 3 Enthaltungen

Somit wurde Herr Adolf Schmid, Freiburg, mehrstimmig zum Landesvorsitzenden des Landesvereins „Badische Heimat“ gewählt.

Herr Dr. Kronemayer bedankte sich bei Herrn Dr. Haehling von Lanzener für die Durchführung der Wahl.

Aufgrund der Satzung und der Verdienste von Herrn Ludwig Vögely, stellte Herr Vogt, Hausen, den Antrag, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen.

Einstimmig wurde Herr Vögely zum Ehrenmitglied ernannt, Gegenstimmen und Enthaltungen ergaben sich nicht.

Top 9: Anträge und Anfragen der Mitglieder

Antrag von Frau Ruth Schmitt, Karlsruhe vom 5. Mai 1998

Frau Schmitt beantragte eine Satzungsänderung, damit verdiente Persönlichkeiten zum Ehrenpräsidenten des Landesvereins ernannt werden können.

Dieser Antrag mußte für die Mitgliederversammlung im Jahre 2000 zurückgestellt werden, denn ein Antrag auf Satzungsänderung ist lt. der Satzung mindestens 2 Monate vor der Mitgliederversammlung zu stellen.

Top 10: Verschiedenes

Weitere Anträge oder Wortmeldungen ergaben sich nicht.

Herr Adolf Schmid wies abschließend darauf hin, daß in diesen Minuten in Celle die Trauerfeier für die Toten und Verletzten des Zugunglücks von Eschede beginnt und bat um eine Gedenkminute für die Angehörigen und Helfer bei diesem Unglück.

Ende der Mitgliederversammlung: 10.25 Uhr

Datum 28. 6. 98

LANDESVEREIN BADISCHE HEIMAT EV

Mitglieder des Vorstandes und Beirates

1. Landesvorstand:

				Telefon:
Landesvorsitzender:	Adolf Schmid	79117	Freiburg Steinhalde 74	07 61/6 90 45
Stellv. Landesvorsitzender:	Dr. Volker Kronemayer	68782	Brühl Erzberger Str. 45	0 62 02/7 37 34 u. Fax pr. 07 61/6 46 36
Landesrechner:	Rolf Kohler	79117	Freiburg Unteres Grün 7 c	0 62 21/2 05-27 03
Schriftführer:	Dr. Christoph Bühler	69124	Heidelberg Lochheimer Str. 18	0 62 21/78 37 51 FAX: 0 62 02/2 61 79
Schriftleitung:	Heinrich Hauß	76149	Karlsruhe Weißdornweg 39	07 21/75 43 45 FAX: 07 21/2 07 82
Geschäftsstelle:	Hansjakobstr. 12	79117	Freiburg	07 61/7 37 24 und FAX
	Maria Beck	79346	Endingen, Im Erle 28,	0 76 42/16 34
	Hannelore Kohler	79117	Freiburg, Unteres Grün 7 c	07 61/6 46 36

2. Beiräte:

Prof. Dr. Bernd Ottmad	Auwaldstr. 113	79110	Freiburg	07 61/1 65 59
Prof. Dr. Wolfgang Hug,	Hagenmattenstr. 20	79117	Freiburg	07 61/6 26 83
Dr. Bernhard Oeschger	Im Weigarten 8	79594	Inzlingen	pr. 0 76 21/4 57 81 dienstl. 07 61/7 03 22 11
Dr. Susanne Asche	Weinbrenner-Str. 58	76185	Karlsruhe	pr. 07 21/84 38 10 dienstl. 07 21/1 33-42 22
Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79	76297	Stutensee-Blankenl.	pr. 0 72 44/9 25 61 dienstl. 07 21/9 26-26 72
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5	76227	Karlsruhe	pr. 07 21/81 79 78 dienstl. 07 21/6 08-43 76
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler	Bismarckstr. 9	76133	Karlsruhe	pr. 07 21/2 84 42 dienstl. 07 21/1 35-65 41
Dr. Winfried Schweinfurth	Luisenstr. 20	68723	Schwetzingen	0 62 02/1 57 99
Ekkehard Schulz	Holderweg 36	76199	Karlsruhe	07 21/3 30 37
Karl Heinz Vogt	Riedackerweg 7	79688	Hausen i. W.	0 76 22/20 29
Peter Henn	Rheinbrückenstr. 27	76187	Karlsruhe	07 21/56 71 40

3. Ortsgruppen:

76530 Baden-Baden	Dieter Baeuerle		Lange-Str. 70 Stadtmuseum	pr. 0 7 21/3 19 53 dienstl. 0 72 21/93 22 73
79713 Bad Säckingen	Gottlieb Burkart		Pestalozzistr. 5 dienstl.	0 77 61/31 32 0 77 61/5 66-1 05
75015 Bretten	Michael Ertz		Reuchlinstr. 14 b	0 72 52/4 28 96
76646 Bruchsal	Jörg Teuschl		76703 Kraichtal, Kraichgaustr. 9	0 72 51/6 29 34
79100 Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger		Günterstalstr. 70,	dienstl. 07 61/7 03 22 11
69124 Heidelberg	Dr. Christoph Bühler		Lochheimer Str. 18	0 62 21/78 37 51
76228 Karlsruhe	Jörg Vögely		Busenbacher Str. 13	07 21/4 58 53 FAX: 07 21/45 36 04
77933 Lahr	Alois Obert		Am Walde 14	0 78 21/7 72 31
68161 Mannheim	Volker Keller,		Se1, 16	06 21/2 17 62
75181 Pforzheim	Dieter Essig		Im Hasenacker 31	pr. 0 72 34/84 02 dienstl. 0 72 31/39 21 27
76437 Rastatt	Gerhard Hoffmann		Oppelner Str. 8	0 72 22/2 29 01
68723 Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer		68782 Brühl, Erzberger Str. 45,	0 62 02/7 37 34
79761 Waldshut-Tiengen	Manfred Dietenberger		79774 Albrück, Erlenweg 22	0 77 53/57 00
79541 Lörrach, Markgräflerland	Inge Gula		Brunnenstr. 19	0 76 21/5 34 06
69226 Wiesloch	Dieter Haag		69226 Nußloch, Kurpfalzstr. 62 a,	0 62 24/1 56 24

Rede zur Verabschiedung von Herrn Ludwig Vögely

I.

Meiner Eigenart gemäß, beginne ich mit einem kleinen Mundartgedicht von Raymond Matzen:

SAawe

Saasch zevil, ze heisst's, 's isch lätz...*

Saasch ze weni, isch's au lätz...

Saasch gar nicks, isch's widder lätz...

Was soll m'r do saawe?...

Wie därf m'r's denn saawe?...

Wer kann m'r diss saawe?

Nun, ich gedenke die Aufgabe so zu lösen, indem ich die Verabschiedung des langjährigen Vorsitzenden Ludwig Vögely nicht nur sehe als ein *Moment persönlicher Ehrung und Würdigung*, sondern auch als einen *Augenblick vereinspolitischer Nachdenklichkeit*.

In der Balance zwischen Person und Verein, werden wir dann, hoffentlich, weder „zevil“ noch „ze weni“ sagen.

II. ZEITHORIZONT

Sechzehn Jahre Amtszeit als Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat sind nicht nur ein Stück persönlicher Lebensgeschichte, sondern auch eine bedeutende Spanne der Vereinsgeschichte. Der Verein wurde in dieser Zeit ganz stark von der Persönlichkeit Ludwig Vögelys geprägt. In seiner Person verbinden sich ein Bewußtsein für die eigene heimatverbundene Familientradition, volkskundliche und heimatkundliche Interessen mit einer Begehung für Organisation der Vereinsarbeit.

Menschen agieren, besonders wenn ihr Handeln über das bloss Private hinausgeht,

angesichts eines *Zeithorizontes* mit bestimmten Problemstellungen, Fragestellungen, Paradigmen. Darum muß ich, wenigstens kurz, bei der Verabschiedung eines sechzehn Jahre amtierenden Landesvorsitzenden auf diesen Zeithorizont eingehen.

Die sechzehn Jahre seiner Vorstandschaft waren für die Entwicklung und die Veränderung der „Sache Heimat“, wenn ich es so verkürzt nennen darf, eine überaus wichtige Zeit. Die grundlegenden *Definitionsleistungen* eines neuen Heimatbegriffs wurden in dieser Zeit von Wissenschaftlern, Mundartdichtern und Protestlern erarbeitet. Grob gesprochen, war es die Zeit, in der am Ende der 70er Jahre eine Rückbesinnung auf *Mundart* und *Mundartdichtung* sich vollzog. Die Mundartdichtung verband sich besonders im alemannischen Raum mit ökologischen Solidaritätskundgebungen, folgte einem starken kritischen und gesellschaftlichen Impuls. Damals verband sich Heimat mit politischem Handeln.

Die achtziger Jahre brachten dann eine Fülle von Literatur zum neuen Heimatbegriff hervor. Ich nenne hier nur Ina-Maria Greverus Buch „Auf der Suche nach Heimat“ von 1979. Die alte defensive Haltung wurde aufgegeben zugunsten eines Heimatverständnisses „aktiver Lebensgestaltung“, „der Selbstgestaltung der Alltagswelt“. Der Tübinger Volkskundler Hermann Bausinger hat dafür die einprägsame Formel gefunden:

„Heimat als Lebensmöglichkeit und nicht als Herkunftsnachweis, Heimat als Identität und nicht als Verhaftung.“

(Heimat, Sehnsucht nach Identität hg. von E. Moosmann, 1980)

Die neunziger Jahre, an deren Ende wir stehen, sind nach meiner Einschätzung gekennzeichnet durch ein Abebben des Interesses an Heimat als eines wissenschaftlichen Gegenstandes und durch die Hinwendung zur konkreten *Alltagsbewältigung*, wie sich diese Tendenz schon am Ende der achtziger Jahre angedeutet hat.

Es ist klar, daß derartige *inovatorische Impulse*, nicht von einem Verein ausgehen können. Ein Verein kann aber versuchen, die Tendenzen zu analysieren und für seine Mitglieder aufzuarbeiten. Ich glaube, die Badische Heimat hat während der Amtszeit Ludwig Vögelys dies in ihrer Publikation immer wieder versucht. Inwieweit das zu einer Veränderung der Einstellungen geführt hat, müssen unsere Mitglieder selbst entscheiden.

Was nun die Badische Heimat als Landesverein anbetrifft, so wurde in dem skizzierten Zeitraum immer deutlicher, daß das verlorengegangene Staatsgebilde Baden mit der Zeit auch Auswirkungen auf die Badische Heimat haben mußte. Das frühere Land Baden begann etappenweise wieder in die Teile zu zerfallen, aus denen es anfangs des 19. Jahrhunderts entstanden war. Dieser Prozeß ist heute nahezu abgeschlossen. Dies ist eine bittere Erfahrung, die der Vorsitzende Ludwig Vögely in seiner Amtszeit machen mußte. Gleichzeitig hat sich aber auch eine andere positive Entwicklung angebahnt: Die Verschiebung von *kleinräumlichen Heimaten* zu größeren, das frühere Staatsgebilde Baden überschreitenden Räumen. *Regio*, *Region*, *Regionalismus* sind die Stichworte, die diese Entwicklung umreißen.

Die Jahre 1982 bis 1998 waren, wenn wir sie heute im Rückblick betrachten, die Zeit eines *Umbruchs in der Einschätzung und Praxis von Heimat*.

III. UMGESTALTUNG

Bei einer Würdigung der Verdienste Ludwig Vögelys für den Landesverein Badische Heimat muß ich eines von vornherein mit aller Deutlichkeit festhalten: Ein Vorsitzender kann Versäumnisse in der Vereinsgeschichte nicht auf „einen Anlauf hin“ bewältigen. Viele Ortsgruppen waren zu der Zeit als Ludwig Vögely

sein Amt antrat, schon von der badischen Landkarte verschwunden. Eine Wiederbelebung solcher Regionalgruppen, um die sich Ludwig Vögely während seiner Amtszeit bemüht hat, hat sich als äußerst schwierig erwiesen. Waren doch in der Zwischenzeit an die Stelle der Badischen Heimat längst andere ortsbezogene Vereine und Gruppierungen getreten.

Aus heutiger Sicht wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Landesverein in der Zeit zwischen 1970 und 1980 schon eine behutsame, den Erfordernissen entsprechende Umgestaltung erfahren hätte. Nur, auch dies hat ein getreuer Chronist zu bedenken, wer im Verein hätte damals eine solche Umgestaltung gewollt, wer hätte sie gewagt, wer hätte sie mitgetragen?

Liebe Mitglieder, liebe Freunde der Badischen Heimat, die Verabschiedung eines langjährigen Vorsitzenden ist nicht nur ein Moment persönlicher Ehrung und Würdigung, sondern auch ein Augenblick der Rückschau und Nachdenklichkeit. Würde diese Nachdenklichkeit fehlen, so verkäme jede Ehrung zur Lobhudelei, entbehrte jeder Einbindung in die Zeit.

Bei der Würdigung der Verdienste Ludwig Vögelys um den Landesverein Badische Heimat will ich vier Arbeitsgebiete, die der Persönlichkeit und Begabung des Vorsitzenden entsprechen besonders hervorheben.

Engagement und Mitarbeit an den Heften des Landesvereins BADISCHE HEIMAT, die publizistische Tätigkeit, die für den Verein in der Erstellung der „Chronik des Landesvereins“ ihren Höhepunkt fand, der Aufbau einer funktionierenden Verwaltung des Vereins in Freiburg, die Sanierung und Erhaltung des Hauses der Badischen Heimat in Freiburg, nach Ludwig Vögely selbst, ein Schwerpunkt seiner Arbeit.

IV. DIE HEFTE DER BADISCHEN HEIMAT

Die Hefte des Landesvereins Badische Heimat lagen dem Vorsitzenden und der Schriftleitung gemeinsam am Herzen, können doch die Hefte auf die ehrwürdige Tradition von fast 80 Jahren zurückblicken. Sie sind, um eine Formulierung Ludwig Vögelys aufzugreifen,

das „*eigentliche Band*“ zwischen den Mitgliedern über die Regionalgruppen hinaus. Wenn noch etwas Badisches zur Sprache gebracht wird, so hoffen wir, in den Heften der Badischen Heimat. Daß sich dieses Badische immer mehr auf die *historische Dimension* reduziert hat, liegt nach der Vereinigung der beiden Länder Baden und Württemberg nahe. So hat auch Wolfgang Hug im Epilog zu seinem Buch „Geschichte Badens“ auf das „historische Erbe“ und das „historische Geschichtsbewußtsein Badens“ (S. 394) als bleibenden Wert hingewiesen, in dem das spezifisch Badische „weiterlebt und weiterwirkt“. Eine gewisse Ausweitung der badisch-historischen Dimension ist im letzten Jahrzehnt dadurch erreicht worden, als sich das frühere Baden immer mehr als Teil der *Geschichte des Oberrheins* begreift und grenzüberschreitend denkt.

In der Amtszeit Ludwig Vögelys wurden einschneidende Veränderungen an Gestalt und Thematik der Hefte vorgenommen. Das nicht mehr zeitgemäße Ekkehardheft mit seinem überholten, nicht mehr auf den neuesten Stand zu bringende Kalendarium wurde aufgegeben, das Erscheinungsbild und die Schrifttype der Zeitschrift wurde modernisiert, das farbige Umschlagbild eingeführt. Mindestens ein Heft von vier Heften im Jahr wird nach Möglichkeit und Anlaß als Themenheft gestaltet. Die Hefte zur „Französischen Revolution“ und zur „48er-Revolution“ mögen dafür als Beispiel gelten. Ludwig Vögely hat von Anfang an die organisatorische Fähigkeit mit der publizistischen Engagement verbunden. So hat Ludwig Vögely im Laufe der Jahre eine Vielzahl von Aufsätzen zum Heft beigesteuert. Der Buchbesprechungsteil wurde im wesentlichen von ihm gestaltet. Auch hat Ludwig Vögely immer wieder Aufsätze und Autoren für das Heft vermittelt. Eine von Beiräten und Vorstand gewünschte Aktualisierung der Hefte konnte nur teilweise gelingen, da dafür die „Zulieferer“ aus den Regionen fehlten.

Den Bemühungen Ludwig Vögelys ist es zu verdanken, daß die Hefte immer noch mit vier Auslieferungen im Jahr erscheinen können, da eine Kürzung der Zuschüsse beim Regierungspräsidium in Freiburg vermieden werden konnte.

Die Verbindung von organisatorischem Talent und volkskundlichen Interessen Ludwig

Vögelys ist eine ganz persönliche Leistung, die den Heften der Badischen Heimat zugute kam. Durch die Mitarbeit an den Heften hat Ludwig Vögely sich in die Badische Heimat im buchstäblichen Sinne „eingeschrieben“.

IV. SCHRIFTSTELLERISCHE TÄTIGKEIT

Die Mitarbeit Ludwig Vögelys an den Heften der Badischen Heimat ist Anlaß auf Ludwig Vögelys heimat- und volkskundliche Arbeiten hinzuweisen, die er in der Zeit von 1982 bis 1998 herausgebracht hat. Ich nenne in diesem Zusammenhang nur die vier Sagenbücher, Sagen aus dem Kraichgau, Sagen Karlsruhes, Freiburgs und des Markgräflerlandes, dann das Buch „Kraichgauer Gestalten“ und sein letztes Buch „Leben im Kraichgau in vergangener Zeit“. Mit den beiden letztgenannten Büchern hat Ludwig Vögely nochmals seiner Heimatlandschaft, dem Kraichgau, seine Reverenz erwiesen.

Einen besonderen Dienst hat Ludwig Vögely dem Verein durch die Abfassung der „Chronik des Landesvereins“ für die Jahre 1909–1984 zum 75jährigen Bestehen des Landesvereins erwiesen. Das Abfassen der Chronik war für Ludwig Vögely, wie er selbst schreibt, „Anlaß und Verpflichtung“, dem er sich gerne stellte, weil sich in der Geschichte des Landesvereins zeigte,

„daß der Landesverein, immer Männer besaß, welche Klippen und Schwierigkeiten zu meistern verstanden“ (Chronik S. 11).

Parallel zur Chronik lief der Auftrag an Herrn Dr. Beuttenmüller, sämtliche Schriften der Badischen Heimat in einer Bibliographie zu erfassen.

Die „Chronik“ ist ein bleibendes Geschenk Ludwig Vögely an den Landesverein. Der Landesverein ist ihm für diese Leistung zu ganz besonderem Dank verpflichtet.

V. VERWALTUNG, ARCHIV, BIBLIOTHEK

Ludwig Vögely hat 1982 sein Amt unter dem Grundsatz angetreten:

„Wenn ein Verein effektive Arbeit leisten will, muß seine Verwaltung funktionieren“ (Chronik S. 812).

Und so kommentiert er auch den Beginn seiner Tätigkeit trocken und lakonisch mit dem Satz:

„Der neue Landesvorsitzende hatte nun zunächst die schwierige Aufgabe, eine funktionsfähige Verwaltung aufzubauen“ (Chronik S. 828).

Und so hat denn Ludwig Vögely einer seiner Hauptaufgaben darin gesehen, Verwaltung, Bibliothek und Archiv nach einem desolaten Zustand wieder aufzubauen. Die Funktionsfähigkeit der drei genannten Bereiche ist ein bleibendes Verdienst Ludwig Vögelys als Vorsitzender des Landesvereins. Die Bibliothek wurde dank ABM-Maßnahmen computermäßig erfaßt und das Archiv wieder zugänglich gemacht. Die Funktionsfähigkeit einer geordneten Verwaltung zeigt sich nicht zuletzt in geordneten Finanzen. Zu diesem Zwecke wurde Herr Rolf Kohler am 1. 1. 1983 zum Landesrechner bestellt. Die Verwaltung in Freiburg wurde nach dem Weggang von Frau Dörner mit neuen Damen besetzt.

Im Zusammenhang mit der Verwaltungstätigkeiten ist auch auf die Neufassung der Satzung des Landesvereins von 1984/1985 hinzuweisen.

VI. HAUS DER BADISCHEN HEIMAT

Ein ganz besonderes Anliegen Ludwig Vögely war die Erhaltung und Sanierung des von Carl Anton Meckel im Jahre 1926 erbauten Haus der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße 12 in Freiburg. In der Chronik hat Vögely geschrieben:

„Geblieden ist freilich das Haus: Es hat den Sinn behalten, Mittelpunkt und Heimat des Vereins zu sein“ (Chronik S. 734).

So wurde 1985 das Haus in das Denkmaltuch des Landesdenkmalamtes aufgenommen, 1987 die eingetragene Grundschuld gelöscht.

In der Folge wurde das Haus renoviert und restauriert. Durch das Vermächtnis eines Mitgliedes der Badischen Heimat ist es gelungen, die Erbpacht abzulösen und das Grundstück im Jahre 1997 zu kaufen. Ludwig Vögely hat zur Deckung der Kosten eine großangelegte Spendenkampagne gestartet, die bisher schon 36 000 DM eingebracht hat.

Mit der Sanierung des Hauses und dem Erwerb des Grundstücks ist wohl ein Herzenswunsch Ludwig Vögelys in Erfüllung gegangen, und ich stehe nicht an, die Bemühungen um das Haus der Badischen Heimat, die Krönung der Vereinsarbeit Ludwig Vögelys zu sehen.

Die Badische Heimat ist für Ludwig Vögely ohne das Haus in der Hansjakobstraße nicht denkbar, die Kontinuität des Vereins dokumentiert sich für ihn in diesem Haus. Daß die Bemühungen um Erhalt und Sanierung des Hauses nicht möglich gewesen wären, ohne die bescheidene und kompetente Arbeit des Landesrechners Rolf Kohler, darf ich bei dieser Gelegenheit mit Dankbarkeit erwähnen.

VII. PROBLEMHORIZONTE

Lassen Sie mich am Ende nochmals auf einige grundsätzliche Fragen zurückkommen, zumal diese Erwägungen für die Zeit der Vorstandschaft Ludwig Vögelys von Belang waren und wohl auch in Zukunft von Belang sein werden.

1.

Heimat in der Zeit ihrer *räumlichen Verschwindens*, ihrer *Verlegung ins Flächenhafte*, ihrer *Regionalisierung*, wenn sie so wollen, führt natürlich auch zu einer Veränderung des Heimatbegriffs. Heimat war für die Generation, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg geboren wurde, ein Begriff, der mit Kindheit, Jugendzeit und Erinnerung verbunden war. Martin Walser hat in diesem Zusammenhang das schöne Wort vom „absoluten Tonwert von Kindheit“ geprägt.

„Diesen absoluten Tonwert von Kindheit, von allem, was in der Kindheit akustisch, faktisch, sensuell überhaupt mitgespielt hat“ (M. Walser in „Allmende 1997, Nr. 54/55).

Ludwig Vögely hat in seinem letzten Buch diese Sicht bestätigt. Er schreibt:

„Die Arbeit an dem Buch hat mir Freude bereitet, nicht nur deshalb, weil ich dabei viel gelernt habe, sondern weil viele Erinnerungen an Eltern und Großeltern, Nachbarn und Schulkameraden, Feste und Feiern wachgeworden sind, Erinnerungen an schöne Jahre in einem schönen Kraichgaudorf“.

Das „schöne Kraichgaudorf“ war Eschelbach in den Jahren zwischen 1911 und 1934. Ich glaube man geht wohl nicht zu weit, wenn man behauptet, daß das Ineinander von Ort und intensivem Erleben in Kindheit und Jugendzeit, das Fundament für Vögelys Heimat-erlebnis gelegt hat. Eben dies nennt Martin Walser, den „absoluten Tonwert in der Kindheit“.

Ich glaube es ist leicht einsehbar, daß die psychologischen und soziologischen Voraussetzungen für diesen „absoluten Tonwert von Kindheit“ bei heutigen Jugendlichen weitgehend nicht mehr gegeben sind. Orte, an denen man sich aufhält, sind zufällig geworden, haben ihre prägende Kraft verloren. Heimat wird deshalb in Zukunft wohl weniger mit Vergangenheit als mit *Zukunft* zu tun haben. Mit *Lebensqualität*, mit *Gestaltungsmöglichkeiten* im alltäglichen Leben. Auch das *Fremde* und die *Integration des Fremden* in die jeweilige Lebenswelt wird eine größere Rolle spielen.

2.

Auf eine weitere Veränderung, mit der Ludwig Vögely in den letzten sechzehn Jahren kontinuierlich und mit schmerzlichen Erfahrungen konfrontiert war, ist hinzuweisen: auf die *Versachlichung*, *Professionalisierung*, *Departementalisierung*, in Sachen Heimat. Alle Bereiche, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges noch unter dem Dach der Badischen Heimat mehr oder weniger vereinigt waren, haben sich *professionell ausdifferenziert*: Naturschutz, Heimatschutz, Denkmalspflege, Raumplanung, Geschichte, Volkskunde.

3.

Schließlich, zum dritten, machen wir die Beobachtung, daß *kleinräumliche Heimaten* mit prägender Kraft immer mehr aus den Biographien verschwinden. An die Stelle des *Kleinräumlichen* – Dorf, Quartier, Viertel – tritt zunehmend die *Region*. Heimat ordnet sich räumlich neu. Damit sind auch neue Anforderungen und Bedürfnisse entstanden: Wirtschaftliche Gesichtspunkte, Lebensqualität, kulturelles Angebot, bürgergesellschaftliche Partizipation.

Der „Heimatraum“ ordnet sich neu, die Bedürfnisse verändern sich.

Vereinspolitisch scheint mir diese Einsicht fundamental die für die zukünftige politische Gestaltung von Heimat zu sein:

Der Heimatraum ordnet sich neu und der neue, regionale Heimatraum bedarf nach wie vor des Management. Heimat braucht Management.

VIII. BESCHLUSS

Der Landesverein Badische Heimat dankt Ludwig Vögely für seine großen Verdienste während seiner sechzehnjährigen Amtszeit.

In einer Zeit großen Umbruchs hat er durch den Aufbau und die Weiterentwicklung der Verwaltung der Badischen Heimat, Neuordnung der Bibliothek und des Archivs, Erfassung der Aufsätze in der Badischen Heimat und die Chronik ein solides Fundament für die weitere Arbeit gelegt.

Durch die Sanierung des Hauses der Badischen Heimat und den Erwerb des Grundstücks in der Hansjakobstraße bleibt das Haus der Badischen Heimat „Mittelpunkt und Heimat des Vereins“.

Ludwig Vögely hat während seiner Amtszeit vielerlei Kontakte geknüpft und war über die unmittelbare Vereinsarbeit in mehreren Organisationen tätig so z. B. in der „Heimatspflege Nordbaden“, im „Deutschen Heimatbund“.

Sein vielfaches Engagement fand Anerkennung durch vielerlei Auszeichnungen, von de-

nen die Auszeichnung des Deutschen Heimatbundes und die „Goldene Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg“ zu erwähnen sind.

Ein besonderer Dank ist an Esther Vögely auszusprechen, die die Jahre von Ludwig Vögelys Amtszeit tatkräftig begleitet hat.

Der Landesverein, Vorstand, Beiräte, Regionalvorsitzende danken Ludwig Vögely für seine hingebungsvolle Arbeit und wünschen ihm, daß er im Gefühl des Goethe Diktums sich seiner Verdienste erfreuen kann:

*„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh ihrer Taten, ihrer Größe den
Hörer unterhält und, still sich freuend, am
Ende dieser schönen Reihe sich geschlos-
sen sieht“ (Vögely in der Einleitung zu „Das
Leben im Kraichgau“).*

Ludwig Vögely hat sich in der Reihe der sechs Vorsitzenden der Badischen Heimat eingereiht.

Anmerkungen

alemannisch „letz“ ist links, verkehrt.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weissdornweg 39
76149 Karlsruhe

Demokraten und Soldaten in der Badischen Revolution 1848/49

Demokraten und Soldaten: Was verbindet die beiden außer ihrem Reim? Und was verbindet beide mit der Badischen Revolution von 1848/49? Daß die einen die Revolution gemacht, die andern sie kaputt gemacht haben? Demokraten und Soldaten: Verhalten sie sich nicht wie Feuer und Wasser zueinander? „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“ lautete ein „geflügeltes Wort“, das offenbar schon im Spätsommer 1848 auf einem Flugblatt zu lesen war und das dann Friedrich Wilhelm IV., wie er in einem Brief an Bunsen am 7. 4. 1849 schrieb, der Delegation der Paulskirche bei der Ablehnung der Kaiserkrone zum Abschied gesagt hat: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Adieu!“ Zum Urheberrecht für diese klassische Formel kursieren verschiedene Versionen. Werner Conze nennt im Lexikon der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ eine Berliner Flugschrift von Ende November 1848. Bernhard Mann gibt Wilhelm von Merckel, einen Freund Fontanes, als Erfinder der schlimmen Wendung an und bezieht sich dabei auf einen Nachweis in Büchmanns „Geflügelten Worten“. Mit „Soldaten“ verknüpfte die öffentliche Meinung wohl seit der Revolution vor 150 Jahren hierzulande „Ordnung“. „Demokraten“ hingegen assoziierte man mit „Freiheit“. Beides schienen Gegensätze, wie jene Badenerin vermutete, die ihren Ehemann fragte, als er von der Volksversammlung spät und beschwingt nach Hause kam: „Was henn er jetzt beschlosse? Git's jetzt Freiheit oder hemmer no Ordnung?“

DEMOKRATEN: RADIKAL ODER KONSTITUTIONELL?

Demokraten und Soldaten: Freiheit oder Ordnung? „Demokraten“, das wurde im Vormärz wenn nicht ein Kampfbegriff so doch eine Art Parteibezeichnung. Demokratie bedeute, so der Brockhaus in seiner Ausgabe von 1840, „dasselbe, was man in neueren Zeiten unter dem Namen Republik versteht“. In der Tat verstand sich jener linke Flügel der Liberalen im badischen Landtag um Friedrich Hecker, dem etwa ein Dutzend Abgeordnete angehörten, als republikanisch. Da aber „Republik“ ein gefährliches Reizwort darstellte (in Frankreich wurde 1835 die Bezeichnung „Republikaner“ sogar verboten), zog die Heckerfraktion den Namen Demokraten vor. Seit 1846 verschärfte sich der Gegensatz zwischen den gemäßigten Liberalen und den „Linken“, die in entschiedener Opposition gegen die großherzogliche Regierung stand, gerade als mit J. B. Bekk ein führender Liberaler zum Regierungschef ernannt worden war. Die „Demokraten“ spotteten über den „faulen“ Kompromiß der gemäßigten Liberalen mit dem Monarchen, denunzierten sie als „Halbe“. Sie selbst bezeichneten sich dagegen bewußt als die „Ganzen“ oder kurzerhand als „Radikale“.

Ginge es nur um die Begriffsgeschichte, könnten wir uns schon zufrieden geben in der Meinung, wir wüßten, was Demokraten in der Badischen Revolution von 1848/49 gewesen sind: Die radikalen Liberalen, die für die ganze



Freischärler holen einen Bauernsohn

Freiheit kämpften, die volle Freiheit von jeglicher Fürstenherrschaft, für die Republik also.

In der Sache waren demokratische Strukturen freilich auch das Ziel der gemäßigten Liberalen. Auch sie kämpften für die Freiheit und für Volksherrschaft; doch nicht gegen jede Fürstenherrschaft, sondern gegen die absolute Monarchie oder fürstliche Willkürherrschaft. Sie war aus ihrer Sicht durch die Verfassung auszuschließen. Karl von Rotteck hatte noch im Staatslexikon von 1837 das demokratische und das monarchische Prinzip als miteinander wohl verträglich beschrieben in der Staatsform der konstitutionellen Monarchie. Das eigentlich Demokratische sahen die Liberalen aus der Schule Rottecks, und das war die große Mehrheit im badischen Landtag, in der Verfassung, in der Konstitution. Sie nannten sich daher – in Abgrenzung zu den radikalen „Demokraten“ – die „Konstitutionellen“.

Im Sinne der „konstitutionellen“ Liberalen war die große Mehrheit der Badener vor 150 Jahren demokratisch. Und sie waren stolz

darauf. Man sah sich hier im Südwesten Deutschlands als politische Avantgarde. Stand hier nicht die „Wiege der Demokratie“, wie ein Stuttgarter Symposium im vorletzten Jahr es artikuliert? War nicht der Karlsruher Landtag – nach einer Formulierung von Franz Schnabel – die „Vorschule des Parlamentarismus“ für ganz Deutschland? Heinrich von Gagern, der Präsident des Vorparlaments und der Nationalversammlung in Frankfurt, hatte schon 1838 die demokratischen Tendenzen des südlichen Deutschland im Gegensatz zu Preußen betont. Und Gervinus, der Heidelberger Historiker, der zu den „Göttinger Sieben“ gehörte und mit Bassermann und Mathy die bedeutendste Zeitung der Liberalen (die „Deutsche Zeitung“) gegründet hatte, sah die ganze Geschichte auf einem unumkehrbaren Weg zur Demokratie. Baden, die „badische Heimat“, sollte den Deutschen, so wie die USA der ganzen Welt, Vorbild und Vorreiter sein. Baden war also so etwas wie das Laboratorium der Freiheit!

FÜRSTEN- ODER VOLKSHEER? DIE BADISCHE ARMEE

Das Militär war im Prozeß der Entstehung des modernen Staates im Zeitalter des Absolutismus bekanntlich so etwas wie die Mittelsäule im Staatsgebäude, gleichsam der Stamm, auf dem sich die Krone erhob. Monarchie und Militär haben sich wechselseitig stark gemacht. Die im Fürsten versammelte, entprivatisierte Gewalt war verkörpert im Fürstenheer. Das Heer gehörte dem Monarchen. Es wurde auf ihn, nicht auf die Verfassung vereidigt. Die Französische Revolution, jener Urknall bei der Geburt der modernen Demokratie, hat dem Fürstenheer das Volksheer entgegengesetzt. Die *Levée en masse* brachte die Nation unter Waffen. Die Völker Europas, die sich schließlich gegen Napoleon erhoben, schickten ihre Volksheere gegen die Armee des Kaisers, an der Spitze die Freicorps, die Freiwilligen-Einheiten, die der Befreiung Europas von Napoleons Hegemonie den heroischen Glanz gaben und den Sieg mit etwas demokratischem Öl salbten. Die Farben des Lützowschen Corps – Schwarz-rot-gold – sollten dann zur Symbolfahne der revolutionären Begeisterung 1848 werden und die hehren Ziele versinnbildeln, die zunächst alle Demokraten, Radikale und Konstitutionelle, brüderlich vereinigte: Freiheit und Einheit für ganz Deutschland. Dazu wollten alle Demokraten mit ihren Märzforderungen als entscheidende Grundlage die Volksbewaffnung, d. h. ein Militär aus dem Volk, ein Instrument des Volkswillens (der Volkssouveränität also), und natürlich ein Militär des ganzen Volkes, eine „nationale Volksarmee“ könnten wir sagen, wenn dieser Name „NVA“ nicht anderweitig vergeben worden wäre.

Die Forderung nach Volksbewaffnung kam den Demokraten keineswegs erst im März 1848 in den Sinn. Es war Karl von Rotteck, der 1816 (noch bevor er zum Staatsrechtler geworden war) in einer Schrift „Über stehende Heere und Nationalmiliz“ die liberale Position programmatisch formulierte: Die Zukunft muß dem Volksheer gehören. Vorbilder waren für Karl von Rotteck die preußische Landwehr und die schweizerischen Milizen. Aber weder das eine, noch das andere fand in Baden eine Parallele.

Die Modernisierung der badischen Truppen in der Rheinbundzeit und während der Befreiungskriege hat das klassische Stehende Heer als Instrument der Krone gestärkt. Es umfaßte 1848 rund 60 Kompagnien in 15 Bataillonen bzw. 5 Regimentern, dazu 12 Schwadronen Kavallerie und 4 Batterien Kanoniere. Das ergab eine Sollstärke von gut 20 000 Mann, verteilt auf mehrere Garnisonen. Zur größten war bekanntlich Rastatt ausgebaut worden, und zwar wie zuvor schon Mainz und Ulm als Bundesfestung. Rastatt erhielt die damals modernsten Festungsanlagen und Kasernen. Sie sind im wesentlichen in den 1840er Jahren gebaut worden: die Leopoldfeste (nach dem „Bürgerfreund“ Großherzog Leopold), ferner die Ludwig- und die Friedrichfeste. Als Bundesfestung diente Rastatt zugleich als Waffenplatz für das VIII. Armeecorps des Deutschen Bundes, dem neben 10 000 badischen Soldaten etwa 14 000 Württemberger und rund 6000 Hessen-Darmstädter angehörten. Für die in Rastatt stationierten badischen Regimenter wurden die zwei Leopoldskasernen errichtet. Nachzulesen ist das im Militärgeschichtlichen Handbuch Baden-Württemberg von H.-J. Harder.

Für die großherzogliche Armee bestand eine Wehrpflicht. Die Dienstzeit betrug (seit 1825) 6 Jahre. Aber längst nicht alle jungen Männer im wehrpflichtigen Alter mußten dienen. Bestimmte Gruppen waren ganz befreit, andere konnten sich gleichsam freikaufen, indem sie einen „Einsteher“ bezahlten. Das kostete für 6 Jahre zwischen 250 und 450 Gulden. Wer konnte sich das außer hohen Beamten und wohlhabenden Kaufleuten oder Grundbesitzern leisten? 20–25% der Mannschaften waren Berufssoldaten (vor allem die Unteroffiziere). Insgesamt handelte es sich also trotz der Wehrpflicht um alles andere als ein Volksheer. Der sozialen Herkunft nach überwogen Söhne aus der Schicht der Kleinhandwerker, Bauern und Tagelöhner. Von der sechsjährigen Dienstzeit verbrachten die meisten Soldaten nur einen Bruchteil bei der Truppe: Nach der Ausbildung bekamen sie in der Regel langfristige Urlaub, bis man sie im Ernstfall in die Kasernen zurückbeordnete.

Ein solcher Ernstfall war im März 1848 eingetreten. Reguläre Truppen wurden gegen die aufständischen Bauern im Odenwald und

anderswo eingesetzt. Und im April gegen die Freischaren und Sensenmänner von Hecker, Struve, Sigel und Weißhaar. Hinzu kamen Einheiten aus dem Bundeskontingent, vor allem Hessen, Nassauer und Württemberger. Also nun doch Soldaten gegen Demokraten?

WEM DIENT DIE MILITÄRISCHE GEWALT?

Das Schlüssel- oder Zauberwort der Revolution war, für alle Demokraten, „das Volk“. Volksversammlungen verabschiedeten landauf und landab Forderungen des Volkes. Statt des Fürsten von Gottes Gnaden galt jetzt das Volk von Gottes Gnaden, und „des Volkes Stimme“ wurde „Gottes Stimme“. Was für eine vieldeutige Formel! Was für eine unendliche Chiffre: „Das Volk“ / Triebkraft oder Treibsand der Geschichte? Ein romantisches Konstrukt? Das Volk = die Nation? (Die ganze Nation, nicht in Klassen, nicht in Ost und West geteilt: „Wir sind das Volk!

Wir sind ein Volk!“). Das Volk = die Unterschichten? Das Volk = das absolute Gegenüber zum Fürsten? Oder gar des Fürsten Eigentum? Volk und Fürst unlösbar miteinander im Verbund, wie so viele Liberale auch 1848 überzeugt gewesen sind? Hat jemals jemand irgendwo „das Volk“ gesehen? Das Volk, das Rechte hat und natürlich auch das Recht auf Waffen. Das Volk allein, so die Revolutionäre, habe dieses Recht. Schon beim Auftakt zur badischen Revolution am 12. September 1847 forderten die entschiedenen Verfassungsfreunde (die „Demokraten“ im engeren Sinn) eine „volkstümliche Wehrverfassung“, und bei der ersten Volksversammlung der Revolution am 27. Februar 1848 in Mannheim stand die Forderung nach „Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere“ an erster Stelle. Auch an andern Orten, so etwa auf dem Freiburger Münsterplatz am 26. März 1848, forderten die Massen die Volksbewaffnung. Dies hatte Vorrang vor den beiden anderen Fundamentalzielen, der Preßfreiheit und den Schwur-



Niederlage der Revolutionäre 1849

gerichten. Konkret lautete die Forderung in Freiburg: „Verschmelzung der Bürgerwehr und des stehenden Heeres zum Behufe einer wahren, alle waffenfähigen Männer umfassenden Volkswehr“.

VOLKSBEWAFFNUNG = BÜRGERWEHR

Die Bürgerwehr schien allen Demokraten – den Radikalen wie den Konstitutionellen – das Organ, mit dem die „Volksbewaffnung“ zu verwirklichen sei. Die Geschichte der Bürgerwehr als Alternative oder Pendant zum Stehenden Heer ist noch zu schreiben. Darauf hat Ralf Pröve jüngst nachdrücklich hingewiesen. Natürlich sind die Bürgerwehren keine Erfindung der revolutionären Demokraten in Baden. Sie sind indes ein Kernelement jenes „Traumes von der Freiheit“, als den Franz X. Vollmer die Revolution von 1848/49 in unübertrefflicher Weise beschrieben hat. In der Bürgerwehr schien das Urdemokratische der Politik Wirklichkeit geworden: Daß die Bürger unmittelbar, freiwillig, gleich und direkt die (entprivatisierte) Waffen-Gewalt in ihrem Staat ausübten. Was für ein kühner und herrlicher „Traum von der Freiheit“!

Und die Wirklichkeit dieser Bürgerwehren? Für die badische Revolution von 1848/49 sind sie von entscheidender Bedeutung. Per Gesetz vom 3. April 1848 wurden die an vielen Orten im Zuge der Märzerhebung des Volkes spontan gebildeten Bürgerwehren für alle Kommunen zur Pflicht gemacht. Sie sollten – wie das schon für die im März „von unten“ entstandenen Bürgerwehren verkündet wurde „zur Vertheidigung des Landes, der Verfassung und der durch die Gesetze gesicherten Rechte und Freiheit gegen innern und äußern Feind“ eingesetzt werden. Diese Doppelfunktion spiegelt den Grundwiderspruch der ganzen Revolution: Sicherung von Ruhe und Ordnung im Staat – und Durchsetzung der Rechte und Freiheiten des Volkes: Ordnung versus Freiheit. „Lieber keine Freiheit als keine Ordnung!“ soll der liberale Bassermann im März 1848 im Karlsruher Landtag gerufen haben.

Der Doppelcharakter der Bürgerwehren – d. h. der revolutionären Gewalt – war nicht

etwa ein vermeidbarer Mangel. Er legt die innere Dialektik der Revolution bloß. Die Bürgerwehr hatte hoheitliche Funktion, stand im Dienst der (nun demokratisch begründeten oder gedachten) Obrigkeit, wirkte zum Schutz von Ruhe und Ordnung und d. h. auch der bestehenden Verhältnisse; zugleich wurde sie von radikal-revolutionären Kräften (wie beim Heckerzug oder Struveaufstand) als „bewaffneter Arm des Volkes“ in Anspruch genommen.

Die gleichsam systemimmanenten Konflikte waren durchaus programmiert. Wer sollte die Bürgerwehren bewaffnen? Wer die Ausrüstung finanzieren? Wenn sich die Wehrmänner selbst bewaffneten, womit konnten sie das? Mit gerade geschmiedeten Sensen? Mit Kanonen, die man aus den städtischen Zeughäusern holte (raubte)? Und wo lag die Kommandogewalt? Wie wollte man Offiziere, Unteroffiziere gewinnen, wählen, ihre Qualifikation erkennen (Leute wie der zu den Revolutionären gekommene ehemalige Leutnant Franz Sigel waren seltene Ausnahmen). Da gab es „wilde“ Bürgerwehren und „reguläre“ und da wurden Bürgerwehren gedrillt, während andere nur Jux machten. Da nahm, wie Carl Schurz in seinen Lebenserinnerungen erzählt, eine studentische Wehreinheit eine bürgerliche nachts auf der Streife in Haft, um dann auf der Wache bei fröhlichem Biergelage wieder Versöhnung zu feiern und Hochrufe auf das „Neue Deutsche Reich“ auszubringen. Die 1848er Revolution war wohl vielerorts auch einfach ein Spektakel, ein Happening, ein Kostümfest!

FREISCHAREN UND LINIENTRUPPEN

Freilich wurde die Revolution aber auch eine blutige Katastrophe. Der „Traum von der Freiheit“ der Demokraten erlag der brutalen Wirklichkeit militärischer Gewalt, d. h. den Soldaten. Das gewaltsame Aufeinanderprallen von Demokraten und Soldaten erfolgte zuerst im April 1848. Ein Flugblatt vom 7. April 1848 aus Freiburg wendet sich an die „Männer aus dem Oberrheinkreise!“ mit den Worten „Die Stunde der Entscheidung naht heran; das Geschick unseres Vaterlandes beginnt zu reifen; darum seid auf Eurer Hut, bedenkt, was auf dem

Spiele steht; jetzt oder nie! In wenigen Tagen schon wird Euch der Dienst des Vaterlandes rufen, legt alles andere bei Seite, damit Ihr diesem Rufe folgen könntet . . . Der Seekreis steht bereits unter Waffen; die ganze männliche Bevölkerung aller Stände vom 18ten bis zum 55ten Jahre, wohlgerüstet und exercirt seit vielen Wochen, ist entschlossen zu marschieren und wartet nur der Antwort auf die nachstehenden Beschlüsse der Volksversammlung, welche am 6ten d. M. zu Donaueschingen statt fand.“ Der zentrale Beschluß lautete: „Das Volk soll augenblicklich bewaffnet und das Linienmilitär mit der Bürgerwehr verschmolzen werden.“ Beschlossen wurde außerdem, daß der badische Markgraf Wilhelm als Kommandeur des VIII. Armeecorps unverzüglich zu entlassen sei und daß man den Einmarsch fremden Militärs oder deutscher Bundestruppen in Baden als Kriegserklärung gegen das Volk ansehen würde, dem man unverzüglich mit Gewalt entgegenzutreten werde.

Solche Quellen lassen den Heckerzug wohl in etwas anderen Farben erscheinen, als er gewöhnlich gemalt wird. Die Dialektik aller revolutionären Gewalt zeichnete sich jedenfalls ganz klar ab. Dem widerspricht die von Hecker und Struve immer wieder bekräftigte Erwartung, bei einem möglichen Aufeinandertreffen von bewaffneten Freischaren (bzw. Bürgerwehren) und regulären Truppen wolle man nicht aufeinander schießen. Die Brüder auf der anderen Seite, so machte Hecker seine Leute glauben, werden zu uns überwechseln und sich dem Kampf für die Freiheit anschließen.

Tatsächlich gab es auch auf der Regierungsseite die Versicherung, man werde die Märzerrungenschaften des Volkes in keiner Weise antasten oder gar militärisch unterdrücken. Was aber bei den Einquartierungen in den aufständischen Dörfern des Odenwaldes oder Kraichgauens in den ersten Märztagen Erfolg hatte: die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung durch die bloße Drohung mit militärischer Gewalt, das scheiterte gegenüber den Heckerleuten. Ein Soldat aus meiner Heimat schrieb damals unmittelbar nach dem Gefecht bei Kandern seinen Eltern: „Die Zeit, wo ich wirklich mitmachen muß, ist hart, wir sind immer auf dem Marsch, wo wir wenig Ruhe haben. Ich will Euch auch berichten, daß ich

den 20ten des Monats einen rechten Rauf in Kandern hab müssen mitmachen, da sind mir die Augen auf gegangen, wo die Kugeln uns über den Kopf gefahren sind. Nun bin ich glücklich davon gekommen, es sind von uns 15 gleich auf dem Platz geblieben, und etliche auch blessiert worden, von den Freischärlern sind 70 auf dem Platz geblieben und viele Bläsierte . . . Nun tät es mich wundern, ob meine Kameraden bei denen Freischärlern oder beis Heckers Zug gewesen seind, aber ich glaube nicht, daß sie so leichtsinnig waren und mit ihnen fort waren . . .“

Man muß schon recht parteiisch sein, wenn man den Einsatz des Militärs gegen den Heckerzug schlicht als brutalen Akt der Gegenrevolution bezeichnet und als Sieg der Fürsteneckten über Freiheitshelden betrachtet nach dem Motto „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.“ Die Kommandeure der Interventionstruppen, etwa der bayerische Generalleutnant, dessen Einheit in den Seekreis einmarschierte, mahnte seine Leute: „Euer Beruf ist es, unsern deutschen Brüdern in Baden die Hand zu reichen, unsere errungenen gesetzlichen Freiheiten gemeinschaftlich mit ihnen zu schützen und dem Eindringen bewaffneter Scharen, die nur den Samen der Zwietracht und der Anarchie unter uns auszustreuen beabsichtigen, mit aller Kraft zu begegnen.“ Und der badische Armeechef und Kriegsminister Hoffmann gab der Öffentlichkeit nach dem Sieg der Hessen, Nassauer und Badener über die Einheiten von Sigel in Freiburg an Ostern 1848 bekannt: „Die Truppen der drei Staaten haben gewetteifert zu zeigen, wie ernst ihnen der Wunsch nach Ordnung und Gesetz ist. Die Sache der gesetzlichen Freiheit hat gesiegt, und die Anarchie einen herben Schlag erlitten.“ Von der Gegenseite hat Hecker die ganze Tragik dieser dialektischen Einschätzung des Kampfes um Freiheit und Republik an Ostern vor 150 Jahren so gesehen: „Die getöten Republikaner wurden öffentlich zur Schau ausgestellt. Ein Trupp Soldaten ging hin, sie zu besichtigen, und ein Soldat sagte: so sollten die Hunde alle beieinander liegen! und als er näher trat, lag sein Vater unter den Vordersten der toten Republikaner; eine Kugel hatte ihm die Brust zerschmettert.“ Soldaten gegen Demokraten?

Die Unruhen in Baden im April 1848.



Erstürmung von Freiburg im Breisgau

IST DAS MILITÄR ZU DEMOKRATISIEREN?

Der Heckerzug brachte zu Bewußtsein, daß der „Traum von der Freiheit“ eine Illusion, ein Wunschtraum war. Es gab offenbar immer nur „die Freiheit, die *ich* meine“. Der Konsens der Demokraten war endgültig zerbrochen. Wie aber stand es künftig mit dem Konsens der Soldaten? Das Militär hatte sich beim Heckerzug und dann im September auch beim Struveaufstand als loyale Ordnungsmacht erwiesen, die Mannschaften blieben im Konsens mit Offizieren und Regierung überzeugt von ihrer Pflicht, Gesetz und Ordnung zu gewährleisten. Darin sahen sie gemeinsam ihre Ehre.

Doch bei genauem Hinsehen bekam auch dieser Konsens seine Risse. Da waren Unterschiede zwischen einheimisch badischen Soldaten und den Angehörigen der übrigen Kontingente des VIII. Armeecorps der hier stationierten Bundestruppen. Da gab es das Gefälle

zwischen Offizieren und Mannschaften und womöglich unter den verschiedenen Dienstgraden. Man braucht nur die Verpflegungsordnung vom Oktober 1848 zu betrachten, um die ausgeprägte Hierarchie jener Klassengesellschaft zu erkennen, die das Militär zugleich verkörpert und verstetigt hat. Da hat ein Leutnant zu beanspruchen: „Mittags: Suppe, Fleisch mit Zuspeise, Gemüse mit Beilage, einen Schoppen Wein“; ein Stabsoffizier: „Suppe, Fleisch mit Beilage, Gemüse mit Beilage, Braten und Salat, Nachtisch, nebst einem Schoppen Wein“; ein General: „Suppe, Fleisch mit Beilage, Gemüse mit Beilagen, Zwischen Speise, Braten und Salat, Nachtisch, nebst einem Schoppen Wein.“

Das Verhältnis der Offiziere zu den Soldaten bzw. der Soldaten zu den Offizieren geriet seit dem revolutionären März 1848 in zunehmende Spannung. Der Konsens bekam wie gesagt Risse. Das verwundert kaum, wenn man die soziale Herkunft und Sozialisation der Offi-

ziere mit derjenigen der Soldaten vergleicht. Letztere kamen vorwiegend aus den gleichen Trägerschichten, aus denen auch die meisten Freischärler kamen. Die Offizierslaufbahn war hingegen ein Privileg des Adels und der bürgerlichen Oberschicht. Sabrina Müller hat in ihrer Münchener Dissertation die Haltung der Soldaten, Karl-Heinz Lutz in seiner Freiburger Arbeit die der Offiziere untersucht. Je höher der Rang, desto verlässlicher war die Bindung an den Fürsten. Dies blieb so auch, als die Mannschaften mehr oder minder geschlossen zu den radikalen Demokraten übergingen. Viele Offiziere blieben dem Großherzog treu, Mannschaften und Unteroffiziere hingegen verweigerten im Mai 1849 den Gehorsam.

DAS EHRRGEBÜHL DER SOLDATEN

Bereits im März 1848 unterschrieben 243 Soldaten der Garnison Karlsruhe eine Petition an den badischen Landtag, in der es hieß: „Auch wir müssen befreit werden von den willkürlichen, dem Ehrgefühl des Mannes widerstrebenden Quälereien . . . des Gemaschendienstes. Nur der freie, sich als Bürger fühlende Soldat, nur der die Freiheit und das Recht Genießende wird fähig, Freiheit und Recht zu schützen.“

Das Ehrgefühl des Mannes, das Rechtsbewußtsein aller ist durch die Revolution enorm geschärft worden. Als willkürlich empfundene Strafen führten immer häufiger zu Konflikten, ja zu offenem Widerstand von Soldaten. Statt vieler Beispiele sei eine Szene zitiert, die der damalige Student und spätere katholische Dekan Albert Förderer hier von Rastatt in seinen Lebenserinnerungen berichtet hat: „Die Disziplin unter dem Militär wurde immer lockerer und es wurde endlich Anfangs Mai [1849] ein Soldat namens Stark, der eine aufrührerische Rede gehalten hatte, in Arrest gesteckt. Da versammelte sich ein brüllender Haufen von Kanonieren, Infanteristen, Festungsbauarbeitern usw. vor der Leopoldskaserne und verlangte gebieterisch Starks Freilassung. Die Kasernenwacht, welche die Menge wegtreiben sollte, tat ihre Schuldigkeit nicht, und so wurde Stark von seinem Major auf freien Fuß gesetzt.

Wer aber diese Freilassung zurückwies, war Stark. Er dankte seinen Kameraden für die erwiesene Freundschaft, bemerkte jedoch, daß er auf diesem Wege seinen Arrest nicht verlassen wolle. Das sei nicht der ‚gesetzliche Weg‘, den man doch einhalten müsse. Sein Hauptmann habe ihn in Arrest gesteckt, und der müsse ihn auch wieder freilassen. (Wenn ich mich recht erinnere, war Stark Lehrer gewesen). Der Hauptmann ließ ihn dann frei, worauf die Tumultuanten sich allmählich entfernten . . .“.

AGITATION DER VOLKSVEREINE

Zu diesem Zeitpunkt, im Mai 1849, hatte sich die politische Lage bei den Demokraten und bei den Soldaten zutiefst verändert. Jetzt war das Großherzogtum Baden, unsere „Badische Heimat“, wirklich zum Laboratorium der Freiheit geworden! Die Volksvereine bzw. ihr von Amand Goegg gelenkter Zentralausschuß hatte das Land mit einem Netz politischer Agitation überzogen und eine schlagkräftige Kaderpartei von Demokraten – im engeren Sinn, d. h. von Radikalen oder Republikanern – aufgebaut. Die Agitation wurde gezielt und geschickt auch in die Kasernen getragen. Die Demokraten im weiteren Sinn, die „konstitutionellen“ Liberalen also, verloren rasch an Boden, in der Bevölkerung, in der Presse, ganz und gar bei den Soldaten. Demokraten, das waren nun in Baden nur noch die Volksvereinsleute. Sie besaßen das politische Konzept und die Methode.

Damit brachen die radikalen Demokraten die Front der loyalen Soldaten Zug um Zug auf. Versucht hatten das Demokraten auch schon anderswo, so etwa beim Republikaneraufstand in Frankfurt im September 1848. Wenige Tage zuvor hatte schon der „Demokraten-Verein der Königstadt“ Berlin mit einem Flugblatt versucht, die Soldaten auf seine Seite zu bringen, die Soldaten mit den Demokraten zu solidarisieren, sie von den Offizieren zu entsolidarisieren. „Eure Hand her! Wir strecken euch die unsrige entgegen.“ endete das Flugblatt, und: „Waffenrock, Bluse oder Frack – was liegt am Kleide! Die Hauptsache ist das Menschenherz, das darunter schlägt!“

Doch die preußischen Truppen wie die übrigen Einheiten des Reichsheeres blieben loyal. Nur in Baden hatte die demokratische Agitation in den Kasernen Erfolg. Warum? Das hatte mehrere Gründe:

(1) Mit der Anerkennung der von der Paulskirche verkündeten Grundrechte Ende 1848 wurde das Einsteher-System beseitigt, weil es dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz widersprach. Aber damit verloren die Einsteher in der Armee – Langzeitdienende und vor allem Unteroffiziere – ihr Zusatz Einkommen. Für diese Existenzbedrohung machten sie die Regierung verantwortlich und kündigten ihr die Loyalität.

(2) Die soziale Kluft zwischen Offizieren und Soldaten war durch die demokratische Propaganda bewußt geworden. Allenhalben forderten die Demokraten Chancengleichheit bei den Aufstiegsposten im Militär. Sie aber gab es nicht. Das Klima zwischen Vorgesetzten und Untergebenen wurde kälter, Mißtrauen und Widerstand gegen willkürliche Befehle wuchsen.

(3) Einer Verfügung der Frankfurter Reichsregierung folgend, verdoppelte man in Baden Ende 1848 die Zahl der Rekruten. Gleichzeitig wurden viele Urlauber zum aktiven Dienst zurückgeholt. Dadurch kamen viele junge Leute zur Truppe, die von den Ideen und Parolen der Revolution erfüllt waren, zum Teil sich sogar am Heckerzug oder am Struveaufstand beteiligt hatten oder in den Bürgerwehren mitgewirkt hatten. „In vielen Köpfen gährte es von unverdauten Freiheits- und Gleichheitsideen“, urteilte Adolf Kußmaul, damals Bataillonsarzt und später Medizinprofessor in Heidelberg, Freiburg und Straßburg. „Überall winkten in dem Weinlande die Wirtsschilder, lauerten gefährliche Verführer und predigten schlimme Lehren vom bedingten Soldatengehorsam, von der freien Wahl der Offiziere, verhiessen goldne Berge als Lohn für den Abfall.“ So Adolf Kußmaul, und er nennt einen 4. Grund:

(4) „Das Schlimmste endlich verschuldete die Regierung, als sie, auf die Grundrechte hin, den Soldaten das Recht bewilligte, Versammlungen unter sich abzuhalten und über ihre Angelegenheiten frei zu beraten. Damit brach der Boden der Disziplin ganz zusammen.“

Kußmaul sah die Entwicklung aus der Sicht eines „konstitutionellen“ Liberalen. Darum war für ihn der Übergang des badischen Militärs zu den Republikanern Meuterei oder Hochverrat. Die Demokraten urteilten entgegengesetzt, und sie hatten sogar ein gewichtiges Argument, nämlich die Reichsverfassung, die von der Nationalversammlung im April 1848 verabschiedet wurde und für die zu kämpfen den badischen Soldaten als nationale Pflicht ans Herz gelegt wurde. Ein Aufruf an „das deutsche Heer“ vom 6. Mai 1849 hing in allen Garnisonsstädten des Landes. Darin hieß es: „Wenn ihr gegen die Reichsverfassung kämpft, wenn Ihr Euch an den Vertheidigern derselben vergreift, so vergreift Ihr Euch an Euch selbst... Wollt Ihr nicht selbst freie Männer werden? Nun wohl! Streitet für die deutschen Grundrechte, welche den deutschen Soldaten erst zum freien Menschen machen... Die Reichsverfassung befähigt Euch zu allen Ehrenstufen aufzusteigen, sie gibt Euren Invaliden Ehre und Brod, sie gewährt Euch alle Freiheitsrechte, welche Eure bürgerlichen Mitbrüder besitzen. Darum, deutsche Soldaten, wendet Eure Waffen nicht gegen Eure Brüder, sondern kämpft für die heilige Sache der ganzen Nation.“ Lorenz Brentano hat dann als Chef der provisorischen badischen Regierung die Truppen vor dem Rathaus in Rastatt feierlich auf die Reichsverfassung vereidigt.

Die Entwicklung im Mai 1849 war dramatisch verlaufen. In Rastatt wie in anderen Garnisonen verschärften die Demokraten die Agitation. Gewaltsam wurden Soldaten, die wegen Disziplinarstrafen einsaßen, befreit. Es kam zu Verbrüderungen zwischen Soldaten und Bürgerwehren. Der Kriegsminister, General Hoffmann, kam persönlich nach Rastatt, um sich ein Bild von der Situation zu machen. Überall bekam er Beschwerden zu hören, das Brot sei nicht gut, die Löhne zu niedrig, und dann: sie, die Soldaten, wollten mit ihren Brüdern, der Bürgerwehr, vereinigt sein, sie wollten, daß die Reichsverfassung anerkannt werde. Ein Augenzeuge berichtet: „So tönte verworrenes Geschrei aus den Haufen, die dem General gefolgt waren, vermischt mit mannigfachen Drohungen“. Ein Gefreiter verlangte die Erlaubnis, die Offenburger Versammlung am folgenden Sonntag, dem 13. Mai, besuchen zu können,

die Heerschau der Demokraten oder Republikaner. Hoffmann gab nach. In den Bierschenken ging es derweil hoch her. Der Wirt „zu den drei Mohren“ schenkte Freibier aus, und zwar die Marke „Republikaner“. Als schließlich Kanoniere die Kanonen gegen das Schloß richteten, wo sich General Hoffmann aufhielt, da gab dieser die Sache für verloren und zog sich zurück.

DIE REICHsverFASSUNGSKAMPAGNE, EIN BÜRGER-KRIEG

Die Entscheidung der Teilnehmer an der berühmten dritten Offenburger Volksversammlung vom 13. Mai 1849 wurde maßgeblich vorangetrieben durch die Soldatenvertreter, die für den Umsturz waren. Soldaten aus Rastatt gaben dem Vollzugsausschuß der Volksvereine den militärischen Schutz auf dem Weg in die Landeshauptstadt. Dort hat am 14. Mai 1849 das Kabinett eine handschriftlich abgefaßte „öffentliche Erklärung“ unterzeichnet mit dem Wortlaut, daß sie unter dem Druck der Umstände die Landeshauptstadt zu verlassen und dem Großherzog zu folgen gezwungen sei durch „den Abfall eines Theils der großherzoglichen Truppen von ihrer Fahrentreue, welche sich mit Gewalt der Reichsfestung Rastatt bemächtigten . . .“. Wie man weiß, haben sich der Rastatter Erhebung alle Garnisonen im ganzen Land angeschlossen. Demokraten und Soldaten waren jetzt hier in Baden eins. Nur zwei Bataillone, die auswärts stationiert waren, eines in Landau und eines in Schleswig-Holstein, blieben der alten Regierung treu.

Ende Mai, am 28., erließ die revolutionäre Regierung einen Aufruf, der zugleich an die Badener und die Pfälzer gerichtet war, um sie beide zum bewaffneten Kampf um die Reichsverfassung, zur „Reichsverfassungskampagne“ zu mobilisieren. Darin hieß es u. a. „Darum auf! wer ein Herz hat für die Freiheit und für sein Vaterland; auf! wem es Ernst ist, durch persönlichen Wehrdienst, durch Anschaffung von Waffen, Kriegsbedarf, von Geld oder Geldeswert der schwer bedrohten Freiheit zu Hilfe zu eilen! . . . Und nun rasch ans Werk! Muthig zusammengedrungen und standhaft aus-

gehalten! Wenn wir uns des Sieges würdig zeigen, wird der gerechte Gott, – so vertrauen wir fest – unserer heiligen Sache den Sieg verleihen; Karlsruhe, den 28. Mai 1849 . . . Die Vollzugsbehörde Brentano, Eichfeld, Goegg, Peter.“

Man weiß, daß der Großherzog mit seiner Regierung Preußische Einheiten und Bundes truppen zur Intervention gegen die „badische Rebellion“ erbat – und erhielt. Der Verlauf des Krieges ist leicht nachzulesen.

TEILERFOLGE UND NIEDERLAGE DER REPUBLIKANERARMEE

Auf 25 000 Mann wollte die provisorische Regierung die „Volkswehr“ durch Einberufung aller waffenfähigen Männer im Alter von 18 bis 30 Jahren bringen, dazu die Freiwilligen, die in den Bürgerwehren zusammenströmten. Bei Germersheim überquerten die in der Pfalz siegreichen Preußen den Rhein. Bei Waghäusel wurden sie kurze Zeit aufgehalten, bei Rastatt gelang den demokratischen Soldaten Badens ein Sieg, den die provisorische Regierung stolz verkündete: „Soldaten! Wehrmänner! Nach zehnstündigem Kampfe bei Rastatt ist unsere Armee mit Centrum und linkem Flügel siegreich vorgedrungen und hat eine feste Stellung gegen Carlsruhe hin eingenommen. Die Verluste auf unserer Seite sind gering, das wohlgenährte Kartätschenfeuer unserer braven Artillerie hingegen hat die Reihen der Preußen furchtbar gelichtet . . .“

Doch schon am 1. Juli mußte die provisorische Regierung von Baden, die sich jetzt „mit dictatorischer Gewalt“ nannte berichten: „Mitbürger! Der Sieg, den unsere Armee bei Rastatt erfocht, ist durch den Überfall und die Einnahme von Gernsbach vereitelt worden und ein Theil unserer Truppen ist dadurch in Unordnung gekommen . . .“ Ferner mußte die diktatorische Regierung mitteilen, daß der Oberbefehlshaber Mieroslawski zurücktrat und Oberst Sigel nun das Kommando übernommen habe. Sie bekräftigte indes: „Mitbürger! Unsere Armee hat bewiesen, daß sie im Stand ist, den überlegenen Feind zu besiegen. Die durch zufällige Umstände herbeigeführten Unfälle dürfen uns in der Überzeugung nicht wankend

Männer und Frauen in Baden!

Die Zeit des Kampfes ist nahe. Die Feinde des Volkes drohen, unsere Erhebung für die Freiheit und Einheit Deutschlands gewaltsam niederzukämpfen. Schon werden Preussische Heere gesammelt, um gegen die Grenzen unseres Landes zu ziehen. Wir müssen auf alle Fälle gefaßt sein.

Männer und Frauen in Baden! An Euch ergeht unser Ruf.

Stehet alle zusammen im Kampfe für die heilige Sache der Freiheit. Es gilt jetzt Muth, es gilt Aufopferung zu beweisen. Jeder helfe, wie er kann, Jeder an seiner Stelle, Jeder nach seinen Mitteln und Kräften.

Einen mächtigen Stützpunkt besitzt unsere Bewegung an der Festung Kastratt. Unseren wackern Soldaten gebührt der Ruhm, sie der Sache des Volkes gewonnen zu haben. Um keinen Preis darf dieser wichtige Punkt den Feinden des Reiches, den Feinden der Freiheit in die Hände gelangen; an seinem Schutze, an seiner Vertheidigung muß uns Alles gelegen sein.

Männer und Frauen in Baden! An Euern Freiheitsfinn, an Eure Vaterlandsliebe wenden wir uns. Die Festung Kastratt bedarf einer vollständigeren Ausrüstung, um einer Belagerung auf die Dauer widerstehen zu können. Es mangelt an dem nöthigen Bedarf zur Pflege der Kranken und Verwundeten. Steuert bei, Alle denen das Vaterland, denen die Freiheit heilig ist. Jede, auch die geringste Gabe, ist willkommen. Die einflußreichen Männer und Frauen in jedem Orte des badischen Landes mögen die Sammlung der Beiträge in die Hand nehmen. Wir haben Anordnungen getroffen, daß Alles kostenfrei nach Kastratt geliefert wird. Das Festungscommando wird zum Empfange der Sendung die nöthigen Einrichtungen treffen.

Männer und Frauen in Baden! Säumet nicht, die Opfer zu bringen, die das Vaterland in der Stunde der Gefahr von Euch verlangt. Ihr werdet für ewige Zeiten Euch ein ruhmvolles Denkmal setzen. Wir rufen an die Kraft Eures Willens, die Güte Eures Herzens, den Fleiß Eurer Hände. Säumet nicht! die Zeit drängt; wer rasch gibt, der gibt doppelt.

Carlsruhe, den 22. Mai 1849.

Der Landes-Ausschuß von Baden:

Bannwarth, Barbo, Cordel, Damm, Degen, Fickler, Gappel, Gennela, Hoff, Jungmanns, Kiefer, Lehmann, Richter, Ritter, Rotteck, Stap, Steinweg, Strube, Thiebauth, Torrent, Berner, Bernwag, Ziegler.

Die Vollziehungs-Behörde:

Brentano, Peter, Soegg, Eichfeld.

machen, daß wir den Sieg, den die Gerechtigkeit unserer Sache verlangt, sicher erringen werden. Die Hauptbollwerke des Landes, Rastatt und die unüberwindliche Festung unseres Gebirges, sind in unserer Hand, von ihnen aus werden wir unsern Feinden zu begegnen wissen. – Ganz Teutschland sieht auf uns, die Erkämpfung seiner Freiheit ist unserem Muthe anvertraut. Laßt die Hoffnungen des teutschen Volkes auf uns nicht zu Schande werden.“ Freiburg, den 1. Juli 1849.

EIN IDEOLOGISCHER KRIEG

Die Appelle der Revolutionsregierung blieben nicht folgenlos. Vielerorts waren die Freiwilligen zu den jetzt radikal-demokratisch geführten Bürgerwehren geströmt. Viele junge Männer, darunter Gymnasiasten, Studenten. Allein aus Freiburg traten 130 Studenten – fast die Hälfte der damaligen Studentenschaft – der Bürgerwehr bei, exerzierten und gingen an die Front. Sie waren von der Sache der Freiheit überzeugt. Aber auch auf Seiten der Interventionstruppen gab es die Parole, man kämpfe zur Verteidigung der Freiheiten, die mit den März-Errungenschaften verbrieft worden waren. Zunehmend bewirkte der Reichsverfassungskrieg eine Polarisierung der Bevölkerung. Gemäßigte Liberale und Konservative erklärten die Republikaner zu Aufrührern, Rebellen, Eidbrüchigen.

Der Krieg veränderte sein Gesicht. Da – jedenfalls auf der einen Seite – ein Volksheer kämpfte, ging es nicht um klassische Ziele einer Regierung wie einst bei den Kriegen früherer Jahrhunderte. Der Krieg wurde ideologisch legitimiert und entsprechend geführt. Gottfried Keller erlebte die Kämpfe um Heidelberg als Augenzeuge und berichtete in Briefen an seine Mutter und Schwester: „Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten.“

Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, mit bloßem Hemd wie die Bäcker vor dem Backofen bei ihren Kanonen und waren noch frisch und wohlgemut dabei. Ihre Verwundeten haben sie selbst völlig totgeschossen, damit sie den Preußen nicht in die Hände fallen.“

Die Revolutionsregierung setzte bei den badischen Einheiten sogenannte Kriegskom-

missäre ein, die für die Moral der Truppe sorgen sollten. Carl Schurz war so einer, und faktisch wirkte auch Friedrich Engels in der Einheit, zu der er gestoßen war, in diesem Sinne. Friedrich Neff war ein Kriegskommissär, und ein Standgericht verurteilte ihn später als Gefangenen zum Tode. Bevor er am 9. August 1849, 4 Uhr morgens, vor den Toren der Stadt Freiburg erschossen wurde, hat er in einem Abschiedsbrief an seine Mutter bekräftigt, um was es in diesem Krieg ging. Die letzten Sätze des Briefes lauten: „Seid stolz darauf, daß Ihr Euren einzigen Sohn geboren habt, um ihn der Freiheit opfern zu können. Kein Schritt, den ich in meinem Leben gethan habe, reut mich, und wenn ich noch zehn Leben hätte, würde ich alle zehn der Freiheit weihen . . . Das war ein kurzes Leben für die Freiheit. Doch je mehr der vaterländische Boden mit reinem Blute getränkt wird, desto eher und desto schöner wird die Blume der Freiheit erblühen! Es lebe die Freiheit, es lebe die soziale Republik!“

Am 11. Juli überschritten bei Baltersweil und in Konstanz die letzten Einheiten der demokratischen Soldaten Badens (6000 Mann) die Grenze zur Schweiz, ohne Waffen, aber mit Fahnen und klingendem Spiel. Im Bewußtsein der Ehre. 12 Tage darauf, am 23. Juli 1849, kapitulierte die belagerte Festung Rastatt, ebenfalls 6000 Mann. Damit war die Revolution zu Ende.

DIE REVOLUTION: GESCHEITERT, ABER NICHT UMSONST

Gescheitert, aber nicht umsonst war die Revolution, wenn wir an die Fernwirkungen denken im Grundgesetz, im Verfassungsdenken, in der Loyalität zur Republik, in der wir leben. Gescheitert war auch der Versuch, in ganz Deutschland Soldaten zu Demokraten zu machen. Aber auch er ist nicht umsonst getan worden.

1. Demokraten und Soldaten mußten, so zeigte der Verlauf der Revolution, kein unbedingtes Gegensatzpaar bleiben. Nur der Soldat, der frei ist und sich als Bürger fühlt, kann Recht und Freiheit auch verteidigen. So hatten jene Männer aus der Karlsruher Garnison argu-

mentiert. Nicht „des Königs Rock“ sollte den Soldaten ehren, sondern das Schwarz-rot-gold der Demokraten, die „Kokarde freier Bürger“. Diese Ansätze zu einer Demokratisierung sind hier im Laboratorium der Freiheit erstmals erprobt worden.

Sie verweisen auf eine viel, viel spätere Verwirklichung jenes Ideals, dem sich die moderne Bundeswehr verpflichtet hat: des Soldaten, der sich als Bürger in Uniform begreift. Indem die badischen Soldaten in der Treue zur Paulskirchenverfassung ihr Leben für „Freiheit und Einheit“ einsetzten, haben sie im Laboratorium der Freiheit experimentiert, was 100 Jahre später erst ins Werk gesetzt werden konnte.

2. Die Verschränkung der Demokraten mit den Soldaten in der Revolution hat den militärischen Strukturen und dem Wesen des Krieges neue Perspektiven eröffnet. Die allorts gebildeten Bürgerwehren setzten Zeichen für ein Militär, das ganz aus dem Volk und für das Volk sein sollte. Die Forderungen, das Volk zu bewaffnen, gaben der bewaffneten Gewalt eine neue, demokratische Legitimation.

Der Wehrdienst erhielt damit eine neue Perspektive, einen demokratisch begründeten Sinn. Er ist freilich erst in der Bundeswehr vollends zum Tragen gekommen: Soldaten haben dieser Idee folgend nicht den Interessen einer Regierung bzw. politischen Macht zu dienen, sondern dem Schutz des freien und sozialen Rechtsstaates, in dem wir leben.

3. Die Revolution war im Blick auf die weiten Perspektiven nicht umsonst; dennoch ist sie damals 1848/49 gescheitert. Die Preußen waren (zusammen mit weiteren Reichstruppen) den Badenern haushoch überlegen. So blieben die Soldaten im herkömmlichen Sinn Sieger über die Demokraten. Das hatte Folgen. Zunächst die harten Strafurteile, Todesurteile, Zuchthausstrafen u. a. mehr. Die Demütigung durch die Besatzung, peinlich nicht zuletzt der Ordensegen, den der Großherzog über die Sieger regnen ließ mit der vom Volksmund „Brudermordmedaille“ genannten

Auszeichnung. Die strukturellen Folgen waren noch schlimmer: Das Militär war zum Inbegriff von Ordnung, Macht und Ehre geworden. Es verkörperte die Nation. Es prägte den Stil der Gesellschaft.

Das blieb lange so und hat Deutschlands Geschichte nach innen und nach außen mitbestimmt wie wenige politische Entscheidungen. Erst das Scheitern der militaristischen Machtgeschichte Deutschlands in Hitlers Krieg brachte die Wende und damit auch die Erinnerung an das demokratische Potential von 1848/49, das Bürger und Militär in Baden geeint hatte für kurze Zeit.

Diese geschichtliche Erinnerung, zu der die „Badische Heimat“ Sie alle heute eingeladen hat, soll uns mahnen, nicht zu vergessen:

- Dieses Land hat seinen eigenen Beitrag zur Freiheitsgeschichte der Deutschen geleistet. Er kann stolz machen und auch nachdenklich stimmen. Ein Wir-Bewußtsein braucht zum stabilen Fundament aus der Geschichte, wie Ernst Renan es sagte, „Ruhm und Reue“.
- Die Freiheit ist diesem Land und den Deutschen nicht vom Himmel der Geschichte gefallen wie ein Traum. Sie ist im Streit von Demokraten und Soldaten hart umkämpft gewesen. Der Preis der Freiheit aber bleibt die Verantwortung.
- Was vor 150 Jahren war und geschehen ist, das ist unser unverlierbares Erbe. Dieses Erbe der Geschichte gehört nicht auf den Flohmarkt für Gewesenes. Wir brauchen es als Laboratorium für Zukunftslösungen, damit die Freiheit auch im kommenden Jahrtausend hier eine Heimat habe.

Anschrift des Autors:
Prof. Wolfgang Hug
Hagenmattenstraße 20
79117 Freiburg

Wenn nur der Sockel überlebt . . .

In Freiburg mußte Rotteck Platz machen für Berthold Schwarz: Eine Posse aus der Zeit der 48/49er Revolution

Politische Turbulenzen, Reformen, Umstürze, Wende – Zeiten führen vielfach auch zum Austausch von Monumenten, Mahnmalen, Denkmalen, Erinnerungsstücken, die nicht mehr in die „neue Zeit“ passen, die disqualifiziert sind als Denkwürdigkeiten, verblaßt in ihrer Symbolik, die keine Denkanstöße, keine Orientierung mehr geben, die nun vor sich hinbröckeln – oder die abgeräumt werden. In jüngster Zeit konnten wir vor allem im Osten Deutschlands und Europas mit Interesse verfolgen, wie so mancher vom Sockel geholt wurde; das ganze Jahrhundert bot schon viel Programm und Diskussion zu diesem Thema. In Freiburg dürfte u. a. das „Siegesdenkmal“ (erstellt zur Erinnerung an 1870/71, enthüllt durch Kaiser Wilhelm 1876, 27 Jahre nach seinem ersten „Besuch“ in Freiburg) auf Dauer Zündstoff bieten und als „Gedenkstätte“ in Frage gestellt werden: 1962 sollte ein „Berliner Platz“ die Erinnerung umdeuten, 1974 wurde ein „Europa-Platz“ favorisiert, 1977 wollten Spartakisten das Denkmal kippen, 1990 durfte es als „Kriegsverweigerer-Denkmal“ dienen – und 1997 ist es die FDP, die eine Umbenennung ins Gerede bringt, in Erinnerung an die „badische Revolution“. Die „Badische Zeitung“ (Annette Goebel am 24. 9. 1997) dazu: „Nun hat es diese Partei sowieso nicht so mit dem Siegen. Und auch mag man vermuten, daß es wieder ausgeht wie bisher bei jedem Streit: Eine große Debatte über historische Namen im allgemeinen und das Wesen von Denkmälern im Besonderen, an deren Ende das Siegesdenkmal bleibt, wo es ist. Aber was macht das schon? So eine Debatte ist trotzdem gut. Denn sie macht uns Geschichtsprozesse bewußt. Und

das bringt mehr als das Schleifen von Denkmälern“.

Zwei andere Freiburger Denkmale wollen wir hier wieder bewußt in die Debatte bringen, dabei aber eine echte Bobbele-Geschichte erzählen und doch an dieser Posse interessante und aufregende Prozesse aus den Jahren der „badischen Revolution“ verdeutlichen. Zwei Künstler/Bildhauer spielen dabei eine Rolle: Johann Nepomuk Zwirger¹ und Aloys Knittel (1814–1875),² außerdem zwei memorable Persönlichkeiten der Freiburger Szene: Karl von Rotteck (1775 in Freiburg geboren – 1840 in seiner Heimatstadt gestorben)³ und Berthold Schwarz (?–?)⁴; ferner viele politisierende Badener, vor allem Freiburger, auch etliche Mandatsträger, zum Teil von Volkes-, zum Teil von Großherzogs Gnaden.

Zu dieser Geschichte dürfte passen, was „damals“ vielerorts – die Orte der Handlung sind wirklich austauschbar – erzählt wurde: „Es war im Jahre 1849. In der Herrengasse zu N. wohnte ein biederer Bürger. In seiner guten Stube hing ein Bild von Großherzog Leopold.⁵ Aber im Mai 49 wurde auch dieser Badener von der revolutionären Begeisterung erfaßt. Entschlossen nahm er seine Feder und ergänzte mutig die Bildunterschrift, so daß nun also zu lesen war: ‚LEOPOLD‘, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, Zum Teufel gejagt im Jahre 1849“.

Aber viel schneller, als der badische Landsmann ahnen konnte, rückten preußische Truppen unter ihrem Prinzen Wilhelm im Großherzogtum ein. Der politisch lernfähige Badener zögerte nicht, nun war unter dem Leopold-Porträt zu lesen:



Großherzog Leopold (1790 - 1852)

„LEOPOLD, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden.

Zum Teufel gejagt im Jahre 1849.

Durch Gottes Fügung und mit Hilfe

*Seiner Majestät des Königs von Preußen
aber im gleichen Jahr wieder eingesetzt.“*

ALOYS KNITTEL (1814–1875)

Der Wunsch vieler Freiburger hat sich auf dem Wiener Kongreß „zur politischen Neuordnung Europas“ (vom 11. 10. 1814 bis 9. 6. 1815) nicht erfüllt: der Breisgau kehrte nicht wieder in den Schutz des geliebten Doppeladlers zurück; Österreich verzichtete endgültig auf seine Westgebiete; nahm aber dafür wieder Tirol und Vorarlberg, Salzburg und das Innviertel auf: Bayern mußte seine Beute von 1805 zurückgeben.

Die Geschichte der Tiroler Familie Knittel⁶ hatte ihren ersten Höhepunkt, als die Bayern 1703 schon einmal nach Osten drängten. In einem Wappenbrief – „Geschehen und Geben zu Innsbrugg den 27ten Jenner im Jahr Christi eintausend sibenhundert und Sechs“ – wurde beurkundet, daß Hanns Georg Knittel „bey dem Churbayrischen feindlichen einbruch in dieses Land Tirol . . . sich Mannhaft und unerschrokhen erweisen“ habe. Diese lobenswerte Tat paßte sicher zur grundsätzlichen Einstellung, daß der „fürnembe Hanns Georg Knittel aus dem oberen Lechtal . . . allzeith in beständiger ununterbrochener Allerunterthenigster Trey und devotion gestanden . . .“. Fortan sollte gelten, daß „obvermeltem H. G. Knittel und all seinen Ehelich erzeugten Leibserben und derselben Erbenserben für und für zu ebigen Zeithen . . . Clainod, Wappen, Schild und Helmb verliehen und Ertzeiget wird“.

1805 war aber Tirol doch wieder bayrisch geworden, für einen echten Tiroler residierte der Satan in München. Im Pustertal begann der Aufstand im April 1809, am Sterzinger Moos mußten die Bayern eine Niederlage einstecken: Die heroischen Tage des Sandwirts Andreas Hofer aus Passeyer waren nicht zuletzt Kämpfe gegen „alles Bayerische“, gegen Montgelas (den bayerischen Reitzenstein) und seinen König, der aus Kalkül hinter Napoleon stand und nach dessen Fall im Länderschacher

doch nicht ganz leer ausging; die Wittelsbacher bekamen als Ersatz für die verlorenen „Ostgebiete“ die Rheinpfalz. In Bach im Lechtal wurde dies alles mit Interesse verfolgt; der kleine Aloys, der am 20. April 1814 geboren wurde, also noch „als Bayer“, sollte möglichst bald „Habsburger“ werden. Im Pfarr-Register von A 6653 Bach im Lechtal⁷ ist nachzulesen, daß am 20. April „um ½ 9 Uhr vormittags“ Frau Maria Knitl entbunden hat und daß der kleine Junge noch am selben Tag in der „Kirche am Bach“ getauft wurde: Joseph Aloys.

Vater Aloys war verheiratet mit einer Schwester des Malers Josef Anton Koch,⁸ der im nahen Obergiblen 1768 geboren war und dessen Talent den Bischof von Augsburg, dem er auf seiner Reise in Lechtal vorgestellt wurde, so sehr beeindruckte, daß der geistliche Herr ihm Stipendium und Studium ermöglichte; in Rom wurde Koch der „Vater der heroischen Landschaft“, dort starb der „Tyrolese“ 1839. Bei seinem Neffen wurde früh eine verwandte Begabung entdeckt; aber erst in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre durfte der inzwischen schon erwachsene Aloys Knittel nach München ziehen, an die dortige Akademie, um bei Peter Cornelius (1783–1867) Malerei zu studieren. Cornelius war aus Rom zurückgekommen, arbeitete an seinen Münchener Fresken, die ihn berühmt machen sollten. In der anregenden Atmosphäre der Musenstadt an der Isar hatte auch der junge Knittel seine ersten künstlerischen Erfolge; aber er stellte doch fest, daß ihm zwar der Umgang mit Pinsel und Farben lag, daß er aber noch mehr Talent hatte in der Bildhauerei. Und hier fand er in Ludwig Schwanthaler seinen Meister und in dessen Arbeiten für Ludwig I. viele künstlerische Beispiele und Anregungen

Es ist nicht auszumachen, warum Knittel München verließ – 1847 –, um sich gezielt in Freiburg zu etablieren. Er kannte natürlich die alten Beziehungen zwischen Tirol und dem Breisgau. Aber hier war nun seine erste Sorge, sich einen Namen zu machen und so Arbeit zu finden. Er annoncierte deshalb in der „Freiburger Zeitung“ im Verlag von Franz Xaver Wängler:⁹

Empfehlung.

Unterzeichneter, welcher seine Studien unter der Leitung von Schwanshaler und Cornelius in München machte, und durch mannigfache Anerkennung seiner Leistungen in der Bildhauerei aufgemuntert, hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, empfiehlt sich zur Ausführung von Büsten, Reliefs und Statuen in Gyps und Marmor, von Grabmälern in beliebigem Material, von allen Bildhauerarbeiten in Holz für Kirchen, sowie zum Modelliren und Ausführen von gothischen, byzantinischen und griechischen Ornamenten.

Freiburg, 27. Januar 1848.

A. Knittel, Bildhauer.
(Jesuitengasse, Nr. 290.)

Also war wieder ein Tiroler im alt-vorder-österreichischen Freiburg sesshaft geworden. Man hatte sich hier inzwischen nüchtern auf die badische Realität eingestellt, schaute nach Karlsruhe und nicht mehr nach Innsbruck oder Wien, auch wenn die „österreichische Gesinnung“ nach wie vor bei nicht wenigen haften blieb.¹⁰ In Karlsruhe regierte seit 1830 Großherzog Leopold, der älteste Sohn Karl Friedrichs aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Hochberg. Mit seiner bekannten liberalen Gesinnung hatte er dem Beginn seiner Regierung einen sehr erfreulichen Stempel aufgedrückt bei Problemen der Zensur und der Abschaffung alter feudaler Traditionen, getrieben von einem sehr tätigen Parlament. Aber Metternich, der Chef der „heiligen Allianz“, der Protektor der Restauration und Verteidiger der „Ordnung“, wie sie in Wien 1814/15 rekonstruiert wurde, intervenierte gegen die fortschrittliche Entwicklung in Baden, gegen die Unruhestifter wie Rotteck und Welcker; dieses Thema wird uns gleich beschäftigen.

Freiburg und Südbaden wurden damals verkehrsmäßig erschlossen, 1845 kam die Eisenbahn. 4 Stunden und 40 Minuten dauerte

eine Fahrt vom Breisgau in die Landeshauptstadt; in der ersten Klasse kostete sie 5 fl 36 kr, in der 3. Klasse 2 fl 48 kr und im Stehwagen 1 fl 48 kr.¹¹ Bürgermeister war Friedrich Wagner. 1847 wurde ein mächtiger Bau begonnen am „Viehmarkt“ (=Holzmarktplatz) und der verlängerten Kaiserstraße (die damals nach „Sophienstraße“ hieß) – ein Gebäude für das „Hofgericht“ und das „Landamt“ (heute Amtsgericht).

Der Name Knittel war in Freiburg damals gar nicht neu: Ein Joseph Knittel war als Holzhändler erfolgreich, im alten „Bären“ wirkte eine Familie dieses Namens, im erzbischöflichen Seminar arbeitete ein Timotheus Knittel als Repetitor. Von der fröhlichen, unbeschwerten Lebensart des Neubürgers Aloys Knittel hat sich offensichtlich rasch die Schar der Freiburger Künstler anstecken lassen. Es gibt leider nicht mehr viel Material über die „Ponte Molle“ – Geselligkeit, aber die „Schwimmenden Blätter“ haben gerade auch A. Knittel, dem „Sänger aus Tirol“, ein sympathisches Denkmal gesetzt.¹² Erstmals schon 1847 wurde dort darauf verwiesen, daß der „Freiburger Kunstverein“ eben zwei Modelle

von Knittel gekauft habe. Vor allem im humoristischen Teil wurde Knittel oft beteiligt, am drolligsten wohl in Nummer 6, wo Dr. Ziegler über ihn ein Gedicht veröffentlichte: „Des Künstlers Erdenwallen“ und wo Knittel selbst zwei Karikaturen von sich zeichnete: Die erste stellt ihn mit „ellenlangem Gesicht“ in Sorgen und Nöten dar, die zweite aber vor einer Kartoffelschüssel im Kreis seiner „Ponte Molle“ – Freunde mit einem „schmunzelnd runden Gesicht“. Ein so „vortrefflich geselliges Talent“ war eine gute Mitgift, der Neubürger konnte sich rasch integrieren. Gründervater und „erster Ordensmeister“ von Ponte Molle war übrigens Wilhelm Dürr, zusammen mit dem Arzt Ziegler, einigen Malern und Architekten, dem Stadtamtman Hirtler. Jedes Mitglied hatte einen Wappenschild, Knittels Schild war von Wilhelm Dürr entworfen¹³: Knittel als Tiroler mit Zither, Büchse und einem „Knüttel“ in der Hand. Worte höchster Anerkennung lesen wir in den „Lebenserinnerungen eines Bildhauers“ von Josef von Kopf (1899), der zehn Monate in Knittels Freiburger Werkstatt gearbeitet hat, u. a.: „Knittel, mein Meister, von Gestalt klein, mit blondem lockigem Haar, hatte ein gutmütiges Gesicht mit hellblauen Augen. Er war in der Tat ein gutmütiger Mensch und hatte vortreffliches geselliges Talent; er war sehr musikalisch, spielte die Zither und sang Schnadahüpfel dazu. Er war mir bald sehr zugethan, und ich verkehrte und fühlte mich in seinem Hause wie ein Sohn. Wie viele schöne Tage habe ich in Arbeit und in Zeitvertreib mit diesem edlen Menschen verlebt!“

Der junge Mann sah sich auch um unter den Töchtern der Stadt und heiratete Thekla Geiges, die Tochter des Revisors Anton Geiges, die Schwester des späteren Stadtbaumeisters Sigmund Geiges (ab 1856), bei dessen Sohn Fritz Geiges (1853–1935) Alois Knittel Patenonkel war¹⁴.

KARL VON ROTTECK (1775–1840)

Der bekannteste Freiburger des 19. Jahrhunderts ist ohne Zweifel Karl von Rotteck, auf deutscher wie auf europäischer Ebene be-

rühmt, anerkannt als Synonym für vornehme Gelehrtennatur und als Kämpfer gegen Staatswillkür und Verteidiger der Menschenrechte. In Baden hatte sein Name einen hervorragenden Klang in der Zeit des „Biedermeier“; Viktor von Scheffel soll die Zusammenziehung von „Biedermann“ und „Bummelmeier“ (Pseudonym für den Amtsrichter Ludwig Eichrodt, den Dichter der „Fliegenden Blätter“) angeregt haben, um die Zeit zwischen dem Wiener Kongreß und 1848 zu charakterisieren. Aber besser paßt Rottecks Kopf in die bunte Geschichte des badischen „Vormärz“.

Am 18. Juli 1775 ist Karl Wenceslaus Roddecker von Rotteck in Freiburg geboren; die Vorfahren waren Handwerker aus dem Elsaß, der Großvater kam 1715 von Oberkirch nach Freiburg, zwei seiner Söhne wurden hier Mediziner und Universitätsprofessoren. Der junge Karl war bereits mit 23 Jahren Professor für Weltgeschichte, erhielt 1818 einen Lehrstuhl in der juristischen Fakultät. 1819 bis 1823 vertrat er als Abgeordneter die Universität in der 1. badischen Kammer, von 1831 war er Vertreter Kenzingens und Endingens in der 2. Kammer in Karlsruhe. Ganz „nebenbei“ schrieb er an seiner „Allgemeinen Weltgeschichte“, die in 300 000 Exemplaren veröffentlicht wurde, und an seinem „Staatslexikon“, zusammen mit seinem Kollegen Welcker. Für die einen wurde er zum „erlauchten Verteidiger der Menschenrechte“, für die andern, z. B. Heinrich Heine, war er eine „alte Vettel“, ein „unbrauchbarer Nachtopf“ für das Anliegen der Revolution. Sein politischer Zenit war zweifellos in den Jahren 1831/32 – mit den Gesetzen zur Beseitigung der Frondienste und Zehntleistungen und der triumphalen Heimkehr am 4. Januar 1832. Seine liberale Zeitung „Der Freisinnige“ (mit dem Untertitel „Freiburger politische Blätter“) gab die Impulse für die liberale Politik. Freilich: Rotteck war gegen jede Radikalisierung, brach deshalb u. a. mit seinem Freund Siebenpfeifer, dem Mitorganisator des „Hambacher Festes“. Seine Position in der deutschen Frage hat er fixiert bei seinem Toast am 11. Juni 1832 in Badenweiler: „Ich will die Einheit nicht anders als mit Freiheit und will lieber Freiheit ohne Einheit als Einheit ohne Freiheit!“ Seine Absage an jede radikal-demokratische Lösung der nationalen Frage hat viele enttäuscht, für



Karl v. Rotteck (um 1835)

viele „Demokraten“ und Republikaner“ war Rotteck schon disqualifiziert.

Im Juli 1832 beschloß der „Bundestag“ in Frankfurt, die Mitbestimmungsrechte einzelner Landtage zu kassieren; am meisten betraf dies Baden und sein Pressegesetz. Rottecks „Freisinniger“ durfte nicht mehr erscheinen, die Universität Freiburg wurde geschlossen wegen der „verderblichen Richtung“, Rotteck

selbst wurde zusammen mit Welcker in Ruhestand versetzt, die auswärtigen Studenten mußten Freiburg innerhalb zwei Tagen verlassen. Noch wollte Rotteck kämpfen, kandidierte 1833 als Bürgermeister seiner Heimatstadt – und wurde gewählt; aber Karlsruhe versagte die Bestätigung; Rotteck schlug für die nächste Runde seinen Neffen vor – Joseph von Rotteck, der großherzoglichen Regierung angenehm, wurde gewählt. Das liberale Feuer war Karl von Rotteck abhanden gekommen, aber im Lande gab es eine legendäre Verklärung des „Volksfreundes“, die „Ehrengeschenke“ vieler Städte, aus ganz Deutschland, waren schöne Beweise. Nur noch selten machte er von sich reden: Als der Großherzog nach Freiburg kam und alle flaggten, ließ Rotteck die Fensterläden seines Hauses schließen. 1838 besuchte er Metternich in Wien, auf dessen Einladung hin; es gab eine angeregte Unterhaltung, sonst nichts. Rotteck war müde geworden, machte jedes Jahr seine Kur in Bad Rippoldsau; schon 1809 war er dort erstmals Gast gewesen.¹⁵ Im Sommer 1840 nahm die Karlsruher Regierung Rottecks Berufsverbot zurück, er freute sich wieder auf den Universitätsbetrieb, wurde krank – und starb am 26. November 1840. Am 28. November wurde er auf dem „Alten Friedhof“ beigesetzt, es war ein Massenereignis, die „Stadt“ als solche war unbeteiligt. Aber in ganz Deutschland wurde Rottecks Tod lebhaft zur Kenntnis genommen. Besonders klar kommentierte der preußische Minister Nagler: „Die Hauptsache an dieser Beerdigung bleibe doch –, daß Rotteck dabei die Leiche abgegeben habe“.¹⁶



Abbildung des Ehrenpokals der Stadt Karlsruhe. Unter der Deckelschrift „Zum Höfling bin ich verdorben, ich bin Volksvertreter!“ die Gravur: „Zehntfreiheit den 6. April 1831/den 29. Juli 1831/den 19. Nov. 1831, Frohndfreiheit den 30. April 1831, Pressfreiheit den 2. Dec. 1831“. – Dieser Pokal wurde leider 1945 zerstört.

Aus: Treskow, Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte. 1990, S. 172).

DAS FREIBURGER ROTTECK-DENKMAL UND DIE „STANDORT-PROBLEME“ DER BESONDEREN ART

Varnhagen von Ense¹⁷ faßte sicher den richtigen Eindruck der Zeitgenossen und der sachkundigen Beobachter zusammen, wenn er über die in den 20er und 30er Jahren in Karlsruhe tagenden Parlamente urteilte und dabei herausstellte: „Wahrhaft bedeutend, hohen Geistes und großer Begabung war einzig der Professor von Rotteck“. Seine Rolle bei der

politischen Entwicklung Badens im „Vormärz“ wird heute und wurde damals hoch geschätzt, allerdings durchaus unterschiedlich gewürdigt – nicht zuletzt natürlich in Freiburg. Und als Rotteck 1840 starb, gab es über viele Parteigrenzen hinweg bald Pläne, dem berühmten Mitbürger in der Heimatstadt ein Denkmal zu setzen.¹⁸ Schon am 9. Dezember 1840 (!) erschien ein anonymes Aufruf „An die Bürger Freiburgs“, Rotteck ein Denkmal zu setzen – dort wo heute der Bismarckturm (von 1900) ins Land grüßt: „Schreiben wir dort, über dem gebrochenen Kriegshause früherer Zeiten, auf eine Granitsäule unseres Schwarzwaldes den Namen ‚Rotteck‘ und seinen Wahlspruch ‚Licht und Recht‘, und wir haben den liebenden Familienvater, den treuen Bürger, den begeisterten Lehrer, den unerschütterlichen Volksvertreter und den kühnen Vorkämpfer Teutschlands bezeichnet“ (FZ 344, 9. 12. 1840). Das Vorhaben konkretisierte sich rasch, eine Rotteck-Büste sollte als Symbol der Selbstverwaltung der Freiburger Bürger künden – und natürlich das politische Wirken Rottecks, seine Ideen in Erinnerung halten. Rottecks Kollege und Mitstreiter (nicht immer sein guter Freund!) Karl Theodor Welcker wurde Vorsitzender des Komitees, gesammelt wurde weltweit, und die Spenden kamen „von der äußersten Linken bis zum rechten Zentrum“. Als Kassier war der Fabrikant Mez erfolgreich (1848/49 Mitglied der Paulskirche!), er führte die Subskriptionsliste und hatte schon am 30. Dezember 1840 1840 Gulden beisammen. Am 1. Januar 1841 wurde in der „Freiburger Zeitung“ geworben um „Beiträge zu einem großen Nationaldenkmal“, es sollte „nicht von einer einzelnen Stadt, sondern von dem gesamten badischen und teutschen Vaterland errichtet werden“.¹⁹ Freiburgs Bürgermeister Wagner, sehr regierungsfreundlich, lehnte deutlich ab, wollte öffentliche Sammlungen nicht gestatten – aber duldet sie! Freilich, auch viele „radikale“ Liberale waren nicht rundweg einverstanden, Rotteck war schon für viele „unzeitgemäß“ geworden.

Im August 1842 beschloß das Rotteck-Komitee, „das Denkmal“ auf einem öffentlichen Platz aufzustellen, eventuell auch im Garten des Rotteck'schen Hauses. Aber es fehlte noch an Geld. Ende 1844 waren 9000 Gulden

beisammen, beim Gemeinderat wurde der Antrag gestellt, „zu erhebendem Gedenken dieses großen teutschen Mannes in hiesiger Stadt ein Nationaldenkmal zu errichten“. Optimal wäre der neue Rathausplatz, der gerade vergrößert wurde, weil ein Flügel des Klostergebäudes neben St. Martin abgerissen worden war. Dort also sollte das Denkmal stehen. Aber: „Es soll dasselbe von einem der ersten Künstler der Nation gefertigt werden und aus einem kolossalen Brustbilde Erz, auf einem Piedestal von Marmor oder Granit bestehen. Die Ausführung dieses Denkmals wird in einer solchen Art geschehen, daß dasselbe der Bürgerschaft Freiburgs zu Ehre und der Stadt zur bleibenden Zierde als Kunstwerk dienen soll“.²⁰

Der Auftrag ging zunächst an einen „römischen Bildhauer“, dessen Entwurf aber auf „entschiedenes Mißfallen“ stieß. Dann wurde Ludwig Schwanthaler angesprochen, dessen Regensburger Walhalla-Gestaltung auch in Freiburg Zustimmung gefunden hatte. Tatsächlich, der Künstler sagte zu. Aber sein Gönner Ludwig I. sagte umso deutlicher nein, da „Rotteck kein Ehrenmal, sondern eine Schandstätte verdient“ habe. Im Frühjahr 1846 kam Professor Johann Nepomuk Zwerger aus Frankfurt nach Freiburg, verhandelte und bekam den Auftrag; schon im Frühjahr 1847 wurde die Büste gegossen, im Spätsommer sollte sie aufgestellt werden. Der Bauzaun stand bereits, als „Stimmen“ von Bürgern laut wurden, „daß dieses Denkmal gegen ihren Willen und ihnen gleichsam aufgedrungen werde“. Sofort kamen auch die Gegenstimmen: 50 Bürger forderten eine klare Beschlußfassung für das Monument. Die Krise war da, die „Standort-Frage“!

Die Kreisregierung stellte am 23. August 1847 fest, daß der „Franziskanerplatz“ nicht in Frage komme – „unzulässig, weil hierdurch den Parteileidenschaften Nahrung gegeben würde“. Der Gemeinderat hatte zuvor das Komitee schon wissen lassen, daß er grundsätzlich einverstanden sei mit der Errichtung eines Denkmals, daß aber über „die Stelle“ weiter zu verhandeln sei, da auf diesem öffentlichen Platz auch zugleich „ein öffentlicher Brunnen bestimmt“ sei. Noch war nichts geklärt, als das Komitee wissen ließ, daß die Gießerei F. Müller in München die Büste bereits gegossen habe und der Steinhauer Belzer aus Weisenbach im

Murgtal das „Fußgestell“ nach den Plänen von Bildhauer Friedrich in Straßburg fertige. Die Kreisregierung zeigte sich kompromißbereit, bot im August 1847 einen Standort „am Stadtrand“ an. Aber das Komitee berief sich auf einen eindeutigen Gemeinderatsbeschuß, erhob Einspruch beim Innenministerium. Von dort kam am 1. Februar 1848 ein klares Nein, aber dazu auch hier der Vorschlag, das Rotteck-Denkmal „an einem andern angemessenen Platz außerhalb der Stadt“ aufzustellen. Hatte man Angst vor dieser Statue?

Aber nun meldete sich in Paris die Februar-Revolution, die Weltgeschichte!

Und in Freiburg bahnte sich eine Sensation an: Am 7. März 1848 genehmigte die großherzogliche Regierung, auf persönliche Veranlas-

sung Leopolds, die Aufstellung der Rotteck-Büste auf dem Freiburger Franziskanerplatz. Bürgermeister Wagner trat aus Protest zurück, fand einen Nachfolger in seinem Vorgänger Joseph von Rotteck, den er selbst 1839 abgelöst hatte. Aber es folgten bald Hecker und die blutigen „Freiburger Ostertage“ 1848, heftige Barrikadenkämpfe, auch an der Baustelle. Und es kam Struve aus Lörrach, über Staufen. Dennoch! Auf der „Rotteck-Baustelle“ ging es weiter, im Oktober 48 war die Arbeit vollendet, das Denkmal hinter einem Bretterverschlag, den Werkmeister Collius baute, abgesichert. Es kam die dritte Phase der „badischen Revolution“, die preußische Besatzung; in der Nacht vom 30. auf 31. Mai 1850 wurde das Denkmal enthüllt.



Das Rotteck-Denkmal auf dem Rathausplatz, 1848 bis Juni 1851.

WER KENNT J. N. ZWERGER?

Wer war übrigens Johann Nepomuk Zwirger? Er ist 1796 in Donaueschingen geboren, studierte bei Dannecker in Stuttgart, machte weitere Studien in Rom bei Thorwaldsen. 1830

kam er zurück nach Deutschland, arbeitete in Stuttgart wurde schließlich Professor in Frankfurt/Main und bekannt durch verschiedene Büsten, u. a. von Johann Heinrich Voss. 1868 ist Zwirger in Cannstadt gestorben.²¹



Johann Nepomuk Zwerger, 1796-1868.

(Photo: Stadtarchiv Stuttgart).

1848/1849:

CHRONOLOGIE DER EREIGNISSE IN BZW. MIT BEZUG AUF FREIBURG

- 10. März 1846: Zustimmung des Freiburger Gemeinderats zur Bildung eines „Komitees für die Errichtung eines Rotteck-Denkmals“, Leitung: Karl Theodor Welcker. Rotteck war am 25. November 1840 gestorben.
- 1846: Viele Unwetter, Nässe, schlechte Ernte, teures Brot, verfaulte Kartoffeln.
- 1874: Mehrfach „Brottumulte“ und Einrichtung karitativer „Suppenküchen“
- 12. September 1847: „Offenburger Versammlung“ – mit Friedrich Hecker und Gustav Struve.
- 24. Februar 1848: Februar-Revolution in Frankreich, Louis-Philippe dankt ab.
- 29. Februar 1848: Versammlung von etwa 800 Freiburgern in der „Harmonie“, die „fortschrittliche bürgerliche Lesegesellschaft“ – getrennt von der eher konservativen „Museums-gesellschaft“, gegründet 1807. Hier „Jesuitentaktik“, dort „Offenburger Sudelküche“! Besonders radikal: die beiden Rotteck-Söhne Karl (Anwalt) und Julius (Arzt). Erste gute organisierte politische Kraft: der „Turnverein“; die Leitung hat ab 1848 Prof. Karl Hecker, Direktor der Chirurgie (Bruder von Friedrich Hecker). Auf der konservativ-katholischen Seite führend: Franz Joseph Buß, Freiherr Heinrich von Andlaw, Alban Stolz u. a.
- 7. März 1848: Zustimmung des Großherzogs zur Aufstellung des Rotteck-Denkmals auf dem Rathausplatz/Franziskanerplatz; Bürgermeister Friedrich Wagner tritt aus Protest zurück; Nachfolger ist Joseph von Rotteck, ein Neffe des verstorbenen Politikers und bereits – auf Vorschlag seines Onkels – von 1833 bis 1839 Freiburger Bürgermeister; er gilt als loyal.
- 13. März 1848 in Wien und 15. März in Berlin: Blutige Ereignisse.
- 26. März 1848: Großes „Volksfest“ auf dem Münsterplatz; vom Balkon des Gasthofs „zum Geist“ spricht Gustav Struve als Hauptredner vor 25 00 Menschen, fordert erstmals „eine Republik“. „Gegenredner“

müssen vor der Wut der Menge geschützt werden. Der Pranger – er stand beim Fischbrunnen – wird entfernt.

- 31. März 1848: In Frankfurt stellt Struve sein radikales Programm vor, findet ebenso wenig Mehrheiten wie Friedrich Hecker.
- 12. April 1848: Friedrich Hecker ruft in Konstanz die Republik aus, beginnt seinen „Heckerzug“ – voreilig, schlecht vorbereitet. In Freiburg wird erklärt, man werde „jedem Versuch eines gewaltsamen Unternehmens . . . entschieden entgegen treten“.
- 20. April 1848: Schlacht bei Kandern, Niederlage Heckers und Flucht in die Schweiz.
- 21. April 1848: In Freiburg bewaffnen sich 400 Mitglieder der „Lesegesellschaft“ (u. a. mit Sensen), bereit zum Einsatz gegen die hessischen Bundestruppen und die großherzogliche Kavallerie. Am selben Tag: Niederlage der Kolonne von Gustav Struve bei Steinen/Wiesental.
- 22. April 1848/Karsamstag: Der Kreis-ausschuß des (radikaldemokratischen) „Volksvereins“ ruft auf zu einer bewaffneten Versammlung auf dem Karlsplatz. Der „Turner“ und stud. med. Heinrich von Langsdorf wird zum Befehlshaber der Freiburger Freischärler ausgerufen, bemächtigt sich der vier Stadtkanonen.
- 23. April 1848/Ostersonntag: ca. 5000 Freischärler (unter Franz Sigel) stehen in Horben/Günterstal. General Hoffmann führt von Müllheim aus 3000 badisch-hessische Regierungssoldaten Richtung Freiburg. Schweres Gefecht bei Günterstal, Tote und Verwundete; schwere Kämpfe im Stadtgebiet, besonders lebhaft am Schwabentor und am Predigertor, mehrere Tote.
- 24. April/Ostermontag: Freiburg wieder unter Kontrolle der Regierungstruppen. In der Stadt wohnen Amalie Struve und Emma Herwegh, sie warten hier auf ihre Männer. Auch andere Frauen sehr politisiert: „Verein von Frauen und Jungfrauen zur Unterstützung der Patrioten“.
- 18. Mai 1848: Eröffnung der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche.
- 16. Juli 1848: Großes Volksfest anlässlich der Wahl von Erzherzog Johann zum Reichsverweser, Prozession, Aufführung des „Elias“ von Mendelssohn-Bartholdy.



Dr. Friedrich Hecker, 1811 - 1881.



Gefecht bei Kandern: 20. April 1848.



Hessische Truppen erstürmen das Martinstor in Freiburg: 24. April 1848.



Kampf um das Freiburger Predigertor: 24. April 1848.



Gustav Struve proklamiert in Lörrach die „deutsche Republik“: 21. September 1848 (nach „Illustrierte Zeitung“, 1848).



Einnahme Staufens durch badische Regierungstruppen: 24. September 1848

(nach „Illustrierte Zeitung“, 1848).

- 21. September 1848: Gustav Struve verkündet in Lörrach die „Deutsche Republik“ will dafür militärisch kämpfen: noch dilettantischer unternommen als von Hecker (der bereits unterwegs ist in die USA).
- 23. September 1848: Großherzog Leopold verkündet das Kriegsrecht.
- 24. September 1848: Gefecht bei Staufen, das badische Heer besiegt die Aufständischen; Gustav Struve wird kurz darauf gefangen genommen.
- Oktober 1848: Die Rotteck-Statue wird vor dem Freiburger Rathaus aufgestellt, bleibt aber zunächst hinter Brettern abgeschirmt.
- 19. Januar 1849: Neugründung des „Freiburger Volksvereins“ unter Vorsitz von Rechtsanwalt Karl von Rotteck jun.
- 18. Februar 1849: Neugründung des „Vaterländischen Vereins“ unter Leitung von Bürgermeister Joseph von Rotteck; Mitglied wird auch Erzbischof von Vicari.
- 20.–30. März 1849: Gustav Struve ist angeklagt vor einem Geschworenengericht im „Basler Hof“ („Konrad Stürtzel-Palais“), wird zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt.
- 28. März 1849: Kaiserwahl in Frankfurt, 29. März: Beschluß der Reichsverfassung. – Ablehnung der Wahl am 8. April 1849, Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußen am 21. April 1849.
- April/Mai 1849: Breite Protestbewegung im deutschen Südwesten, um die Reichsverfassung durchzusetzen.
- 10. Mai 1848: Karl von Rotteck jun. organisiert eine Soldatenversammlung der Freiburger Garnison; Beschluß, nicht mehr auf das Volk zu schießen. Tags darauf verbrüdernd sich die Bürgerwehr und das 2. badische Infanterieregiment.
- 13. Mai 1849: Als Konsequenz der Offenburger Volksversammlung vom Vortag übernimmt Rechtsanwalt Karl Fr. Heinisch

- in Freiburg das Amt des „Civil- und Militärkommissärs des Oberrheinkreises“, fordert die großherzoglichen Beamten auf, ihre Arbeit einzustellen. An der Spitze der Revolutionsregierung steht Lorenz Brentano, Professor Karl Hecker wird Generalstabsarzt. In Karlsruhe meutert das Leibregiment des Großherzogs, Leopold flieht. In Freiburg äußert sich die Volkswut durch „Katzenmusik“ gegen Sympathisanten des alten Regimes, u. a. gegen Major a. D. Hennenhofer; er lebte seit 1841 in Freiburg, galt als Mörder des mutmaßlich rechtmäßigen badischen Thronfolgers („Kaspar Hauser“) – kann sich nur durch die Flucht vor dem Volkszorn retten. – Auf dem „Alten Friedhof“ wird ein Denkmal errichtet: „Zur Erinnerung an die am 24. April 1848 bei dem Sturm auf Freiburg Gefallenen. Von ihren Waffenbrüdern“. – Empörung in der Universität über einen Aushang des Theologieprofessors und Abgeordneten Franz Joseph von Buß, daß er sich von der „badischen Bewegung“ distanzieren und erst wieder Vorlesungen halte, wenn diese „Lumperei“ zu Ende sei.
- 20. Mai 1849: Bürgermeister Joseph von Rotteck tritt zurück.
 - Anfang Juni 1849: 400 Mann der Freiburger Bürgerwehr marschieren nach Rastatt.
 - 15. Juni 1849: Preußische Truppen unter dem Kommando von Prinz Wilhelm („Kartätschenprinz“) überqueren bei Weinheim die badische Grenze, um Baden – „die letzte Insel der Revolution“ – militärisch zu bezwingen.
 - Ende Juni 1849: In Freiburg (mit ca. 15 000 Einwohnern) halten sich etwa 10 000 „Soldaten“ auf, vielfach ohne Disziplin, aber mit großen Ansprüchen.
 - 2. Juli 1849: „Truppenparade“ auf dem Freiburger Karlsplatz vor Amand Goegg (der nach der Flucht Brentanos faktisch die Revolutionsregierung führt) und Franz Sigel.
 - 3. Juli 1849: Flucht des Restes der „provisorischen Regierung“ von Freiburg aus ins Höllental, darunter auch Goegg und Sigel. Friedrich Engels mit seinen Leuten kommt von Wolfach bis Saldkirch, sieht in Freiburg keine Chance mehr, zieht durch das Simonswälder Tal nach Norden.
- Joseph von Rotteck wird wieder Bürgermeister.
- 7. Juli 1849: Prinz Wilhelm von Preußen zieht in Freiburg ein, übernimmt – zusammen mit General von Hirschfeld – die Kontrolle über die Stadt.
 - 13. Juli 1849: Aufforderung an die Bürger Freiburgs, die „Rebellen“ zu denunzieren; Karl von Rotteck flieht (in die USA). Es folgt die „Säuberung“, die Gemeindeverwaltung wird „gereinigt“, Verhaftungen und Zuchthausstrafen.
 - 29. Juli 1848: Bürgermeister Joseph von Rotteck dankt als Sprecher des Freiburger Gemeinderats dem Preußischen Prinzen und betont, der Aufstand sei „ebenso sehr als verbrecherisch wie in seinen Folgen unheilvoll“ zu beklagen und zu verurteilen.
 - 31. Juli 1849: Maximilian Dortu aus Potsdam, preußischer Unteroffizier, 23 Jahre alt, wird auf dem alten Wiehre-Friedhof exekutiert.
 - 9. August 1849: Friedrich Neff aus Rümplingen bei Lörrach, seit dem „Heckerzug“ aktiver Freischärler und „Propagandist sozialistischer Ideen“, wird auf dem Wiehre-Friedhof exekutiert.
 - 21. August 1849: Gebhard Kromer aus Bombach bei Kenzingen, Soldat, wird auf dem alten Wiehre-Friedhof exekutiert.
 - Dezember 1849: Mariano von Sarachagauria wird Freiburger Stadtdirektor, bleibt es bis 1852 und sorgt für „Ordnung“.
 - Am 20. Januar 1850 stirbt Major a. D. Heinrich von Hennenhofer, der bis zu seinem Tode eine Extrapension der großherzoglichen Hofkasse bezieht. In seinem Testament ist u. a. zu lesen: „Unter meinen Papieren befindet sich ein versiegelter, an den Großherzog adressierter Pack, den ich sicher zu befördern ersuche . . .“. Sein Grab auf dem „Alten Friedhof“ wird in der Folgezeit immer wieder beschmiert: „Kaspar-Hauser-Mörder!“
 - Nacht vom 30./31. Mai 1850: Enthüllung der Rotteck-Statue mit Zustimmung der Besatzungsmacht und auf Veranlassung Urias.
 - 5. Oktober 1850: Abzug der preußischen Besatzungstruppen aus Freiburg.
 - Nacht vom 22./23. Juni 1851: Abbau der Rotteck-Statue mit ungewisser Zukunft.



Amand Goegg, 1820 – 1897, Mitglied der „provisorischen Regierung“ 1849.

Erklärung

des

Großherzogthums Baden in den Kriegszustand.

Da die Aufrechter im Großherzogthum Baden fortfahren, sich zum bewaffneten Widerstande gegen die zur Vertheilung der rechtmäßigen Regierung im Lande, an dessen Grenzen versammelte Armee zu rufen, auch bereits durch den Kampf selbst derselben entgegen getreten sind, so erkläre ich, als Oberbefehlshaber der zu jenem Zwecke gegen Baden aufgestellten preussischen Armee, „das ganze Großherzogthum Baden hiermit in den Kriegszustand.“

Hiernach verfallen nunmehr alle diejenigen Personen in dem Großherzogthum Baden, welche den unter Meinen Befehlen stehenden Truppen durch eine verrätherische Handlung Gefahr oder Nachtheil bereiten, dem Kriegsgericht.

Die Corps Commandeure haben hiernach das Erforderliche anzuordnen, und sind befugt, die Todesurtheile zu bestätigen.

Neustadt a. d. Saardt, den 19. Juni 1849.

Der Ober-Befehlshaber der preussischen Operations-Armee
am Rhein.

Prinz von Preussen.

– 27. Juni 1851: Ausschreibung eines „Brunnens auf dem Franciskanerplatz“. Alois Knittel legt einen Entwurf vor – mit einer Statue von Berthold Schwarz – und findet

Zustimmung. 1853 wird die „Statue des sagenhaften Pulvererfinders von anfechtbarer Freiburger Herkunft“ präsentiert.



Stadtdirektor von Uria

AUFGESTELLT UND ABGERÄUMT

Wir erinnern uns, erstens: Am 23. August 1847 hatte die Regierung des Oberrheinkreises deutliche Bedenken geäußert – nicht wegen des Denkmals als solchem, sondern wegen des gewünschten Standorts direkt vor dem Rathaus, wo sich ja „Parteileidenschaften“ ganz „natürlich“ entwickeln. Und wir erinnern uns zweitens: Die Eingabe des Rotteck-Komitees hatte überraschenden Erfolg, auf Geheiß des Großherzogs persönlich genehmigte das Karlsruher Staatsministerium am 7. März 1848 – gegen das Votum des Innenministeriums und der Freiburger Kreisregierung – die Aufstellung neben der Franziskanerkirche, vor dem Freiburger Rathaus. Und da stand nun Rotteck – aber abgesichert hinter einer festen, undurchdringlichen Bretterwand. Die Angst vor weiterem Ausbruch politischer Leidenschaft – sei sie nun angefacht durch die „Jesuitentaktik“ oder gekocht in der „Offenburger Sudelküche“ – bei einer unkalkulierbaren Zahl von Menschen (vor allem auch aus dem Umland), die offenbar für jede radikale Losung und Aktion zu gewinnen war, diese Angst wurde übertragen auf diese Statue. Meister Collius, der die Verbretterung geleistet hatte, wollte seinen Lohn rasch; er ahnte, daß es bis zur Enthüllung lange gehen könnte.

Das Komitee war in der Tat beschäftigt mit der Vorbereitung einer würdevollen Zeremonie, vorgesehen für den 24. Dezember 1848, die „Enthüllung des unserm Mitbürger Carl von Rotteck von teutschen Freiheitsfreunden errichteten Denkmals“ sollte eben eine „solenne Feierlichkeit“ werden. Aber Weihnachten 48 ging vorüber, vor dem Freiburger Rathaus sah das interessierte Publikum noch immer nichts anderes als das fest gefügte Brettergerüst aus Latten, Balken und Bohlen. Und das Jahr 49 brachte dann ein ganz anderes Programm: Am 7. Juli besetzten preußische Truppen Freiburg, der Rotteck-Sohn Karl war „unterwegs“ in die USA, sein Cousin Joseph, sehr gefügig, bat brav die Besatzungsmacht, das Standbild seines Onkels enthüllen zu dürfen, wurde mit einem klaren „Nein“ beschieden.

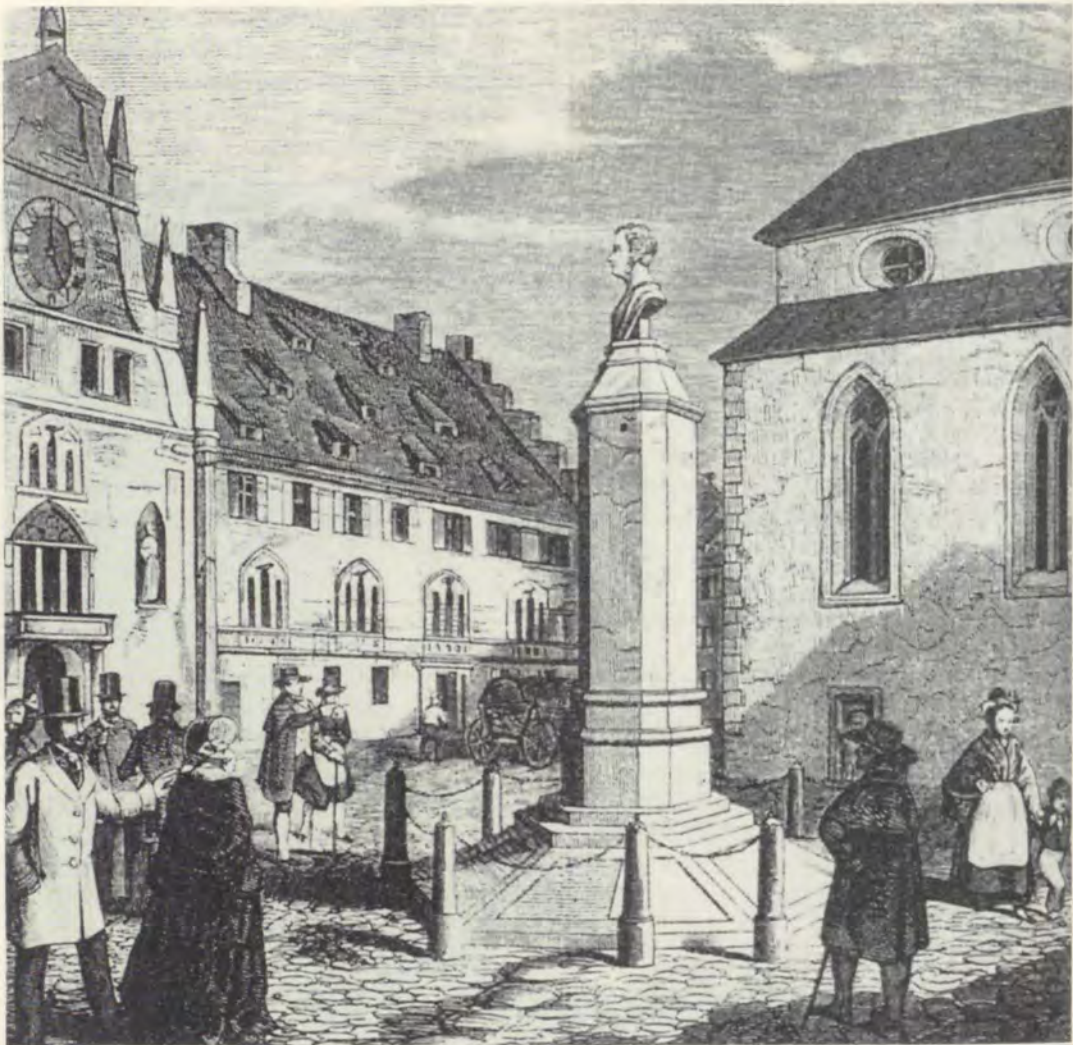
Im Dezember 1849 wurde Baron Mariano von Sarachaga-Uria (Stiefsohn des badischen Generalmajors von Lassolaye, schon von 1841

bis 1844 Stadtammann in Freiburg) Direktor des Stadtamtes der Dreisamstadt. Seine „Hauptsorge“ galt vor allem der Universität, wo er die „burschenschaftliche Bewegung“ wegen des „revolutionären Treibens“ verbot und unter Kontrolle brachte. Den Freiburgern sagte er unmißverständlich, ihm gehe es nicht um Popularität, er wolle „Ordnung schaffen“.

Ordnung! Ganz „unordentlich“ sah noch immer der Bretterverschlag vor Urias Amtssitz aus. Die Militärbehörden waren an einer Lösung lange nicht interessiert. Aber Stadtdirektor Uria bekam schließlich doch die Genehmigung, die Verbretterung wurde entfernt und – ganz heimlich, ohne jede Ankündigung, in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1850 – wurde „Rotteck“ enthüllt. Der „Ordnungssinn“ des Freiburger Verwaltungschefs hatte Fakten geschaffen.

Am 5. Oktober 1850 zog die preußische Besatzungsmacht aus Freiburg ab. Die Meinungsfreiheit war wieder etwas größer, galt auch dem neuartigen Kunstwerk. Die Freiburger Buben machten ihre besonderen Annäherungsversuche – durch „beständiges Auf- und Abklettern“. Am 22. Mai faßte Xaver Pyrrh, Referent der „Verschönerungskommission“ im Gemeinderat das allgemeine Unbehagen zusammen und verlangte, daß das „nicht gehörig vollendete, mißlungene Monument“ zumindest um eine Brunnenanlage angereichert werden sollte. Es wurde verwiesen auf den alten Brunnen am Ende des Franziskanerplatzes/Ecke Merianstraße, der baufällig und irreparabel sei und einen Ersatz finden müsse durch einen Brunnenbau rund um das Rotteck-Denkmal.

Nicht einverstanden mit solchen Ideen war das alte Komitee, das am 13. April 1851 erklärte, es sei eine Zumutung, „das ideelle Andenken durch einen praktischen Zweck herabzuwürdigen“.²⁴ Die Komitee-Mitglieder glaubten, „ihr“ Kunstwerk verteidigen zu müssen. Die „öffentliche Meinung“ war eher geprägt von Kritik und Ablehnung, man bemängelte die „ästhetische Art“, fand auch den Unterbau zu primitiv, fragte aber vor allem: wo ist der versprochene Brunnen? Uria nahm die „Schönheitskriterien“ in seiner Stellungnahme ernst; oder war es nur eine politische Finte? Er ließ den Gemeinderat noch einmal abstimmen, erreichte am 23. Mai 1851 den „Beschuß“, die



Rotteck-Statue auf dem Rathausplatz: 1848 – 1851.

Statue mit einer Brunnenanlage zu kombinieren: Nur so könne noch erreicht werden, „was man von gewisser Seite so oft versprochen hat: eine Zierde hiesiger Stadt“. Bürgermeister Rieder verweis auf die Kompetenz des Gemeinderats, „Gegenstände, welche sich auf einem öffentlichen Platze befinden, wenn sie störend sind, wegschaffen zu lassen – oder ihre zweckmäßige Umwandlung zu begehren, wie es hier der Fall ist . . . wir bekämpfen nur den Eigensinn einiger weniger, welche einer wesentlichen Verschönerung unserer Stadt hindernd in den Weg treten“. Also, das ganze Projekt Umbau bzw. Erweiterung war „aus Gründen

allgemeiner Nützlichkeit und Schönheit vollkommen zur Ausführung gerechtfertigt und empfehlenswert“.

Am 17. Juni 1851 wurde definitiv beschlossen, einen „gotischen Brunnen“ zu errichten und die bewußte Statue in die Mitte zu stellen. Eine Aussprache über Details, Art der Ausschreibung, Mittelbewilligung scheint unterblieben zu sein.

Uria drängte den Bürgermeister Rieder am Freitag, 20. Juni 1851, er solle nun rasch demontieren lassen. Das Komitee protestierte, 8 von 11 Gemeinderäten wollten eine Sondersitzung. Aber es kam das Wochenende. Am

22. Juni – es war Sonntagmorgen – wollten die Ratsherren bei Uria persönlich vorsprechen: Er reiste „gerade“ ab, dienstlich, nach Riegel. Zu- vor hatte er aber noch verbindlich angeordnet, daß um Mitternacht die ihm unterstellten Ord- nungskräfte die Rotteck-Büste abnehmen soll- ten.

Die Beschwerdeführer ließen nicht locker, gingen am Sonntagnachmittag zur Kreisregie- rung – und erreichten dort die Anordnung der einstweiligen Einstellung des Abbruchs. Aber der entsprechende Brief blieb ungeöffnet auf Urias Schreibtisch liegen; der Herr Stadtdirek- tor war – von der Reise zurückgekehrt – gleich ins Bett gegangen.

Um 24 Uhr begann das „Zerstörungswerk“. Um 2 Uhr versuchte der städtische Baureferent Schmidt, die Arbeiten zu stoppen – und wurde festgenommen, kurzfristig eingesperrt. Uria schief gut, am Morgen des 23. Juni 1851 war „Rotteck“ weggeräumt. Sicher gab es einige „Nachwehen“, Ärger, Wut. Aber am 7. Juli 1851 erklärte die Kreisregierung im nachhinein alles für „vollkommen in Ordnung und legal“. Das System der „Überwachungen, Kontrollen, Zen- sur, Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, waren der Preis der ‚Befriedung‘“²⁵ und funk- tioniere, „Loyalität“ und Ergebenheit waren zeitgemäß. In einem offensichtlichen Kompe- tenzwirrwarr hatte einer Fakten geschaffen, Uria, der mit seinem Leitspruch „vigilantibus iura sunt scripta“ (die Gesetze sind für wach- same Bürger geschrieben!) und dieser Tat in die Freiburger Geschichte einging. Ab Juli 1851 gab es nur noch „zuverlässige Elemente“ im Gemeinderat. Dieses Gremium verlieh Uria bei seinem Abschied – er sollte nun in Heidelberg Recht und Ordnung sichern – das Ehrenbür- gerrecht (Rotteck wurde diese Ehre nicht zuteil!). Der Gemeinsekretär Cajetan Jäger hat sich seine eigenen Gedanken gemacht über Herrn von Uria:²⁶ „Er wollte (damit) den Triumph des Adels und Pfaffentums über den Bürgerstand versinnlichen und feiern, doch wird ihm die Tat des frechsten Barbarismus gewiß keine Früchte tragen, verhaßt und ver- achtet ist er schon jetzt allgemein“.

Aber wo war „Rotteck“? Die Zwerger'sche Büste wurde im Bibliothekssaal der Universität „zwischen gelagert“, die Steine für den Sockel wurden unter städtischer Obhut versorgt, der

Unterbau aber sollte eine neue Verwendung finden, wenn schließlich der „neue Brunnen auf dem Rathausplatz“ gebaut würde.

„REIHE VON ZUFÄLLEN“?

Wie unterschiedlich historische Vorgänge dieser etwas kuriosen Art gedeutet werden können, zeigt dieses Beispiel – je nach politi- scher Position bzw. Zeitumständen. Akten kön- nen ein „unvollständiges, schiefes oder sogar falsches Bild“, vermitteln.²⁷ Hefeles stützte sich u. a. auch auf die Memoiren von Bürgermeister Johann Baptist Rieder, Freiburger Bürgermei- ster von 1850 bis 1852, gerade 35 Jahre alt; seine Memoiren hat er im Alter von 80 Jahren geschrieben.

Auf die Frage, ob das Abräumen der Rot- teck-Statue „eine in voller Absicht ausgeführte reaktionäre Tat des Stadtdirektors von Uria“ gewesen sei, antwortete Hefeles mit einem „glat- ten nein“ – für das erste Stadium: Er nahm Uria, „der die Enthüllung des lange verkleide- ten Denkmals in die Wege leitete und gegen Widerstände zur Durchführung brachte“,²⁸ in Schutz; für die zweite Runde glaubte er an eine „Reihe von Zufällen“. Freilich, Uria und Rieder seien „Männer der Tat, aber nicht des brutalen Gewaltstreiches, sondern des Vorgehens mit legalen Mitteln“ gewesen – „gemäß der ihnen von der Regierung gestellten Aufgabe, nach den Stürmen der Revolution die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen“. Hefeles zu Uria: „Gewiß konnten auch seine politischen Gegner seine Verdienste um die Stadt, die in der Ernenn- ung zum Ehrenbürger ihren Ausdruck fanden, nicht in Abrede stellen“, Uria habe eine „ehrliche Absicht“ gehabt.²⁹ Und Herrn Rieder nannte Hefeles einen „um Freiburg außerordentlich verdienten Mann“. Konsequenz war denn auch sein Urteil zu den Rednern von 1862 und 1875, die eben eine „Trübung des Blicks durch die politische Einstellung“ hatten.³⁰ Er, Hefeles, glaubte auf alle Fälle eine „überkom- mene Tradition als geschichtliche Legende“ entpuppt zu haben. Recht ist ihm zu geben, wenn er diese Vorgänge mit einem „heiteren Freiburger“ gerne als „Bobbelegeschichte“ kennzeichnen wollte, sicher auch als „örtliche Episode“. Aber zu offensichtlich wurde seine



Bürgermeister Johann Baptist Rieder (1815 - 1902)

Stellungnahme, als er feststellte: „Für Baden war es allerdings von großer Wichtigkeit, daß in der Hauptstadt des Oberlandes Ordnung herrschte“.

So ist wohl eher Rudolf Muhs zuzustimmen, der zwar die quellenmäßige Aufarbeitung akzeptierte, aber von der Darstellung meinte, sie sei „zweifellos als verfehlt anzusehen“. Muhs sprach von der „fatalen Ausmanövrierung“ durch Uria; das Monument habe „nichts als eben ein Agitationsmittel dargestellt“, denn „wie im Vormärz von Schmuck und Zierde die Rede war, um das politische Anliegen zu kaschieren, so dienten im Nachmärz Schönheitskriterien als Vorwand, um ein politisch mißliebigeres Objekt zu beseitigen“. Rieder war – nach Muhs – ein „schwächlicher Bürgermeister im Schlepptau des Stadtdirektors“ – und der war ein durch und durch von Machtwillen und Ordnungssinn geformter Mann, die „Rotteck-Episode“ eine seiner „beliebten Nacht- und Nebel-Aktionen“.³²

IM NACHMÄRZ

Zwischen 1849 und 1854 verließen über 80 000 Badener ihre Heimat, 6% der Bevölkerung; insgesamt dürften es etwa 700 000 Deutsche gewesen sein, die in ihrer großen Mehrheit ihre Zukunft in den USA suchten. Die „German-Americans“ (als echte Forty-Eighters gilt freilich nur eine Minderheit) bildeten rasch die größte Volksgruppe, so daß noch heute (bzw. heute wieder!) wesentlich mehr US-Amerikaner sich als „deutschstämmig“ bezeichnen als z. B. als Iren oder Engländer. Für die meisten waren es politische Gründe, die zur Auswanderung drängten.³³ Denn „daheim“ herrschte die „Reaktion“ – wie das alte/neue Regime bezeichnet wurde. In einem Lesebuch für badische Volksschulen (ca 1854) ist zu lesen: „Die Revolution von 1848 /1849 verursachte dem edlen Fürsten viel Leid; er wurde veranlaßt, sein Land, dem er so viel Gutes erwiesen, zu verlassen, und kehrte erst wieder zurück, als die Empörung unterdrückt war“. Die „Lehrmeinung“³⁴ war und wurde entsprechend z. B. im „Lehrbuch für Geschichte der höheren Lehranstalten“ verbreitet; „Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser, brachte

das verirrte Land in fünf Wochen zur Ordnung zurück; Großherzog Leopold überlebte die Rückkehr in sein Land nicht lange, er starb 1852, nachdem er noch die Reue seines Volkes gesehen hatte“. Für den erkrankten Thronfolger Ludwig übernahm sein Bruder Friedrich die Regentschaft, 1857 wurde eine weitgehende Amnestie der „48er“ verkündet. Daß die Emigration nach 1849 ein großer Aderlaß für die demokratischen Kräfte in Deutschland war, wollte keiner wahrhaben. Die „Osterproklamation“ 1862 von Großherzog Friedrich trug wesentlich zur Beruhigung bei, 1848/49 schien verdrängt. Oder doch nicht? – In Freiburg wurde Eduard Fauler – einer der „renitenten“ Gemeinderäte von 48/49, 1851 war er wegen der Abbruchsaffäre zurückgetreten – 1859 zum Bürgermeister gewählt. Am 16. Juli 1861 gab es eine Vorbesprechung auf dem Rathaus, es ging um „Rotteck“, Carl Mez war dabei. Am 22. August wurde eine „Zusammenkunft der Freunde und Verehrer Rottecks“ in der „Harmonie“ organisiert; sie führte eine Woche später zum offiziellen Beschluß, die Rotteck-Statue wieder aufzustellen. Aber der Franziskanerplatz war inzwischen besetzt. Also sollte das Denkmal aufgestellt werden gegenüber dem Rotteck-Wohnhaus!

Am 25. Mai 1862, am Sonntagmorgen, gab es in der Festhalle am Karlsplatz eine große Versammlung. Welcker war da, Rottecks Witwe, ihre Kinder und Enkel und viele andere. Und mittags marschierte ein langer Festzug zum „Rotteck-Platz“, um das Denkmal erneut zu enthüllen. Fauler gelobte, das Monument für immer zu schützen und zu schirmen – „als heilig und unverletzlich“. F. von Woringen, Ordinarius für Naturrecht und deutsches Privatrecht an der Universität, hielt eine Rede und sagte u. a.: „So haben wir denn dieses Mannes Bildniß wieder aufgerichtet mit Recht. Wieder! – denn schon einmal stand es so aufgerichtet in dieser Stadt. Doch es geschah, daß es eines Morgens nicht mehr gesehen wurde. Die Gesinnung, welche diese That gethan – bei dunkler Nacht, denn dies ist eine gute Zeit für Thaten, welche das Licht des Tages scheuen müssen – ich mag sie heute mit strafenden Worten nicht treffen. Damals, als es geschah, war dazu die Zeit. Heute ist diese Gesinnung machtlos, und an der machtlos gewordenen gehen wir mit



Einweihung des Rotteck-Denkmal 1862 beim Rotteck'schen Wohnhaus, ganz rechts, heute Verkehrsamt.

Gleichmuth vorüber. Diese Versammlung ist ihr einstimmiges Geschworenengericht“.³⁵

Nun, wir wissen, daß auch dieser Standort nicht endgültig war.³⁶

1872 wurde die „Höhere Bürgerschule“ am Werderring gebaut, eine Schulkonzeption ganz nach Rotteckschen Intentionen. Auf dem Dach übrigens zwei Großplastiken von Aloys Knittel, zwei allegorische Frauengestalten „Technik und Theorie“. Diese Schule erhielt 1920 Rotteck als Patron, wurde zur „Rotteck-Oberrealschule“, allgemein besser bekannt als „ROS“. 1937 wurde der „Rotteckplatz“ umgestaltet, die Statue stürzte wieder einmal und bekam einen neuen Platz zugewiesen zwischen

Theater und „ROS“. Aber im November 1972 mußte „das alte ROS“ dem Neubau der Universitätsbibliothek weichen, der Schulbau wurde abgerissen, die Knittel-Plastiken dabei zerstört (!) – und „Rotteck“ fand Asyl im Hinterhof des Universitätsbauamtes in der Belfortstraße – und wurde dort vergessen. Erst im Frühjahr 1981 – die internationale Rotteckfamilie hatte ein großes Treffen angekündigt – ging man auf die Suche nach dem Verbleib und einem geeigneten Platz. Bürgermeister von Ungern-Sternberg erklärte am 2. Mai 1981 diesen „vierten Standort“ vor dem Kollegiengebäude II der Universität für „endgültig!“



Die Rotteck-Büste von J. N. Zwinger

BERTHOLD SCHWARZ

Der Sockel vor dem Rathaus war also leer seit dem 22. Juni 1851 – und dies war ärgerlich, gab Anlaß zu vielen Diskussionen und Speku-

lationen. Die Freiburger Bauverwaltung unter der Leitung von Josef Rösch annoncierte am 27. Juni 51 in der „Freiburger Zeitung“ unter den „obrigkeitlichen Bekanntmachungen“ folgenden Text:³⁷

[1847] (3) Afford-Begebung.

Die Stadt Freiburg läßt einen Brunnen auf dem Franziskanerplatz neu erbauen.

Derselbe soll nach dem vorliegenden Plan im gothische Style, aus rothem dauerhaften Sandstein ausgeführt, und diese Herstellung im Soumissionswege an den Wenigstnehmenden in Afford gegeben werden. Der Plan, Kostenüberschlag und die Bedingungen sind auf der städtischen Bauverwaltung einzusehen, woselbst auch die Angebote verschlossen, mit der Ueberschrift „Brunnen auf dem Franziscanerplatze“, bis den 9. August d. J., Vormittags 10 Uhr einzureichen sind.

Freiburg den 27. Juni 1851.

Städtische Bauverwaltung.

Rösch.

Es war dies ein neutraler, trockener Text. War es ein Zufall, daß wenige Tage später in der Zeitung eine „Kunstnotiz“ erschien (7. Juli)? Es war eine warme Empfehlung für den Bildhauer Aloys Knittel: „Bildhauer Knittel dahier, der als rühmlich bezeugter Schüler eines Schwanthaler, Cornelius, Schnorr, sich durch die Büsten von Hug, Baurath Voß, de Wette etc innerhalb und außerhalb Freiburg seinen Ruf schon hinlänglich begründet hat, beschloß in diesen Tagen eine Arbeit, die, wie sie schon längst die Aufmerksamkeit seiner Freunde auf sich gezogen, er die Güte hat von Mittwoch den 9. d. M. an und die nächstfolgenden Tage in seinem Atelier dahier auszustellen. Es ist ein Christus am Kreuz, etwas über Lebensgröße, in weißem Sandstein, für den Gottesacker der Gemeinde Urloffen, Oberamts Offenburg, bestimmt. Das

Edle in der Composition und dabei die tiefe Wahrheit der Auffassung, das Eigenthümliche der Behandlung und der bewunderungswürdige Fleiß der Ausführung, besonders aber die anatomische Vollkommenheit eröffnen einen getreuen Einblick in des Künstlers reiches Talent und erregen mit Recht die Bewunderung hiesiger Kunstkenner.

Möchte Herrn Knittel die Gelegenheit werden, auch unsre seit Jahrhunderten unter Kunstdenkmälern erstandene Stadt mit ähnlichen größeren Sculpturarbeiten zu verherrlichen. Und wie sehr es zu bedauern ist, daß man nichts mit bedeutender Kostenersparniß statt einer erzenen Rottecksbüste von einer Rottecks-Statue in Stein, durch Knittels Hand gefertigt, wissen wollte – diese stünde gewiß noch! –: so erfreulich ist es zu hören, daß von

Seiten eines großen Kunstfreundes und Kenners Herrn Knittel bereits die Möglichkeit werden soll, obigem Wunsche zu entsprechen“.

Ein „unentgeltlich Modell“ mußte jeder Bewerber vorlegen. Bei Verzögerung der Fertigstellung sollten vom Honorar für jede Woche 10 Gulden einbehalten werden. Und insgesamt durfte das neue Monument nicht teurer werden als 1650 Gulden. Schon am 24. Juli schrieb das Großherzogliche Stadtamt an das Bürgermeisteramt: „Nachdem die Soumissionen für Errichtung des Brunnens auf dem Franziskanerplatz eingelangt sein werden, und bevor die Ratifikation erteilt wird, ist zur Erwirkung der erforderlichen baupolizeilichen Erlaubniß Vorlage anher zu machen“. Zum vorgesehenen Termin aber hatte die Bauverwaltung erst zwei Angebote vorliegen: Ignatz Michael aus Freiburg wollte seine Kunst anbieten für 1750 fl, Ludwig Hügle aus Heimbach für 1800 fl. Im Rathaus wurde am 25. August tüchtig beraten, ohne Ergebnis, denn „Bildhauer Knittel hatte auch die Einreichung einer

Ausarbeitung zugesagt, ist aber wieder davon abgestanden“. Der Gemeinderat fand es freilich für besser, mit einem „bewährten Künstler“ zu verhandeln als mit „gewöhnlichen Steinhauern“. Das Stadtamt stimmte am 30. August zu und erklärte, daß man Knittel für viel befähigter „zur Ausführung des projektierten Brunnens“ halte als die beiden „Summittenten“. Also: Warten auf Knittel, der sich am 27. August schriftlich gemeldet hatte: „Der Unterzeichnete hat Lust, die Ausführung des auf dem Rathausplatze zu errichtenden Brunnens zu übernehmen, jedoch nicht nach der vorliegenden Zeichnung, die er für unverhältnismäßig hält. Er wird eine eigene Idee zu verwirklichen suchen, die gewiß allgemein Anklang findet. Um jedoch einen gehörigen ausgearbeiteten Plan jetzt schon vorlegen zu können, gebietet es ihm an Zeit. Bis Ende November vermag jedoch dieses zu geschehen, weshalb er um Frist bis dorthin bittet.

Al. Knittel Bildh.“

Ihre Hochachtung hat sich die
Christenheit durch den Hofsenszucht
zu manichäischen Lehren zu überführen,
jedoch nicht auf den vorliegenden Zeitrechnung
die man sich unerschütterlich hält:

Es sind nicht allein die zu unerschütterlichen
Lehren, die gewisse allgemeinen Erklärungen
findet. Die jedoch nicht unerschütterlichen
unerschütterlichen Place jetzt schon vorliegen
zu können, gebietet es sich vor Zeit,
bis durch Nachdenken von jeder
Wort zu erfassen, weshalb man im
Zeit bis heute bittet.

Daher die Hochachtung ist die Hochachtung:
nicht auf nicht im Handeln, ganz gewiss in Er-
kenntnis zu verstehen, demselben wird jedoch
die demselben die Hochachtung nicht bedür-
fen überführen.

Friedrich den 27. August 1851

Al. Kretzel Lilly.

Man wartete also auf Knittel und zeigte sich am Jahresende 1851 gar nicht überrascht, fand den „Plan Knittels“ überragend und die Idee so populär, daß weitere Alternativen nicht mehr gefragt waren. Knittel wollte den Sandstein für die Statue in Heilbronn einkaufen, alles andere sollte aus Heimbacher Sandstein gehauen werden. Am 1. März 1852 wurde der Vertrag zwischen Knittel und der Stadt Freiburg über die Erstellung des neuen Brunnen-Denkmal unterschrieben. Es störten dabei nicht die höheren Kosten, vor allem aber störte nicht im geringsten das ganz andere Thema: Berthold Schwarz.

WER WAR DENN BERTHOLD SCHWARZ?

1246 hat Graf Konrad von Freiburg die alte Martinskapelle mit vier dazu gehörenden Hofstätten den Franziskanern geschenkt; sie wollten in Freiburg ein Kloster errichten. Es florierte in der Tat über sechs Jahrhunderte, wurde 1794 aufgelöst. 1845 wurde der dreiflügelige

Kreuzgang bis auf den Ostflügel abgetragen, so daß ein großer freier Raum zwischen den kirchlichen Gebäuden und dem Rathaus sich direkt für eine künstlerische Ausschmückung anbot. Und keiner schien diesen Platz würdiger zu besetzen als Karl von Rotteck. Aber das Unternehmen Rotteck ging ja schief.

Wer tatsächlich auf die Idee kam, Rotteck durch Berthold Schwarz zu ersetzen, um doch schnell dieses anstößige Thema zu erledigen, ist unbekannt. Es war aber sicher ein politischer Pfiffikus.

In der neueren Zeit war es wohl als erster Heinrich Schreiber,³⁸ der über den „schwarzen Franziskaner“ (namens Niger, daher wohl Berthold Schwarz) und den „frühesten Gebrauch des Schießpulvers und der Feuegewehre in und um Freiburg“ forschte und schrieb und damit wohl auch den historischen Hintergrund absicherte, daß das überraschende Unternehmen, Berthold Schwarz nach den kuriosen Erfahrungen von 1848/49 mit einem Denkmal zu ehren, gar nicht so verdächtig bzw. abwegig erscheinen konnte.



Heinrich Schreiber, 1793 – 1872, Professor in Freiburg.

1853 wurde dieses von Aloys J. Knittel geschaffene Denkmal auf dem Freiburger Franziskanerplatz enthüllt. Aber ganz offensichtlich und verständlicherweise war damit das Informationsbedürfnis erst recht angeregt. Die „Zeitung“ sollte das Verständnis rasch fördern, nachdem doch schon viele Spötter und kritische Beobachter sich des Themas bemächtigten. Zunächst wurde dort der Künstler gebührend gerühmt: „... in Herren Knittel hat nicht allein unsere Stadt, sondern, wir dürfen es sagen, unser ganzes Land eine schätzenswerte Akquisition gemacht. Er ist geborener Tyroler, Schüler Schwanthalers und seit einigen Jahren hier ansässig. Bei seinem entschiedenen Talent und seinem unermüdlichen Fleiß läßt sich mit Sicherheit entnehmen, daß die ihm gebührende Anerkennung sich in Bälde nicht mehr auf die Grenzen unseres engeren Vaterlandes beschränken wird...“.

Aber schließlich bekamen die Freiburger die historische Information zu Berthold Schwarz sehr umfassend. Vor allem OB Dr. Winterer hatte wohl seine liebe Not mit den Spöttern bzgl. dieses „legendären“ Freiburgers. Aber seit 1884 gab es ja in der direkten Nachbarschaft des Rathauses einen ausgewiesenen Historiker, den Stadtpfarrer von St. Martin Dr. Hansjakob. Und tatsächlich, er ließ sich dazu ermuntern, Quellenstudien zu betreiben und sein wissenschaftliches Fazit vorzulegen; 1891 erschien „Der schwarze Berthold“, und auf 91 Seiten wurde abgehandelt, wie diese umwälzende Erfindung des Schießpulvers in Freiburg durch den Barfüßermönch Berthold stattgefunden habe – eine Erfindung, die „allen Vorrechten der waffenkundigen Ritterschaft ein Ende gemacht und die Welt im Sinne demokratischer Freiheit umgewandelt hat“.³⁹

Rund 80 Jahre später, 1978, lesen wir in der neuesten Ausgabe von Meyers Enzyklopädischem Lexikon: „... die Legende scheint an eine historische Persönlichkeit anzuknüpfen; um 1380 läßt sich ein ‚nyger pertoldes‘ belegen, der die ‚kunst aus püchsen zu schyessen‘ verbessert habe“. – In der Brockhaus Enzyklopädie (von 1973) weiß man nur von einem „Mißverständnis“, Schert dies die Freiburger Stadtführer? – Nur wenige! Rosemarie Beck⁴⁰ schrieb, was wohl fast alle Freiburger Stadtführer erzählen:

„Auf dem Rathausplatz, früher das Gelände des Franziskaner-Kreuzgangs, steht in einem achtseitigen Trog aus gelbem Sandstein die überlebensgroße Statue eines Mönchs... In nachdenklicher Haltung, die rechte Hand mit dem Buch auf einen Mörser gestützt, schaut er über das vorbeiziehende Volk und hinüber zum Rathaus. Um die große Brunnenschale ist meist eine bunte Versammlung anzutreffen. Die Fasnet nimmt hier Anfang und Ende, Bierfeste und Altstadthocks richtet man hier aus, im Sommer sind jederzeit Schatten und Kühlung Suchende versammelt, und das Jahr geht zu Ende mit dem duftenden Weihnachtsmarkt. Für alle diese Ereignisse ist der Brunnen Mittelpunkt.“

Walter Vetter schrieb ohne Hemmungen vom „Franziskanerkloster, in dem um 1370 Berthold Schwarz das Schießpulver erfand“, stellte aber auch fest, Schwarz habe nicht nur Forschungen abgeschlossen über Schießpulver und Salpeterrezepte, sein Erfolg sei die „Erfindung der Steinbüchse“.⁴¹ Während Rudolf Muhs wenig Interesse zeigte an Schwarz und an der „Statue des sagenhaften Pulvererfinders von anfechtbarer Freiburger Herkunft“,⁴² hat sich W. Gerd Kramer sehr deutlich geäußert⁴³ zum „Fall Berthold Schwarz: Werk, Schicksal und Tod“ (1998). Auch er gibt die Legende wieder: „Vor vielen Jahrhunderten lebte zu Freiburg ein Franziskanermönch mit Namen Berthold Schwarz. Er befaßte sich mit der Kunst, Gold herzustellen. Damals stand das Kloster der Franziskaner gegenüber dem jetzigen Rathaus. Und noch heute ist ein Teil des alten Kreuzganges erhalten. Darum hat man 1853, als man glaubte, die Erfindung sei vor fünfhundert Jahren gemacht worden, das von Bildhauer Alois Knittel geschaffene Denkmal davor errichtet. Es zeigt den Mönch auf seinen Mörser gestützt, nachdenklich und in die Ferne sehend. Der Platz mit dem laufenden Brunnen unter der Säule erhält so seinen intimen Charakter. Die Rückseite trägt die Inschrift:

Berthold Schwarz

*Franziskaner Ordens Doktor Alchimist
und Erfinder des Schießpulvers
errichtet im Jahre 1853 zum Gedächtnis
der fünften Säkularfeier.“*



„Der schwarze Berthold“ – nach einem vor 1560 entstandenen Bild

Nach diesem Einleitungstext fährt Kramer fort: „Ich muß dem Leser hier leider sagen, daß außer dem Wort ‚Alchimist‘ (Chemiker) nichts auf der Tafel stimmt, weder der Name, noch der Franziskaner, weder der Doktor, noch die Erfindung des Pulvers. Auch nicht das Jahr 1353. Wie so oft ist die Wahrheit ganz anders und viel erstaunlicher“. – Sie ist recht kompliziert nach den Vorstellungen Kramers – und bei ihm nachzulesen! Eines scheint ihm sicher: Es war nicht das Pulver, was „Berthold Schwarz“ erfunden hat. Ob’s wohl „die letzte Wahrheit“ ist? – Im soeben erschienenen Freiburger-Buch von Hans Schadek (Freiburg: ehemals-gestern-heute) wird natürlich auch B. Schwarz gewürdigt, „der um 1400 im Franziskanerkloster das Pulver erfunden haben soll“. Die Legende lebt.

KNITTEL – EIN REICHES SCHAFFEN

Ein Besuch auf dem Alten Friedhof in Freiburg wird immer zu einem Streifzug durch die Geschichte. Und wer genauer nachschaut, wird bei über 120 Grabsteinen die Signatur „Knittel“ feststellen; es waren sicher noch viel mehr, aber beim Angriff vom 27. November 1944 wurde auch diese Oase mitten in Freiburg sehr verwüstet.⁴³

Die Grabmale zeigen die handwerkliche Meisterschaft Knittels, die künstlerische Vielseitigkeit, das reiche Formgefühl; in der Mitte des letzten Jahrhunderts war er sicher in Freiburg der herausragende Bildhauer; einen großartigen Nachfolger fand er in seinem Sohn Gustav Adolf (1852–1909) und in Julius Seitz (1847–1902). Ebenso prägend für das Freibur-

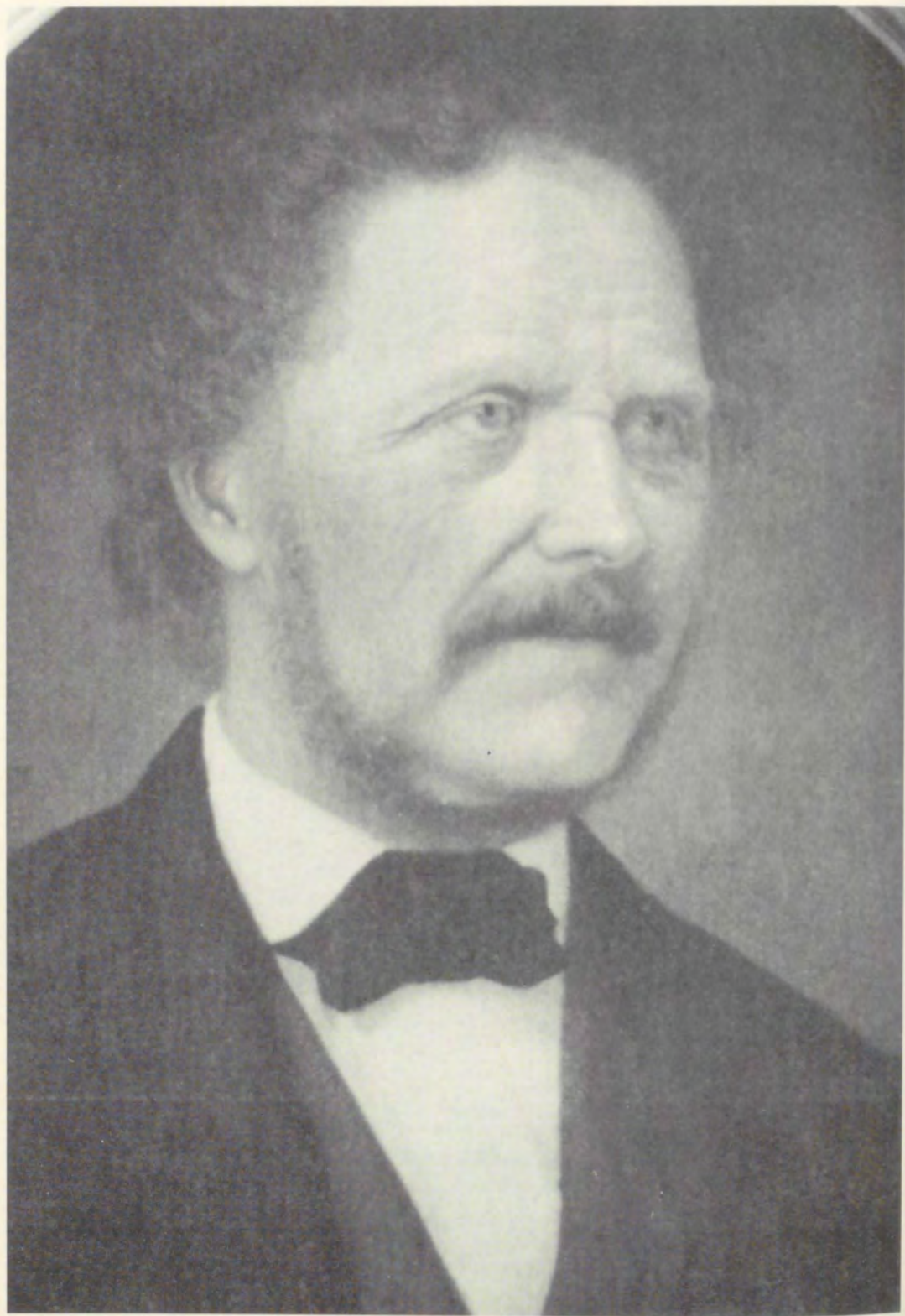
ger Stadtbild wie Berthold Schwarz wurde Knittels Albrechts-Brunnen von 1868, gewidmet dem Stifter der Universität 500 Jahre nach der Zugehörigkeit Freiburgs zu Österreich (1368); die Inschrift erzählte: „Dem Stifter der Hochschule, Erzherzog Albrecht von Österreich, das dankbare Freiburg 1456/57 – 1868“. In Karlsruhe wurde dieses Unternehmen gerne als Freiburgs Beitrag zur „Feier des 50jährigen Bestandes der badischen Verfassung“ verstanden. Der Künstler bekam einen sehr persönlichen Brief von Großherzog Friedrich und einen Orden dazu (Der „Albrecht-Brunnen“ wurde 1944 zerbombt).

Aus seiner Tiroler Heimat erhielt Aloys Knittel immer wieder Besuch, zweimal von der Tochter seines Bruders Joseph: 1858 und 1863 kam Anna Knittel⁴⁵ nach Freiburg zu Onkel Aloys und Tante Thekla. Sie wurde später überall bekannt sowohl als die „Geier-Wally“ (in Freiburg lebte nämlich seit 1857 auch die Schauspielerin Wilhelmine von Hillern, verheiratet mit dem theaterbegeisterten Landgerichtspräsidenten Hermann von Hillern – sie schrieb später mit der „Geier-Wally“ ihre erfolgreichste Geschichte!) – wie als Anna Stainer-Knittel, die – allen Widerständen zum Trotz – eine allgemein hoch geschätzte Malerin wurde und u. a. auch ihren Onkel Aloys portraitierte.

Aloys Knittel starb am 22. 12. 1875 in Freiburg, sein Grab auf dem neuen städtischen Friedhof gestaltete sein Sohn Gustav Adolf Knittel. Das „Berthold-Schwarz-Denkmal“ zeigt sich unerschütterlich über alle Wechselfälle hinweg, regt die Phantasie an, wirft Fragen auf, wird aber selbst nicht ernsthaft in Frage gestellt.



Der „Albrechtsbrunnen“ von 1868, gestaltet von Alois Knittel (1944 zerstört)



Alois Knittel, 1814 - 1875: Gemälde von Anna Stainer-Knittel, 1872.



Nur der Ostflügel des Kreuzgangs des alten Franziskanerklosters blieb 1845 stehen – ein neuer Platz, ideal für ein Denkmal!

UND ROTTECK?

„Ansehen und Popularität wie wohl nur wenige seiner Zeitgenossen“ soll Rotteck gehabt haben.⁴⁶ Für „später“ und heute ist wohl zu beklagen, daß er mit seinem Werk und mit seinen Ideen vergessen wurde, vergessen ist. Oder stimmt es, daß man „in jüngster Zeit“ wieder beginnt, „seine (stets bekannte gewesene) eminente Bedeutung für die theoretische und praktische Entfaltung des Frühkapitalis-

mus in Südwestdeutschland näher zu analysieren und zu würdigen“? Rudolf Muhs ist freilich zuzustimmen: „Seinen politischen Symbolgehalt hat das Monument wohl unwiderruflich eingebüßt. Doch auch ohne bemühte Aktualisierung bleibt von der historischen Gestalt Rottecks nach Abstreifung alles bloß Antiquarischen noch Freiheitswille und Zivilcourage genug, um sich seiner beim Anblick des Denkmals mit Achtung zu erinnern“.⁴⁷ Also doch ein echtes „Denkmal“?



Die Rotteckbüste, fast vergessen: 1972 – 1981 im Hinterhof!

SCHLUSSWORT VON ZEITZEUGEN

Karl Welcker (1790–1869), Rottecks Freiburger Kollege und mit ihm zusammen Führer der liberalen Opposition in der 2. badischen Kammer, 1848/49 Mitglied der Paulskirche, äußerte sich zehn Jahre nach der Revolution:⁴⁸

„Tritt ein geschichtliches Unglück ein, so wie es die badischen und andern deutschen revolutionären Ereignisse vorzüglich für die Freiheit und somit für die Ehre und Kraft des Vaterlandes geworden sind, wie es vollends das Scheitern der Reichsverfassung war, so fragen die Menschen... nach den Gründen... Zu den nicht schuldvollen Ursachen unseres Unglücks müssen wir vor allem und zwar in Beziehung auf das Scheitern der deutschen Reichsverfassung den Mangel genügender politischer Bildung rechnen, die nur durch wirkliches thätiges politisches Leben erworben wird. Doch gehört auch diese Hauptursache unseres vorläufigen Unglücks insofern mit zu den schuldvollen Ursachen, als die Erwerbung der politischen Bildung schuldvoll verhindert wurde hier durch reactionäre Freiheitsunterdrückung der Regierungen, dort durch die träge und eigensüchtige Vernachlässigung der Theilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten von Seiten der Bürger. Hinlänglich groß aber zeigte sich allerdings dieser Mangel in allen Schichten und Theilen unseres Vaterlandes“.

Lassen wir zum Schluß noch einen souveränen Beobachter der Freiburger Stadtgeschichte und politisch unabhängigen Mann zu Wort kommen: Heinrich Schreiber,⁴⁹ der große Stadthistoriker (1793–1872), äußerte sich zu den Ereignissen der „badischen Revolution“: „Eine neue glorreiche Zeit des Vaterlandes mit Fortschritten jeder Art schien hervorzugehen, und nach einem kurzen, lockenden Traum kehrte die alte Zeit mit den meisten ihrer Rückschritte zurück... Die Führer schlossen zu vorschnell von sich und ihrer Begeisterung für rein republikanische Grundsätze, Rechte und Pflichten, mit denen sie sich durch langes Studium befreundet hatten, auf andere, die solche nicht einmal verstanden und nicht selten mißdeuteten. Kurz, eine Deutsche Republik war auch im Badischen nicht populär...“

Verspätet und dennoch nicht gereift, vorhergesehen und nicht vorbereitet, schon im ersten Augenblick an den nächsten Urhebern und dem Volke selbst über den Kopf gewachsen...“.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zu Zwinger: Neues allg. Künstler-Lexicon .. bearbeitet von G. K. Nagler, 22. Band, München 1852, S. 358. Oder: Thieme Becker, Künstlerlexikon, Band 36. Oder: Allgemeine deutsche Biographien, Band 45. S. 531/532.
 - 2 Vgl. die biographischen Materialien zu Alois Knittel bei Adolf Schmid, „Die Stunde des Todes bleibt unbekannter als X“. Ein Gang durch den Alten Friedhof in Freiburg. In: Badische Heimat 1995/3, dort S. 523 Knittels Porträt gemalt von Wilhelm Dürr.
- Vgl. zu Knittel auch: Thieme-Becker, Lexikon der bildenden Künstler. Band 21, 1927; S. 4. Falsch ist dort freilich, daß die Malerin Anna Knittel die Schwester von Alois sei, sie war die Tochter des Bruders Joseph, also die Nichte von Alois.
- 3 Vgl. u. a. Kopf, Hermann: Karl von Rotteck. Zwischen Revolution und Restauration. 1980. – Sehr informativ: Treskow, Rüdiger von: Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte. Die Korrespondenz Karl von Rottecks. 1990. – Sehr prägnant: Hippel, Wolfgang von: Karl von Rotteck – Geschichtsschreiber, Rechtslehrer, Volksvertreter. Vorkämpfer für „ewiges Naturrecht und edle Politik“. In: Beiträge zur Landeskunde. Regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg. April 1991/Nr. 2.
 - 4 Kramer, W. Gerd: Der Fall Berthold Schwarz. Werk, Schicksal und Tod. Freiburg 1993.
 - 5 Vgl. den Ausstellungskatalog der Bad. Landesbibliothek, 1990, aus Anlaß des 200. Geburtstages: Großherzog Leopold von Baden. 1790–1852. Regent-Mäzen-Bürger. Konzeption und Bearbeitung der Ausstellung: Klaus Häfner.
 - 6 Vgl. Reichart, Helga: Die Geierwally. Leben und Werk der Malerin Anna Stainer-Knittel. Innsbruck 1991. Anna, die Nichte von Alois Knittel, ist wohl die bekannteste Vertreterin in dieser großen Familie geworden. Vgl. bei Reichart die „Vorgeschichte Knittel“ S. 10.
 - 7 Dank an Pfarrer Josef Schreiring bei seiner Mithilfe bei dieser Recherche in Bach/Lechtal.
 - 8 Vgl. Anm. 6: S. 18 ff.
 - 9 StAF: Archivalien zum B. Schwarz-Denkmal C1/Brunnen 8.
 - 10 Vgl. z. B. Schmid, Adolf: Ferdinand Stein (1791–1835), Großherzoglich-badischer Regierungsrat – Ein „Vorderösterreicher“ im badischen Staatsdienst. In: Schau-ins-Land 1992. F. Stein war der

- Vater der 2. Frau von Sigmund Geiges, Elise, die 1849 starb. A. Knittel schuf auch den schönen Grabstein der Familie Stein/Geiges, mit der er durch seine Heirat mit Thekla Geiges verwandt war.
- 11 Vgl. Freiburger Adreßkalender von 1846 – Anhang.
 - 12 Vgl. Krebs, Engelbert: Ponte Molle. Zwei Künstlergesellschaften in Rom und Freiburg i. Br. In: Schau-ins-Land, 1915.
 - 13 Vgl. die Reproduktion in Schau-ins-Land 1915, S. 51.
 - 14 Vgl. Hefe, Friedrich: Aus der Geschichte der Familie Geiges (mit Stammtafel). In: Schau-ins-Land, 1936.
 - 15 Vgl. Kopf, Hermann: Karl von Rotteck in Bad Rippoldsau. In: Ekhart – Badische Heimat. 1979.
 - 16 Vgl. Muhs, Rudolf: Rotteck und sein Denkmal. In: Freiburger Universitätsblätter. April 1984, S. 55. – R. Muhs war 1984 Assistent bei Heinrich A. Winkler an der Freiburger Universität, arbeitet heute am Deutschen Hist. Institut in London.
 - 17 In: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Leipzig 1871. VI, 88.
 - 18 Vgl. im StAF: C 1/1 Gemeindefachen – allgemein. Denkmal für Carl von Rotteck. Erstmals bearbeitet, sehr sorgfältig und „nach Aktenlage“ von Hefe, Friedrich: Der Abbruch des Rotteckdenkmals zu Freiburg im Jahre 1851. Zum 100. Todestag Carl von Rottecks. In: Schau-ins-Land 1941.
- Hefe (1884–1956) war städtischer Archivdirektor in Freiburg. Im StAF finden sich u. a. folgende Materialien: Konstruktionsriß für ein Monument auf dem Franziskanerplatz 1849/Kostenberechnung des Bildhauers Franz Georg Glaenz für einen gotischen Brunnen 1851/Beschwerde des Dr. G. v. Rotteck, Rechtspraktikant, über die Wegnahme des Rotteckdenkmals 1851/Artikel über die Affaire um das Freib. Rotteckdenkmal im Mannheimer Journal v. 14. 8. 1851/Übergabeurkunde des Comités für die Errichtung des Denkmals Carl v. Rottecks an die Stadt Freiburg 1862/Programm zur Feier des 100jähr. Geburtstags Carl's v. Rotteck in Freiburg 1875 [Plakat]/Liedertexte zum Bankett zur Feier des 100jähr. Geb. Carl's v. Rotteck
- 19 Vgl. Muhs, Anm. 16, S. 56.
 - 20 Vgl. Muhs, Anm. 16, S. 61.
 - 21 Vgl. Anm. 1.
 - 22 Vgl. Zum Thema 1848/49 aus Freiburger Sicht: Haumann, Heiko: Traum und Wirklichkeit. Die Revolution von 1848/49 in Freiburg. In: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Band 3 (Hrsg. von Heiko Haumann und Hans Schadek). 1992. S. 93–110.
- Sehr informativ auch aus regionaler Sicht: Heitz, Claudius: Ein „Hort der politischen Wühlereien“, Das Dreisamtal in der Revolution von 1848/49. In: Badische Heimat 1977/3. – Einen exzellenten Bericht schrieb Hellmuth Wetz in der „Badischen Heimat“ 1974/2: Dreimal krachten die Salven der preussischen Pelotons am Alten Friedhof in der Wiehre bei Freiburg“. – Ebenfalls sehr wichtig: Goll, Karin: Eine verpaßte Chance? – Das Gefecht bei Günterstal in Augenzeugenberichten und Erinnerungen. In: Badische Heimat 1990/3. –
- Eine sehr lebhaft Darstellung bei Joseph L. Wohleb: Freiburg in der 48er Revolution. In: Schau-ins-Land 1950. Allerdings ist S. 104 zu korrigieren: Bürgermeister Josef von Rotteck war nicht der Sohn, sondern der Neffe des großen Politikers. – Im StAF sind auch etliche Flugblätter gesammelt, u. a. das „badische Vaterunser“ vom März 1948.
- 23 Vgl. Hefe, Anm. 18, S. 175.
 - 24 Vgl. Muhs, Anm. 16, S. 64.
 - 25 Vgl. Anm. 22 – Heiko Haumann, dort S. 110.
 - 26 Wie Anm. 18, S. 168.
 - 27 Wie Anm. 18, S. 171.
 - 28 Wie Anm. 18, S. 198.
 - 29 Wie Anm. 18, S. 198.
 - 30 Wie Anm. 18, S. 198.
 - 31 Vgl. Anm. 16, S. 65, dort Anm. 31: „... in der Bewertung, es habe sich um eine Kette von Zufällen und Mißverständnissen ohne politischen Hintergrund gehandelt, zweifellos als verfehlt anzusehen...“.
 - 32 Muhs, Anm. 16, S. 66.
 - 33 Vgl. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 6. 2. 1997, im Reiseblatt: Lokalpatrioten und stürzende Linien – von Roland Mischke: 58 Millionen amerikanische Bürger bezeichneten sich bei der letzten Volkszählung in den 80er Jahren als „deutschstämmig“, 39 Millionen als Nachkommen irischer und 33 Millionen englischer Einwanderer.
 - 34 Vgl. „Umstrittene Erinnerungen“. Das Urteil der Nachwelt zur deutschen Revolution 1848/49. Von Leonhard Müller. In: Karlsruher stadthistorische Beiträge. Nr. 33/1996.
 - 35 Vgl. Hefe, Anm. 18, S. 169.
 - 36 Wechsel des Standortes 1851 – 1862 – 1937 – 1972.
 - 37 Vgl. das Aktenmaterial im StAF C 1/Brunnen 8/ Nr. 24–31
 - 38 Heinrich Schreiber veröffentlichte seine Forschungen in der Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins, 1828.
 - 39 Vgl. Floede, Oswald: Heinrich Hansjakob. 1921, S. 256.
 - 40 Vgl. Beck, Rosemarie, Brunnen in Freiburg. 1991. S. 43/44.
 - 41 Vgl. Vetter, Walter: Freiburg – Seine Sehenswürdigkeiten. 1978.
 - 42 Muhs, Anm. 16, S. 67.
 - 43 Vgl. Anm. 4.
 - 44 Derzeit wird an der PH Freiburg eine wissenschaftliche Zulassungsarbeit geschrieben von Eva Boehm über Alois Knittel und seine Kunstwerke auf dem Alten Friedhof. Insgesamt besonders informativ: Kühbacher, Ingrid: Sie lebten in Freiburg. Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof. Freiburg 1987.
 - 45 Vgl. Anm. 6: Helga Reichart, Die Geierwally. Vor allem aber auch: Thieme Becker, Lexikon der bildenden Künstler. Band 21, S. 4.
 - 46 Vgl. Anm. 3 – von Hippel.
 - 47 Vgl. Muhs, Anm. 16, S. 75.
 - 48 Vgl. Das Staatslexikon, Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Hrsg.

von Karl von Rotteck und Karl Welcker. 3. Auflage, 2. Band. 1858. S. 149 ff.

- 49 Diese Zitate stammen aus Schreiber, Heinrich: Die bürgerlichen Bewegungen in den Jahren 1848 und 1849. Wolfgang F. Hunn hat diesen Teil der „Selbstbiographie“ Schreibers bearbeitet und ediert in Schau-ins-Land 1941, S. 148 ff.

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

An der Schweizer Grenze 1848/49

Flüchtlinge und Grenzübergänge zwischen dem Amtsbezirk Säkingen und dem Kanton Aargau

Den vor 150 Jahren gestellten Forderungen nach Freiheit und Demokratie schlossen sich auch die Bürger am Hochrhein an.

Vierorts hatte sich eine Anhängerschaft der demokratisch-republikanischen Bewegung etabliert. Doch die hiesigen Ereignisse beeinflusste vor allem die Grenzlage. Hier verlief damals die Trennlinie zwischen zwei unterschiedlichen politischen Systemen:

Im Norden der Deutsche Bund, ein Zusammenschluß der 41 souveränen Fürstentümer und freien Städte. Sein einziges Organ war die Bundesversammlung (Bundestag) in Frankfurt am Main, in dem Österreich den Vorsitz führte. Erklärte Ziele des Bundes waren: die Aufrechterhaltung der monarchistischen Ordnung und die Unterdrückung liberaler Bewegungen.

Im Süden dagegen etablierte sich eine liberale Republik, zunächst nur als ein Staatenbund, ab November 1848 als der Schweizer Bundesstaat.

Eine Schweizer Zentralregierung gab es vorher nicht, sondern nur die Tagsatzung, das heißt: unregelmäßige Zusammenkünfte von Bevollmächtigten der Kantone. Sie beschäftigten sich meistens mit den außenpolitischen Fragen. Tagungsorte (Vororte) jener Konferenzen waren abwechselnd Bern, Zürich und Luzern. Erst am 6. November 1848 trat die neue Schweizer Verfassung in Kraft.

Bis dahin lag die Asylpolitik in der Kompetenz der Kantone. Zum Glück für die politischen Flüchtlinge aus ganz Europa konnten die liberalen Kantone und die einflussreiche liberale Meinung die Asylpraxis prägen. Außerdem hatte die Schweiz, seit 1815 zur immerwährenden Neutralität verpflichtet, keine Neutralitätspolitik „nach Vorschrift“ praktiziert.

Und obwohl die mächtigen Nachbarn darüber verärgert waren, zeichneten sich die meisten Eidgenossen durch ihre menschenwürdige Behandlung der Flüchtlinge aus.

Schon vor 1848 konnten hier Demokraten aus ganz Europa Zuflucht finden. Somit waren Konflikte mit den konservativen Mächten vorprogrammiert.

Dieser Aufsatz befaßt sich mit den Folgen der badischen Revolution für den Amtsbezirk Säkingen und für den Kanton Aargau, insbesondere für die fricktalischen Grenzorte Laufenburg, Sisseln, Stein, Mumpf, Wallbach und Rheinfelden.

Schon damals gab es hier drei Grenzübergänge (Rheinbrücken). Allerdings unterschieden sich die früher amtlich geltenden Ortsnamen von den jetzigen. Säkingen besitzt erst seit 1978 das Prädikat „Bad“. Als Laufenburg oder Großlaufenburg nannte man einst das Schweizer Laufenburg. Unter der Bezeichnung Kleinlaufenburg ist das heutige Laufenburg/Baden zu verstehen. Und wenn die 150 Jahre alten Schriftstücke Rheinfelden erwähnen, so ist damit die gleichnamige Stadt im Kanton Aargau gemeint. Denn Rheinfelden/Baden gab es noch damals nicht. Die Rheinfelder Brücke endete auf der Gemarkung Nollingen, für welche man auch den Begriff „bei Rheinfelden“ verwendete.

IM FRÜHJAHR 1848

Bereits am 26. Februar 1848, also unmittelbar nach dem Aufstand in Frankreich, schrieb das Ministerium des Innern, Karlsruhe, an sämtliche Bezirksamter: „Die gegenwärtigen Unruhen in Frankreich sind geeignet, auch im



Die historische Rheinbrücke Bad Säckingen – Stein/Kanton Aargau. Vor 150 Jahren: Flucht- und Rückkehrweg der Revolutionäre.

Aufnahme: Marco Schwarz

Großherzogthum größte Aufregung zu veranlassen“.¹

Aufforderungen zur Einhaltung von Ruhe und Ordnung gingen pausenlos ein. Doch die fortschrittlich gesinnten Bürger am Hochrhein ließen sich nicht mehr einschüchtern. So hatten sie zum Beispiel am Säckinger Marktplatz eine schwarz-rot-gelbe Fahne aufgestellt. Die von der Gemeinde verordnete Entfernung des Symbols wurde nicht befolgt, denn es hatte sich „eine große Masse Volkes aus der niedersten Klasse, größtenteils bewaffnet, versammelt“.² Ähnliche Szenen spielten sich in den benachbarten Orten ab.

Doch ausschlaggebend für den Verlauf der Revolution am Hochrhein war die Nachbarschaft mit der Schweiz. Ende März warnte die Karlsruher Regierung wiederholt vor einem bevorstehenden Einfall deutscher Arbeiter aus der Schweiz. Tatsächlich sind die deutschen Emigranten auffallend aktiv geworden. Am 19. März fand in Bern eine Versammlung deutscher Arbeiter statt, am 25. März kamen in Biel

die Abgeordneten der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz zusammen.³ Sie konnten generell mit der Solidarität der Eidgenossen rechnen.

Nun veranlaßte der badische Innenminister Johann Baptist Bekk, an den Brücken und Fähren zusätzliche Wachposten aufzustellen.

Am 2. April schrieb Bekk: „An sämtliche Ämter entlang der Rheingrenze. Die Nachrichten von einem baldigen Überfall deutscher Arbeiter aus der Schweiz und aus Frankreich, denen sich noch Fremde anschließen, bestätigen sich täglich mehr“.⁴

Über die Zustände an der Grenze mußten die Bezirksämter regelmäßig Berichte erstatten. Eine offene und ungeschminkte Beurteilung der Lage verfaßte Dr. Johann Baptist Schey, Vorstand des Säckinger Bezirksamtes.⁵

Er betrachtete die bis jetzt getroffenen Vorkehrungen zum Schutz der Rheingrenze als ausreichend. Trotzdem war Schey überzeugt, „daß es einer kleinen Schar bewaffneter oder unbewaffneter Arbeiter ein Leichtes sein wird,

an jedem beliebigen Punkt (die Grenze) zu überschreiten“.

Als Grund dafür nannte der Oberamtmann die allgemeine Stimmung in der Säckinger Umgebung: die Gerüchte über einen möglichen Überfall Deutscher aus dem Ausland diene der Regierung dazu, das Militär an die Grenze zu verlegen, um die überall sich zeigenden revolutionären Bewegungen zu unterdrücken. „... Ohnehin ist die letzte Klasse bei gegenwärtigen Jahreszeit so sehr mit Feldgeschäften überhäuft, daß sie zu den Wehr- und Waffenübungen sich gar nicht gebrauchen ließe. Diesen Zustand, wie trostlos er auch sein mag, halten wir für den wahren und wir müssen gestehen, daß wir keine Mittel besitzen, ihn zu ändern“.

Seine aufregendsten Tage der gesamten Revolutionszeit erlebte der Amtsbezirk Säckingen im April, während des Heckerzuges.

Der Republikaner und Demokrat Friedrich Hecker und Gleichgesinnte verließen am 13. April Konstanz, um unterwegs möglichst viele Anhänger zu mobilisieren und gemeinsam gegen Karlsruhe und Mannheim zu ziehen.

Eine Abteilung des Heckerzuges, die Kolonne Joseph Weißhaar/Gustav Struve, marschierte am Rhein entlang und traf am 19. April in Säckingen ein. Sie zählte etwa 600 Freischärler. In seiner Säckinger Rede forderte Struve die hiesigen Männer auf, an dem Aufstand teilzunehmen. Über den Zustand der Kolonne notierte ein anonymes Augenzeugen: „So steht die Sache, also kein Freischarenzug, sondern gezwungene Truppen, ellenlange Gesichter... Es fehlt den Truppen an Ambulanz und Ärzten... Mundvorrat ist genug da... An schweren Geschütz sah ich bloß eine eiserne Einpfünder Kannone auf einem Wagen“.⁶

Als verhängnisvoll für die Freischärler erwies sich der nächste Tag. Am 20. April bescherten die Bundestruppen den Aufständischen gleich zwei Niederlagen: auf der Scheideck bei Kandern (Hecker) und bei Steinen (Weißhaar/Struve). Die Geschlagenen gerieten in Panik und versuchten, in die Schweiz zu gelangen. Noch am gleichen Tag, gegen 20 Uhr, erreichten Hunderte von ihnen Säckingen, um hier die Grenze zu passieren. Das Fußvolk wurde an der Flucht oder am Betreten

des Schweizer Bodens nicht gehindert. Schey protokollierte, daß „die am jenseitigen Ufer befindliche Schweizer Militärmannschaft den Eintritt der Flüchtlinge auf ihr Gebiet unter der Bedingung nicht zu hindern versprach, daß die Waffen zuerst in diesseitiger Stadt oder auf Schweizer Gebiet abgelegt werden.“⁷

Aber als Struve, der führende radikale Demokrat, und seine Begleiter Johann Baptist Knöpfle und Gustav Tiedemann, über die Säckinger Brücke fliehen wollten, wurden sie verhaftet. Dies geschah am 21. April um ein Uhr früh.

Über die Ereignisse jenes hektischen Tages informiert ausführlich die Personalakte von Schey.⁸

Zunächst wurden die Verhafteten in das hiesige Amtsgefängnis eingesperrt. Da Schey eine gewaltsame Befreiung der drei Revolutionäre befürchtete, bemühte er sich darum, einen Teil der württembergischen Truppen, die inzwischen bis Waldshut vorgerückt sind, nach Säckingen verlegen zu lassen. Doch der württembergische General von Baumabch erteilte eine Absage und verlangte stattdessen die Ablieferung der Gefangenen. Schey behauptete dagegen, die Auslieferung wäre ungesetzlich.

Die Nachricht über Struves Verhaftung traf bereits um 10 Uhr in Rheinfelden ein. Dort weilte gerade Theodor Mögling, ebenso ein führender Teilnehmer des Heckerzuges. Nach der Niederlage von Kandern flüchtete er bei Nollingen über die Grenze.

Kurz nach 10 Uhr reiste Mögling, zusammen mit dem Offizier G. Scheibel und einem „sehr listigen Schweizer“, nach Mumpf ab. Dort traf er auf Weißhaar und andere Revolutionäre. In Wallbach/Schweiz verfaßten Mögling und Scheibel folgenden Brief an den Säckinger Bürgermeister Ritter:

„So eben kommen wir mit einem Corps der republikanischen Armee in Wallbach an, und erfahren, daß Struve und Andere in Säckingen verhaftet seien: Wir fragen nun an, ob es wahr ist oder nicht? Ist es wahr, so verlangen wir deren alsbaldige Auslieferung, wo nicht, so werden wir heute Nacht noch vor Säckingen kommen, um unsere Freunde mit Gewalt zu befreien, wobei wir natürlich weder für Sicherheit der Person, noch des Eigenthums garantieren können“.⁹

Gesuch um Ausweis zur Rückkehr.

An das verehrte Bezirksamt

Säckingen

im Großherzogthum Baden.

Namens des Flüchtlinge

Bäumle Johannes

20 Jahren alt, Kaufmann Lammstuhl, Subintendant
am Oeffen Amblyojed Säckingen, Wofmann
bei der Salonna Subaud Lamm

aus in der Gemeinde

Bern

Canton Bern

in der Schweiz,

werden Sie höflich ersucht, jenem Flüchtlinge einen Ausweis oder ein Zeugniß ohne
Verzug ertheilen zu wollen, damit er in seine Heimath zurückkehren kann.

Sie sind ferner ersucht, diesen Ausweis so schnell als möglich an die Großherzogliche
Gesandtschaft in Bern, oder an das eidgenössische Polizeidepartement in Bern,
durch die Post zu schicken.

den 10 November 1848.

Bern
Canton Bern.

31116.

Im Auftrag

11. August

1848

3

Der Bezirks-Amtmann:

Central-Polizei-Direction



Handwritten signature of the official.

Für diejenigen Flüchtlinge in der Schweiz, die zurückkehren wollten, mußten Ausweise beantragt werden, wie hier für Johannes Bäumle aus Rhina, 20 Jahre alt, Fabrikarbeiter, wohnhaft in Bern.

Vorlage und Aufnahme: Staatsarchiv Freiburg B 733/6, Nr. 5, Bl. 5

Aber nicht nur die schriftliche Drohung allein hatte Schey und Ritter in Angst versetzt. Der Schweizer Bote gab an, am linken Rheinufer befinde sich eine 6000 Mann starke Revolutionstruppe. Diese Zahl war absichtlich übertrieben. Zwischen 18 und 19 Uhr verlangten der Säckinger Gemeinderat und der Bürgerausschuß die Freilassung der Verhafteten, weil die Freischärler drohten, die Stadt anzuzünden. Dieser Forderung schlossen sich Bewaffnete auf der Straße und einige Einwohner an. Ihre lauten Drohungen richteten sich sowohl gegen das Bezirksamt als auch gegen die Grenzaufseher.

Es mußte kurz nach 19 Uhr gewesen sein, als Schey die Freilassung vollziehen wollte. Da erschien endlich eine Abteilung des württembergischen Militärs (etwa 50 Mann), um die Gefangenen abzuholen. Schey aber wollte die Soldaten hier stationieren lassen. Nun zogen die Württemberger ab und Schey sah sich berechtigt, die Verhafteten zu entlassen. Sie gingen über die Brücke nach Stein. Um 22 Uhr erschienen Struve und seine Begleitung in Rheinfelden, dort schlossen sich ihnen andere Revolutionäre an. Am nächsten Tag betraten die Flüchtlinge den badischen Boden bei Nollingen.

Dem Säckinger Oberamtman wurde fehlerhaftes Verhalten angelastet und er wurde für knapp vier Monate vom Amt suspendiert.

Mit der Niederlage der Deutschen Legion unter Georg Herwegh bei Dossenbach am 27. April scheiterte der erste badische Aufstand endgültig. Zahlreiche Aufständische fanden Zuflucht in der Schweiz. Jetzt wollte das Ministerium des Innern über die Stimmung unter den Eidgenossen erfahren.

Daraufhin erfolgte eine ausführliche Antwort des Bezirksamtes Säckingen.¹⁰ Man beklagte den Rückschlag in den ansonsten freundschaftlichen Beziehungen zu den linksrheinischen Grenzorten.

Als Ursache nannte der Säckinger Amtmann eine dermaßen radikale Stimmung unter den Einwohnern des Kantons Aargau, daß die dortigen Behörden machtlos seien.

„Ein Beweis, daß die früheren freundschaftlichen Verhältnisse gestört sind, noch auch daran liege, daß viele hiesige Einwohner aus freiem Antrieb und nur um solchen Nahereien

auszuweichen, auf ihren Liebblingsspaziergang nach Stein Verzicht geleistet haben.“

Von Tag zu Tag nahm das Mißtrauen der badischen Behörden zu. Sie warfen den Aargauern eine unzureichende Bekämpfung der politischen Aktivitäten der Flüchtlinge vor. Verärgert äußerte sich das Ministerium des Innern über das republikanische Blatt „Der Volksfreund“, welches in Rheinfelden, im Verlag des Flüchtlings Fidel Hollinger erschien. Als Herausgeber des nach Baden geschmuggelten „Volksfreund“ fungierte Friedrich Hecker.

DIE ANGST VOR DEN FLÜCHTLINGEN. DER STRUVEPUTSCH UND FOLGEN

Während sich das Großherzogtum Baden über die Schweizer Flüchtlingspolitik beschwerte, überschüttete der Deutsche Bund den Nachbar im Süden mit Drohungen. Im Juni 1848 verlangte man von der Schweiz, die Flüchtlinge in grenzfernere Orte auszuweisen, sonst würde der Bund seine Truppenstärke entlang der Grenze erhöhen.¹¹

Der Druck auf die Schweiz zeigte vorerst keine Wirkung. In Laufenburg durften die deutschen Flüchtlinge eine große Volksversammlung abhalten (2. Juli). Daraufhin verordnete das badische Innenministerium die Verschärfung von Grenzkontrollen und erteilte die Weisung:

„Zugleich ist es auf die wandernden Handwerksburschen ein besonderer Augenmerk zu richten, da dieselben nach eingekommenen Nachrichten an der Grenze häufig hinüber und herüber gehen und die Verbindung mit den Freischärlern unterhalten.“¹²

Intensivere Überwachung der Rheinbrücken erwies sich nur teilweise als nützlich. Problemlos gelang es den Flüchtlingen in der Nacht den Rhein mit Weidlingen zu überqueren. Und der Schmuggel von revolutionären Schriften ließ sich schon gar nicht unterbinden.

Erneut beklagte das Bezirksamt Säckingen die Asylpraxis des Kantons Aargau. Im Schreiben an das Ministerium des Innern (22. August) sind mehrere Streitpunkte erwähnt:¹³

Anträge auf Auslieferung von Flüchtlingen

werden abgelehnt, Struve darf weiterhin in Rheinfeldern wohnen, deutsche Flüchtlinge konnten ungehindert die Volksversammlung in Laufenburg abhalten, „bei der Anträge auf gewaltsamen Sturz der deutschen Fürsten und Regierungen gemacht wurden“, die Freischärler erhielten ihre Waffen zurück, manche Schweizer Soldaten betreten bewaffnet den badischen Boden. „Hollinger, aus dessen Druckerei die meisten der aufwiegenden Flugschriften und Pamphlete hervorgehen, wohnt in einem Hause des Gemeindeamtmanns (von Rheinfeldern) und benutzt selbst dessen Sohn zur Verbreitung solcher Druckschriften“.

Im Spätsommer sind die badischen Grenzposten und ihre Aufsichtsbehörden noch nervöser geworden, zumal sich öfter Zwischenfälle ereigneten. Anfang September kam aus Nollingen eine Meldung über zunehmende Aktivitäten deutscher Flüchtlinge in der Schweiz. Ein in Nollinger stationierter Gendarm wurde sogar von einem aus Rheinfeldern kommenden Freischärler mit Pistole bedroht.

Da man einen Überfall deutscher Flüchtlinge befürchtete, hatte die Regierung des Oberrheinkreises, Freiburg, am 16. September die Hauptzollämter bei Kadelburg und Rheinfeldern auf möglichen Waffenschmuggel hingewiesen: „Nach einer von verschiedenen Seiten gemachten Anzeige befindet sich in Birsfeldern (bei Basel), wo sich noch mehrere politische Flüchtlinge aufhalten, ein Waffenlager und Ort von Waffenfabrik, wo alle Waffen repariert werden“.¹⁴

Regelmäßig beschwerte sich das badische Innenministerium, daß der Kanton Aargau den Deutschen den Aufenthalt in den grenznahen Orten erlaube.

Am 21. September 1848 besetzte Struve mit seinen Anhängern das Rathaus in Lörrach und rief die deutsche Republik aus. Die Republikaner hielten sich vorher in Basel und in der Nordschweiz auf. Sie kamen über alle badisch-schweizerischen Grenzübergänge, zahlreich, aber nicht so massenhaft wie die Behörden befürchteten oder Struve hoffte“.¹⁵



Der acht Tage gültige Passierschein von Josef Schäfer, ausgestellt am 12. Mai 1850 durch die Gemeinde Laufenburg/Schweiz.

Kleinere Gruppen von Republikanern passierten in der Nacht vom 21. auf den 22. September bei Laufenburg, Säckingen und Rheinfeldern die Grenze.¹⁶

Die in Kleinlaufenburg anwesenden Freischärler entwaffneten die Grenzaufseher und öffneten das Tor an der Brücke, um ihre aus der Schweiz kommenden Kameraden hereinzulassen.

„Diese Leute fanden bei der Bevölkerung in Großlaufenburg fortwährend große Sympathien und beim dortigen Bezirksamtmanng Engelberger besonderen Schutz, weil sie in seinem Wirtshause ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte hatten“, berichtete Schey.

Zehn bis zwölf Flüchtlingen gelang es, die Grenze bei Säckingen zu überwinden, unter ihnen befanden sich zwei Italiener. Sie kamen teilweise über die Rheinbrücke und teilweise mit Kähnen.

Eine weitere Schar von Flüchtlingen überquerte mit Booten den Rhein bei Rheinfeldern. Sie beschlagnahmten die badische Zollkasse und besetzten die Rheinbrücke.

Mit der Niederlage der Republikaner im Gefecht bei Staufen (24. September) scheiterte der Struveputsch. Die meisten der Besiegten flüchteten in die Schweiz. Aber Struve konnte diesmal nicht entkommen; er wurde am 28. September in Wehr festgenommen.

Anfang Oktober agierte der Deutsche Bund energisch gegen die Schweiz. Eine Note an den Vorort Bern enthielt die Beschuldigung, die Schweizer Behörden hätten ihre Versprechungen nicht eingehalten und die Flüchtlinge an der Vorbereitung des Struveputsches nicht gehindert. Von den Eidgenossen verlangte man, die Zuständigen Beamten und Behörden zu bestrafen, die Flüchtlinge zu entwaffnen und ihnen den Aufenthalt in der Grenzregion zu untersagen. Diese Forderungen sollten in kürzester Zeit erfüllt werden.

Befremdet über den Ton und Inhalt der Note, erteilte der Vorort dem Deutschen Bund eine klare Absage. Die öffentliche Meinung der Schweiz begrüßte die Berner Antwort.¹⁷

Noch in der ersten Oktoberhälfte ließ man die Bewachung am rechten Rheinufer durch zusätzliche badische und hessische Truppen verstärken. In Kleinlaufenburg erfolgte die Einquartierung auf Kosten der Gemeinde, als

Strafe für die Tötung eines Gendarmen während des Überfalls am 21./22. September.

In den darauffolgenden Wochen wiederholte mehrmals Innenminister Bekk seine Behauptung, ein Überfall deutscher Flüchtlinge stehe bevor.¹⁸

1849: FLÜCHTLINGE, GRENZSCHUTZ UND DER MAIAUFSTAND

Am 6. November 1848 ist die Schweizer Bundesverfassung in Kraft getreten. Sie erhob die Flüchtlingsfrage zur Bundesangelegenheit. Infolgedessen setzte Ende 1848/Anfang 1849 eine restriktivere Asylpraxis ein.

Im Januar 1849 wies der Bundesrat die nördlichen Kantone an, den Flüchtlingen den Aufenthalt ausschließlich in solchen Orten zu erlauben, die mindestens sechs Stunden von der Grenze entfernt sind.¹⁹

Natürlich mußte auch der Kanton Aargau die neue Rechtslage akzeptieren, doch der alltägliche Umgang mit den Flüchtlingen in den Gemeinden hatte an Toleranz und Großzügigkeit kaum eingebüßt.

Nachdem die badische Regierung über die neuen Schweizer Gesetze informiert wurde, verlangte sie von den Bezirksämtern Nachforschungen über die in der Grenzregion lebenden Flüchtlinge.²⁰

Die Kontakte zwischen den Flüchtlingen in der Schweiz und ihren Gesinnungsgenossen im Norden rissen keineswegs ab, sie wurden sogar intensiver. Deshalb drohte das Frankfurter Reichsministerium für auswärtige Angelegenheiten mit Grenzsperr, Zollerhöhung und sogar mit militärischer Besetzung.²¹

Doch im Kanton Aargau beurteilte man das Verhalten der Flüchtlinge nach anderen Maßstäben als in Deutschland. So teilte das Bezirksamt Rheinfeldern dem Bezirksamt Säckingen mit, Republikanismus sei kein Grund für die Ausweisung eines Flüchtlings.²² Solche Argumente wollte der badische Staat nicht akzeptieren. Pausenlos warnte das Innenministerium die Ämter vor neuen Unruhen und verordnete am 4. Februar 1849:

„Die Amtsvorstände haben nicht nur durch die Gendarmen und Polizeidiener, sondern

auch durch andere vertraute Bürger, von allem, was in dieser Beziehung vorgeht, oder droht, sich möglichst genau und schnell Kenntnis zu verschaffen, und ebenso haben namentlich die Vorstände der Grenzämter über die Bewegungen und Pläne der Flüchtlinge an der schweizerischen und französischen Grenze Erkundigungen einzuziehen“.²³

Nur wenige Monate später mußten diejenigen, die die politischen Flüchtlinge bekämpften, selber für kurze Zeit ins Exil gehen. Der Maiaufstand, dem sich das badische Militär anschloß, veranlaßte den Großherzog zur Flucht aus Karlsruhe (13./14. Mai) und die Monarchisten gingen nach Basel. Der Schweizer Bundesrat ließ sie ebenso behandeln wie die Republikaner.

Jetzt kamen in Baden die Aufständischen an die Macht. Am 14. Mai etablierte sich in Karlsruhe der regierende Landesausschuß und schließlich am 1. Juni wurde eine provisorische Regierung in Baden gebildet. Die bestehenden Verwaltungsstrukturen wurden beibehalten, wobei die neuen Machthaber Zivil- und Militärkommissäre einsetzten.

Den Zivilkommissären hatte man die im Amt verbliebenen Vorstände unterstellt. Die im Amtsbezirk Säckingen waltenden Kommissäre wechselten häufig. Innerhalb von kaum zwei Monaten wurden für den hiesigen Bezirk fünf Revolutionäre nacheinander nominiert.

Bereits am 21. Juni besiegte Prinz Wilhelm von Preußen die Revolutionsarmee im Gefecht von Waghäusel (bei Karlsruhe). In wenigen Tagen besetzten preußische Truppen Baden; hier sind sie bis 1852 geblieben.

Vorsorglich, schon am 3. Juli, beschloß der Schweizer Bundesrat, die militärische Präsenz an der Nordgrenze zu verstärken.

Am 23. Juli mußten die in der Festung Rastatt eingeschlossenen Republikaner kapitulieren und am 18. August kehrte der Großherzog nach Karlsruhe zurück. Die Flucht der Revolutionsarmee in die Schweiz erfolgte an mehreren Grenzübergängen.

1500 Aufständische unter Kommando von Ludwig Blenker erreichten am 7. Juli Nollingen. Sie wollten bewaffnet ins Exil gehen und drohten der Stadt Rheinfelden mit Brandstiftung, falls ihre Forderungen nicht erfüllt werden sollten. Nun wurde zusätzliches eidge-

nössisches Militär nach Rheinfelden geholt. Erst danach, am 8. Juli, durften die Revolutionäre, jedoch ohne Waffen, die Grenze überschreiten und ins Landesinnere weiterziehen.

Ein anderer Teil der Aufständischen (etwa 600 Mann), unter der Führung von Oberst Mercy und Friedrich Doll, nutzte den Grenzübergang Säckingen-Stein.²⁴

Insgesamt waren es um die 10 000 Mann, die mit 600 Pferden, 60 Geschützen sowie diversen Fuhrwerken innerhalb von fünf Tagen (8.–12. Juli) die Schweizer Nordgrenze passierten.²⁵

Dies verursachte ernsthafte Versorgungs- und Unterbringungsprobleme. Und nachdem sich die Drohungen aus dem Ausland vermehrt hatten, entschied der Bundesrat, jene politische Führer auszuweisen, welche die innere und äußere Sicherheit des Landes gefährdeten.

Die massive Präsenz des preußischen Militärs in Südbaden löste entlang der Rheingrenze weitere Feindseligkeiten aus. Im Juli verletzten hessische Truppen die Schweizer Gebietshoheit bei Schaffhausen (Büisinger Frage). Und der preußische König Friedrich Wilhelm IV. konnte sich nicht damit abfinden, daß sein früheres Fürstentum Neuenburg (Neuchâtel) im Frühjahr 1848 der Eidgenossenschaft angegliedert wurde.

Angesichts solcher Bedrohungen und Gefahren verstärkte die Schweiz ihr Truppenangebot am Rhein drastisch, auf insgesamt 22 460 Mann. Als Oberbefehlshaber wurde am 2. August General Henri-Guillaume Dufour bestätigt.²⁶ In seinem ersten Tagesbefehl machte Dufour den Soldaten klar:

„Für den Augenblick beschränkt sich unsere Aufgabe auf die Beobachtung unserer Grenzen . . . Sollte das Ausland feindlich gegen uns auftreten und unser Gebiet verletzen, dann werdet Ihr Euern Muth und Euere Kraft für die Verteidigung unseres Landes entfalten, nichts wird Euch zu viel sein, um der Heimath Glück und Unabhängigkeit zu bewahren“.²⁷

Da jedoch die Büisinger Frage rasch geklärt wurde, konnte man am 7. September den Abbau der Schweizer Truppen an der Nordgrenze beenden. Sicherlich hatte auch die Rücksicht auf die Finanzen diese Entscheidung beeinflußt.

Im Bereich des kleinen Grenzverkehrs dauerten die Reibereien fort, ja, sie spitzten sich

sogar zu. So hatte zum Beispiel der preußische Truppenkommandant in Kleinlaufenburg eigenmächtig angeordnet, die Brücke dürften nur Personen passieren, die visierte Pässe besitzen und daß die sogenannten Durchgangsscheine nur für eine einzige Grenzüberschreitung gültig seien.²⁸

Nach einigen Tagen hatte man die lediglich in Laufenburg eingeführten Einschränkungen wieder aufgehoben.

Die Preußen bewerteten die Grenzüberwachung am Hochrhein als mangelhaft. Über die Zustände in Säckingen meldete das Militär am 20. September:

„Das Tor an der Rheinbrücke ist bis heute nicht so hergestellt, daß es, wie am Anfange verlangt wurde, verschlossen werden kann, die Grenzbehörde ist nachlässig.“²⁹

RÜCKKEHR ODER EXIL?

Beschwerden über die preußischen Schikanen an den Grenzübergängen hörten auch im Jahr 1850 nicht auf. Im Mai meldete der Kanton Aargau dem Bundesrat, daß das Militär in Kleinlaufenburg keine von den Gemeinden ausgestellten Ausweise akzeptieren wolle, sondern nur bezirksamtliche Passierscheine. Manchmal ging es so weit, daß Schweizer, mit gültigen Passierscheinen ausgestattet, in Kleinlaufenburg zurückgewiesen wurden.³⁰

Hauptthema der deutsch-schweizerischen Auseinandersetzungen war jedoch die Flüchtlingsfrage. „Wenn man Pressemeldungen glauben wollte, stand der Schweiz anfangs Februar 1850 der Einmarsch fremder Truppen unmittelbar bevor; in den Reihen der deutschen Soldaten jenseits des Rheins galt das als ausgemachte Sache.“³¹

Im September beschwerte sich Karlsruhe beim Bundesrat in Bern über die politischen Flüchtlinge im Kanton Aargau, direkt an der Grenze und „ohne genügend Beaufsichtigung“. Die Berner Antwort weist auf eine menschenwürdige Asylpraxis der Eidgenossen hin: „Rheinfelden teilt mit, dass einzig der Apotheker Salzmann von Säckingen, der sich in Brugg aufhält, alle 1–2 Monate einmal in Stein sich habe sehen lassen, um sich mit seiner Frau über sämtliche Verhältnisse zu berathen, und dass vielleicht alle 3–4 Monate die Flüchtlinge

Dossenbach und Gersbach von Säckingen aus ähnlichen Gründen auf einen ganzen oder halben Tag oder auch wenige Zeit nach Mumpf oder Stein gekommen.“³²

Versuche des Bundesrats, Revolutionsführer auszuweisen und wenig belastete Flüchtlinge zu Rückkehr in ihre Heimat zu bewegen, gab es seit Sommer 1849. Der Beschluß vom 16. Juli 1849, die insgesamt 13 führenden badischen Revolutionäre, darunter Struve, aus der Schweiz auszuweisen, stieß in der Öffentlichkeit auf heftige Ablehnung. Nur ein Teil der ehemaligen Freischärler hatte sich zur Heimkehr entschlossen; bis 1851 waren es 1789 badische Flüchtlinge.³³

Unter ihnen befanden sich elf Personen, die aus dem Amtsbezirk Säckingen stammten. In diesem Falle hatten die Kantone, in denen die Betroffenen lebten, beim Bezirksamt Säckingen Ausweise zur Rückkehr beantragt.³⁴

Nicht wenige Flüchtlinge kamen in ihren neuen Heimatländern zu Vermögen und Ansehen, wie zum Beispiel Alexander Spengler (1827–1901). Der Heidelberger Jurastudent schloß sich den badischen Aufständen an und avancierte zum Adjutanten des republikanischen Generals Franz Sigel. Nach der Niederlage der Revolutionsarmee bei Waghäusel (21. Juni 1849) flüchtete Spengler über die Säckinger Rheinbrücke. In Zürich studierte er Medizin, und konnte, dank einer Intervention seiner Studienfreunde, der Ausweisung nach Amerika entgehen. 1853 eröffnete er seine medizinische Praxis in dem noch unbekanntem Davos. Spenglers Fachveröffentlichungen über die Vorzüge des dortigen Klimas verhalfen diesem Ort zur Weltberühmtheit.³⁵

Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Freiburg (StAF), B 733/6, Nr. 3.
- 2 StAF, B 733/6, Nr. 3.
- 3 Hess, Gustav: Südbaden vor und während der Revolution im Frühjahr 1848. Diss., Freiburg i. B. 1922, S. 96.
- 4 Stadtarchiv Bad Säckingen (StAS) XI, 3/3.
- 5 StAF, B 733/6, Nr. 3.
- 6 StAS, XI, 3/3.
- 7 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 76/9636.

- 8 GLA 76/9636.
- 9 Mögling, Theodor: Erlebnisse während der ersten Schilderhebung der deutschen Republikaner im April 1848. In: Hecker, Friedrich: Die Erhebung des deutschen Volkes in Baden für die deutsche Republik, Basel 1848 (Reprint Köln 1997), S. 93.
- 10 StAF, B 733/6, Nr. 3.
- 11 Frei, Jürg: Die schweizerische Flüchtlingspolitik nach den Revolutionen von 1848 und 1849. Diss. Zürich 1977, S. 268–270.
- 12 StAS, XI, 3/3.
- 13 StAF, B 733/6, Nr. 3.
- 14 StAF, B 733/6, Nr. 2.
- 15 Frei, S. 285.
- 16 StAF, B 733/6, Nr. 2.
- 17 Frei, S. 291–292.
- 18 StAF, B 733/6, Nr. 2.
- 19 Weiß, Andreas Ch.: „Auch mjr hat die Schweiz viele Träume zerstört.“ Schweizer Asylpolitik gegenüber den Flüchtlingen aus der badischen Revolution 1848/49. In: Heimat am Hochrhein. Jahrbuch des Landkreises Waldshut, Bd. 23, 1998, S. 48.
- 20 StAF, B 733/6, Nr. 2.
- 21 Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archive im Städtetag Baden-Württemberg, Karlsruhe 1997, S. 82–83.
- 22 StAF, B 733/6, Nr. 4.
- 23 GLA 223/32113.
- 24 Frei, S. 333–334.
- 24 Kunz, Adolf: Grenzbesetzung am Rhein 1849. In: Schweizer Monatshefte, 29. Jahrgang, 1949/1950, S. 262.
- 25 Kunz, 262.
- 26 Kunz, 266–267.
- 27 Schweizerisches Bundesarchiv Bern (BAB), E 2/419.
- 28 BAB, E 2/423.
- 29 StAS, XI, 3/3.
- 30 BAB, E 2/423.
- 31 Frei, S. 454.
- 32 BAB, E 2/423
- 33 Weiß, S. 51–52.
- 34 StAF, B 733/6, Nr. 5.
- 35 Turban, K[arl]: Alexander Spengler. In: Badische Biographien, V. Teil: 1891–1901, 10. Heft, Heidelberg 1905, S. 733–736.

Anschrift des Autors:
 Peter Ch. Müller
 Marienstraße 44
 79713 Bad Säckingen

Das Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart hat herausgebracht:

Bibliographie zur Revolution von 1848/49 mit besonderer Berücksichtigung
 Südwestdeutschlands von Thomas Kärcher, April 1998

Napoleon als „Partner“ und die „Rekonstruktion eines historischen Gefühls“

Zu Ausstellungen in Karlsruhe und Speyer

I. NAPOLEON, BRAUER UND C. F. MÜLLER

Das Historische Museum der Pfalz in Speyer präsentiert zur 150. Wiederkehr der badisch-pfälzischen Revolution eine Napoleon Ausstellung unter dem Motto „Napoleon: Feldherr – Kaiser – Mensch“. Das besondere Verhältnis Speyers und der Pfalz zu Napoleon mag sich aus der unmittelbaren Herrschaft Napoleons seit dem Frieden von Lunéville (1801) herleiten, gehörten sie doch zu diesem Zeitpunkt als linksrheinisches Département du Mont Tonnerre zu Frankreich.

Ein geopolitischer Gesichtspunkt, den Ernst Schabel formuliert hat, mag dem Ort „Spire“ für eine Napoleon-Ausstellung prädestinieren: „Napoleon hat mit klarem strategischem Blick erkannt, daß nämlich der deutsche Strom die einzige Linie ist, von der aus Europa geeinigt und beherrscht werden kann.“ Und doch: Im gleichen Jahr 1998 – Napoleon in Speyer, 48er Revolution in Karlsruhe. Gegenstand, Ausstellungstechnik und Intension könnten nicht weiter auseinanderliegen!

Wie in Baden auch wurde die Einführung des Code Napoleon zu der beherrschenden Errungenschaft dieser Zeit mit dem Unterschied, daß im französischen Departement der Code am 1. 3. 1804 als geltendes Gesetz eingeführt wurde, in Baden aber der Code modifiziert wurde. Wenn Thomas Nipperdey seine „Deutsche Geschichte 1800–1866“ mit der monumentalen Formel „Am Anfang war Napoleon“ beginnt, so bezieht sich der Satz sowohl auf die Schaffung neuer territorialer Grundla-

gen durch Napoleons in Deutschland wie auf die Einführung des Code Napoleon als Folge der Französischen Revolution. „Der Code Civil – verwirklichte die tragenden Säulen der Revolution: Rechtseinheit, Rechtsgleichheit, Freiheit der Person, des Eigentums und des rechtsgeschäftlichen Verkehrs, Säkularisierung von Ehe und Familie“². „Am Anfang war Napoleon“ – aber trotz des strategisch und hegemonial gedachten Rheinbundes auch als Partner. „Mit Napoleon hatten die Monarchen Süddeutschlands einen Partner bekommen, der die revolutionäre Großmacht Frankreich wieder den Idealen des aufgeklärten Absolutismus annäherte“³, Napoleon „war also ein Partner, mit dem sich die aufgeklärten Fürsten in Süddeutschland einlassen konnten; sie konnten ihre aufgeklärt-absolutistische Staatstraditionen weiter entwickeln zu rheinbündischer Reformpolitik“⁴. Die Einführung des Code Napoleon erfolgte in Baden zum 1. 1. 1810 als „Landrecht für das Großherzogtum Baden“ in der Bearbeitung durch den Staatsrat Johann Nikolaus Friedrich Brauer. Baden kann sich rühmen, „in eigenständiger Weise das erste Tochterrecht des Code Civil und das einzige auf deutschem Boden geschaffen zu haben“⁵. Diese „innere Rezeption“ der Kodifikation wurde noch vor der Verfassung von 1818 „zu einer der stärksten und lebendigsten Klammern um das so junge, so heterogen gestaltete Großherzogtum“⁶. Brauer war politisch klug genug, die Einführung des Code dem Großherzogtum nicht von außen aufzwingen zu lassen, sondern bei frühzeitiger Einführung, die „Freiheit, Änderungen und den Einführungszeitpunkt“

bestimmen zu können. Man hat von der Kodifikation eine Linie zur badischen Verfassung von 1818 gezogen, denn „ein Staat, der seinen Untertanen im Zivilrecht nach dem Prinzip der Gleichheit behandelte, durfte ihnen diesen Rechtsgrundsatz im politischen Leben kaum verweigern“⁷. So argumentierte man denn noch in den ersten Debatten der Zweiten Badischen Kammer zwischen dem 26. und 28. Februar 1848, da man glaubte „letztlich die liberale Verfassung von 1818 Napoleon zu verdanken“⁸.

Die Badische Landesbibliothek hat anlässlich des 200. Jahrestages der Gründung des Verlages C. F. Müller (1. September 1797) eine Ausstellung zu dem Thema „Code Napoleon – Badisches Landrecht, Wegbereiter Deutscher Rechtsgeschichte“ veranstaltet. Am 14. 11. 1808 hat Großherzog Carl Friedrich C. F. Mül-

ler und Macklot des Privileg zum Druck des Code Napoleon erteilt. Für den damals erst zwölf Jahre alten Verlag bedeutete das Privileg einen Markstein in der Geschichte des Verlages. Zu der Ausstellung wurde ein ansprechender Katalog erstellt, ergänzt wird der Katalog durch eine Abhandlung „Der Code Napoleon in Baden und sein Verleger C. F. Müller – Eine deutsch-französische Rechtsbegegnung“ von Norbert Gross als Band 9 der Publikationen zur Verlagsgeschichte. „Napoleon, Brauer und C. F. Müller stehen – mit durchaus unterschiedlichen Beiträgen – an der Wiege eines wahren Jahrhundertwerkes“⁹. Zeitgleich mit dem Inkrafttreten des Landrechts zum 1. 10. 1808 brachte der Verlag C. F. Müller die von Brauer verfaßten „sechs Bände Erläuterungen über den Code Napoleon und die großherzoglich badische Gesetzgebung“ heraus.



Der Code Napoleon in der Bearbeitung durch Brauer als Badisches Landrecht ist ein Beispiel für das Ineinander von napoleonischem Hegemonial- und Assimilierungswille und der Bereitschaft der rheinbündischen Staaten diese Reformen aufzugreifen und zu verarbeiten. Der Code civil sollte zwar „zum Symbol der französischen Hegemonialstellung“ werden und der „Assimilierung der Rheinbundstaaten“ dienen¹⁰, führte aber in Baden zu einer durchaus eigenständigen „inneren Rezeption“.

II. NAPOLEON IN SPEYER: LIEUX DE MÉMOIRE SACRÉ

„Am Anfang war Napoleon“, dieser archaisch Elementares provozierende Satz fasziniert, und doch, scheint mir, sträubt sich etwas in uns gegen diesen Satz. Wir können dem Satz nur zustimmen mit dem Zusatz „als historische Gestalt“. Was ist eine historische Gestalt? Sie wird geschaffen durch die Distanz der Zeit und der Wissenschaft zu ihr und auch durch die Einordnung ihrer Bedeutung in die Geschichte. Sie ist in der Geschichte abrufbar, aber sie erregt keine politische Emotionalität mehr, springt nicht mehr über in die aktuelle Politik. Kontrollierte Geschichte also. In der Mythenbildung entgleitet diese Kontrolle wieder. Darum ist auch zu Napoleon ein „gelassenes Verhältnis“ notwendig. Friedrich Sieburg, der 1957 ein ausgezeichnetes Napoleon-Buch geschrieben hat, meinte, daß „bis auf den heutigen Tag“ Frankreich es noch nicht über sich gebracht habe, ihn als eine rein historische Gestalt zu betrachten. Läßt man die glanzvolle Ausstellung in Speyer auf sich wirken, so mag man zu dem Schluß kommen, daß die von Sieburg formulierte Einsicht auch heute noch Geltung hat. Man darf annehmen daß Bernard Chevallier, Directeur du Musée du Châteaux de Malmaison wesentlichen Anteil an der Gestaltung der Ausstellung hatte: Die Ausstellung mit ganz in rot gehaltenen Räumen ist eine glanzvolle Inszenierung. Napoleon hatte auf St. Helena die Befürchtung, daß man ihn wegen seines Sturzes „ganz unverhüllt“ beurteilen könnte. In Speyer bleibt er eingehüllt in Mythos und Gloire. Napoleon hat manchmal

die Schilderung einer Episode aus seinem Leben mit dem Ausruf beschlossen: „Welch ein schöner Gegenstand für ein Gemälde!“¹². Die Ausstellung, so empfinde ich, inszeniert ein solches Bild. Ein sensibler Kritiker vertrat die Ansicht, daß man in Speyer eine „Rekonstruktion eines historischen Gefühls, indem einst ganz Europa befangen sein mochte,¹³ versucht habe. Doch vermittelt die Ausstellung nicht den Eindruck, daß man zu der vermuteten Rekonstruktion eine Distanz gesucht habe. Deshalb ist es in der Tat so, daß „jeder, der die Ausstellung verläßt“, wie aus dem Kinosaal orientierungslos in seine Zeit“ tappt¹⁴. Wiederbelebung eines Mythos? Die „ungebrochene“ Ausstellungsstrategie ist umso bemerkenswerter als wir von den heutigen Ausstellungen Dekonstruktion, ironische Brechung, freche poppige Inszenierungen gewöhnt sind.

Was damit gemeint ist, ließe sich in der Ausstellung „Schwarz-Rot-Gold – Ein Symbol der Revolution 1848/49 in der zeitgenössischen Kunst“ des Badischen Landesmuseums studieren. Ausgangspunkt der künstlerischen Beiträge war ein Exemplar der schwarz-rot-goldenen Fahne im Format von 40 × 60 cm. Die Geschichte der Nationalfarben ist natürlich eine von vornherein gebrochene Geschichte mit den Einschnitten 1848 (Farben als Flagge der deutschen Nation), Verdrängung ab 1850, 1919 wieder Nationalflagge, dann wieder 1949). Eine mythisierende Identifikation ist dadurch vom Gegenstand und seiner Geschichte her ausgeschlossen. So reichen denn auch die Verformungen von einer dreifarbigem Wurst am Hacken (Michl Brenner) über Einrahmung der drei Farben im Spitzen (Walter Giers) bis zur Verpackung der Farben in einer Mausefalle (Udo Hetmaier) und zur angesengten Nationalflagge (Petra Kösters). Quelle différence! Hier die Verformung, die Respektlosigkeit, der Witz, dort – in der Napoleon-Ausstellung – das in der Gloire belassene statische Bild des Empereur.

Napoleon – Feldherr, Kaiser Mensch. Das Menschliche kommt in der Ausstellung eindeutig zu kurz. Das hat seinen guten Grund. Denn will man den Mythos Napoleon, so bringt der Mythos alles Menschliche zum Verschwinden; will man das Menschliche, so geht es bei Napoleon – ganz in seinem Sinne der Selbststilierung – im Feldherrn und Kaiser auf. „Er

wollte sich. Er wollte seine Persönlichkeit vollenden, er wollte seinem schöpferischen Drang Genüge tun, sein Ziel war er selbst“¹⁵, schrieb Sieburg. Das mag es denn auch sein, was die strittige Größe Napoleon ausmacht, die uns nicht zur Ruhe kommen läßt: „Die besondere Art seiner Größe rührt in uns Saiten an, deren Schwingungen keine Harmonie ergeben.“¹⁶.

Anmerkungen

- 1 Zunächst wurde der Code als Code Civil erlassen, dann ab 3. September 1807 als Code Napoleon bezeichnet und nach dem Sturz des Kaisers wieder Code Civil genannt.
- 2 Norbert Gross, Der Code Napoleon in Baden und sein Verleger C. F. Müller. Eine deutsch-französische Rechtsbegegnung S. 10.
- 3 Volker Press, Südwestdeutschland im Zeitalter der Französischen Revolution in: Baden und Württemberg im Zeitalter der Napoleons Bd. 2 Aufsätze, 1987 S. 15.
- 4 A. a. O. S. 16.
- 5 Norbert Gross a. a. O. S. 13.
- 6 Norbert Gross a. a. O. S. 16.
- 7 Das großherzogliche Justizwesen – Die Einführung des Code Napoleon in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons Bd. 1.1 S. 179.
- 8 Irtraut Götz von Olenhusen, 1848/49 in Baden in: 1848 in Europa und der Mythos der Französischen Revolution hg. von Irtraut Götz von Olenhusen, 1998, S. 92.
- 9 Code Napoleon – Badisches Landrecht – Wegbereiter deutscher Rechtsgeschichte. Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek anlässlich des 200-Jahrestages der Gründung des Verlages C. F. Müller, Katalogbearbeitung Christof Müller-Wirt, Christina Wagner, 1997, S. .
- 10 Norbert Gross a. a. O. S. 28.
- 11 Friedrich Sieburg, Napoleon – Die Hundert Tage, 1957 S. 357.
- 12 Friedrich Sieburg a. a. O. S. 370.
- 13 Michael Winter, Die Farben der Grande Nation in Süddeutsche Zeitung Nr. 128, 6./7. Juni 1998 S. 15.
- 14 A. a. O. S. 15.
- 15 Sieburg a. a. O. S. 10.
- 16 Sieburg a. a. O. S. 377.

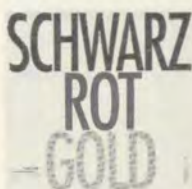
KATALOGE DER AUSSTELLUNGEN



Code Napoleon – Badisches Landrecht – Wegbereiter deutscher Rechtsgeschichte. Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek anlässlich des 200. Jahrestages der Gründung des Verlages C. F. Müller 1797 in der Badischen Landesbibliothek



Napoleon – Feldherr, Kaiser, Mensch herausgegeben von Meinrad Maria Grewenig, Historisches Museum der Pfalz Speyer 1998, Hatje. 256 Seiten, 212 Farabbildungen. Sonderpreis in der Ausstellung 39.00 DM



Schwarz-Rot-Gold – Ein Symbol der Revolution 1848/49 in der zeitgenössischen Kunst. Eine Ausstellung des Badischen Landesmuseums, der IG Medien, der landesweiten Projektstelle „1848/49 im Haus der Geschichte Baden-Württembergs“; Karlsruhe beim Markt 6. Juni–2. August 1998. Badenia Verlag 1998, 49.00 DM

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weissdornweg 39
76149 Karlsruhe

Napoleon. Feldherr, Kaiser, Mensch

im Historischen Museum Speyer bis 25. Oktober 1998

Dienstag bis Sonntag 10 bis 19 Uhr Napoleon-Telefon 0 62 32 / 62 02 22

Eintritt 16,- DM ermäßigt 12,- DM, Schüler bis 16 Jahre und im Klassenverband 6,- DM,

Gruppenführung 120,- DM, Walkmannführung 9,- DM (50,- DM Kaution)

Katalog 39,- DM, Plakat DIN A1 10,- DM

email: speyermuseum@t-online.de

Für weitere Informationen steht Ihnen Frau Sabine Kaufmann M.A., Telefon 0 62 32 / 13 25 16, gerne zur Verfügung

Christoph Bühler

Landeskunde am Oberrhein

ein Projekt zur Verknüpfung von Computer-, Multimedia- und Internet-Technik mit Inhalten der Heimat- und Landeskunde

PRÄLUDIUM: STIMMEN

Der Begriff „Heimat“ entspringt der persönlichen Erfahrung, dem Bewusstsein der eigenen Herkunft oder dem Umfeld, in dem man „zu Hause“ ist. Er entfaltet seinen Wert in einer Umgebung, die uns vertraut ist und Vertrauen gibt, mit der man sich verbunden fühlt und mit der man in einem Grundkonsens leben kann. Gleichzeitig ist Heimat auch der Ort, an dem man sich in seiner Muttersprache ausdrücken und zurechtfinden kann. Das heisst nicht, keine andere Sprache zu sprechen oder zu lernen; aber es bedeutet auch ein Recht auf seine eigene, zuerst erlernte „Heimatsprache“.

Flavio Cotti, Bundespräsident der Schweiz, zum 150jährigen Jubiläum des Bundesstaates der Schweizer Eidgenossenschaft.¹

In Gottschalks „Handbuch“ hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiserstuhl zu Goslar viel gelesen. Als ich aber beides besehen wollte, sagte man mir: der Dom sei niedergerissen und der Kaiserstuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungsschweren Zeit: tausendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiserstühle in die Rumpelkammer geworfen.

Heinrich Heine, Die Harzreise²

„Es ist zuwenig, wenn eine Stadt nur noch ihre Denkmäler erhält“, mahnt Haspel [Baudenkmalpfleger in Berlin]. Denn die Denkmäler stellen nur „eine erlesene Auswahl“ alter Gebäude dar.

Berliner Zeitung, 27. 10. 1995

Von dem Augenblicke an, wo ein ernstlicher Wille zum Denkmalschutz da war, mußte man auch darüber sich klar werden: er sei nicht durchführbar ohne eine Beschränkung des Privateigentums, ohne Beschränkung der Interessen des Verkehrs, der Arbeit, der individuellen Nützlichkeitsmotive überhaupt. Das ist es, weshalb ich ihn sozialistisch nannte.

Georg Dehio als Rektor der Reichsuniversität Straßburg am 27. Januar 1905 anlässlich einer Geburtstagsrede auf Kaiser Wilhelm II.

Kritisch und auf die Zukunft gerichtet, verstehen wir Heimatkunde als Standortbestimmung durch die Auseinandersetzung mit dem Alltäglichen in Geschichte und Gegenwart unserer Region

Vorspanntext zur Abteilung Heimatkunde im Programmheft der Mannheimer Abendakademie 1996

Der Heimatbegriff muß auch weiterhin von Relikten des „Blut- und Boden“-Mythos befreit werden und darf keinen unreflektierten, bisweilen sogar ahistorischen Bezug zum Lebensraum suggerieren. Heimatgeschichte rekonstruiert die Entstehung und den Wandel der Lebenszusammenhänge innerhalb eines

eng begrenzten Raums – nicht rückwärtsge-
wandt, nicht vergangenheitsverklärend, son-
dern gegenwartsbezogen.

Abstract eines Aufsatzes von Meinhold Lurz
„Vom Lob der Heimat“⁴³

„Zugehörigkeitsgefühl und Heimatverbun-
denheit entstehen nur dort, wo Menschen
aneinander, an ihrer Umwelt und an ihrem
Lebensraum Anteil nehmen und sich für
ihre gemeinsamen Belange einsetzen.“

Bundespräsident Roman Herzog auf dem
29. Bayerischen Heimattag in Bamberg,
22. 6. 1974⁴

„Es gibt keinen Gegensatz zwischen der
Heimatliebe und dem europäischen Friedens-
werk.

Der österreichische Bundespräsident
Thomas Klestil am österreichischen
Nationalfeiertag, 26. 10. 1996⁵.

Es sind oft Kleinigkeiten, die einem gar
nicht bewusst ins Auge fallen, die aber viel
ausmachen, wenn es darum geht, sich da-
heim zu fühlen. Identifikationsstiftende
Elemente nennt sie der Fachmann. Details,
die Atmosphäre schaffen, die unverwech-
selbar zum Haus, zur Strasse, zum Viertel,
zum Dorf oder zu einer ganzen Landschaft
gehören. Man sieht sie nur, wenn man mit
offenen Augen durch die Strassen geht.
Sie gehören einfach dazu. Und erst ihr
Fehlen fällt auf. Wieder ein Stück der
vertrauten Umgebung ist dann weg. Es
sind Kleindenkmäler, an denen sich das
Heimatgefühl festmacht. Sie verbinden das
Heute mit dem Gestern in einer Zeit, wo
alles pflegeleichter, glatter, aufgeräumter
ist.

Dackel und Denkstein. Kleindenkmäler
im Stadtbild⁶

DER BEGRIFF „HEIMAT“

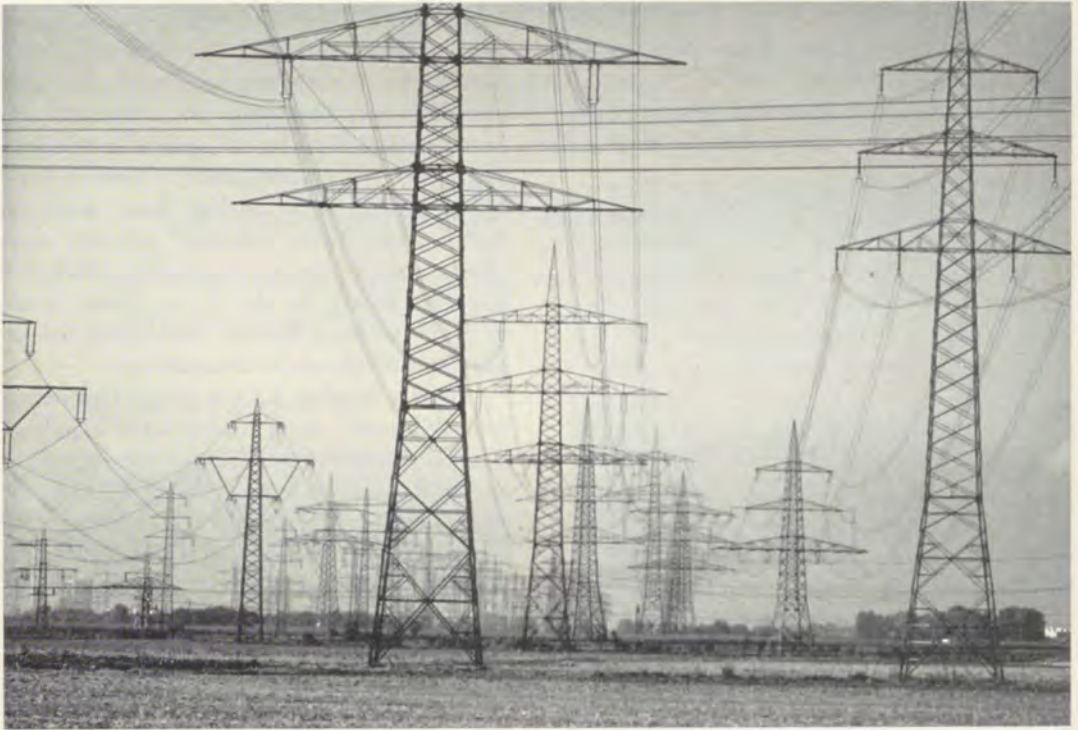
Der Heimatbegriff wird in der Schule vor
allem in der 4. Grundschulklasse im „Heimat-

und Sachunterricht“ thematisiert, begegnet
dann in der 5. Klasse im Fach Erdkunde noch
einmal als „Orientierung im Lebensraum“ und
versinkt dann angesichts einer Vielzahl von
Lehrplanvorgaben im Unverbindlich-Undiffe-
renzierten. Selbstverständlich werden in Lese-
büchern vieler Klassenstufen Texte und Mate-
rialien zum Thema „Heimat“ geboten, zum
Thema Heimat als Lebenswelt, als persönlich
erlebte Umwelt, in der keine „heile Welt“
herrscht, sondern die eine Welt voller Gefähr-
dungen und Herausforderungen ist.

Heimat ist aber für die junge Generation
negativ besetzt⁷, denn es nimmt sich eine Kon-
sumwelt des Heimatbegriffes an, die die Jugend
nicht als ihre Welt begreifen kann. Heimat
verbindet sich in zahllosen Fernsehsendungen
mit oberbayerisch kolorierter Volksmusik, mit
Hitparade der Volksmusik und Peter Steiners
Theaterstadel⁸. Oder wie es der Tübinger Kul-
turwissenschaftler Gottfried Korff 1980 deut-
lich und sarkastisch formuliert: „Ritual erstarr-
tes Gehüpf, Gesänge und Gejodel mit Trach-
tenwams und Seppelhose“⁹. Kurzum – Heimat
ist „der schönste Name für Zurückgeblieben-
heit“¹⁰. Jugend ist dagegen Leben, Modernität,
Aktualität, Fortschritt. Jugend ist auch Ableh-
nung von Vorstellungen und Verhaltensweisen
der älteren Generation – und oft nur aus
Oppositionshaltung heraus.

Damit hängt sicher zusammen, dass der
überkommene „Heimat“-Begriff, der sich aus
der rückwärtsgewandten Vermarktung tradi-
tioneller Verhaltens- und Lebensmuster er-
gibt¹¹, gleichzusetzen ist mit Verdrängung der
eigenen politischen Vergangenheit. Damit aber
ist eine verhängnisvolle Verknüpfung entstan-
den, die eine produktive und kritische Ausein-
andersetzung mit dem Heimatbegriff lange Zeit
verhindert hat.

Ansätze gibt es zuhauf, die Heimat kriti-
scher und distanzierter, sachlicher und auch
liebvoller zu sehen. Vom Tag der Landesge-
schichte in der Schule, der alljährlich im Rah-
men der Heimattage Baden-Württemberg statt-
findet, über Unterrichtswerke wie die Heimat-
und Landeskunde „Baden-Württemberg“ bis
hin zu Projekten an Schulämtern¹², Ausbil-
dungsseminaren und Schulen, die den engeren
Lebensraum und seine vielfältige Verflochten-
heit zum Thema haben. Heimat muss also



Verfremdete „Heimat“ – In Großstadtnähe ist auch Lebensraum, wenn auch kein Idyll. Überlandleitungen bei Mannheim

durchaus nichts Verstaubtes, Rückwärtsgewandtes an sich haben.

Untersuchungen haben ergeben, dass ein emotionaler Bezug zu einem als „Heimat“ angesprochenen Lebensraum und damit eine Identifikation mit der Heimat nicht vor dem 30. Lebensjahr eintritt. Das heißt, dass Jugendliche und junge Erwachsene andere Sorgen und andere Vorlieben haben als sich mit den Besonderheiten ihrer Heimat auseinanderzusetzen¹³.

Warum dann dennoch ein Projekt, das nach diesen Vorgaben als die Quadratur des Kreises erscheinen muss, warum dann doch ein Projekt, das Jugendliche dazu bringen will, sich mit der „Heimat“ zu beschäftigen?

Zum ersten zeigen Schüler durchaus ein gesundes Interesse an ihrem Heimatraum, sofern man ihnen das Gefühl vermittelt, dass es kein aufgesetzter Zwang ist, das zu tun, und sofern man darauf verzichtet, Gefühle – eben „Heimatgefühle“ mit dieser Beschäftigung zu transportieren. Eine Fahrt nach Straßburg oder ins Heidelberger Schloss bringt durchaus

auch Annehmlichkeiten mit sich, um derentwillen „ein bisschen Kultur“ mit in Kauf genommen wird. Zum zweiten wächst ein Großteil der Jugend in einem familiären Milieu auf, das keine Fixpunkte im Sinn einer Allgemeinbildung schafft, an denen sich kulturelle Erfahrungen einordnen und zuordnen lassen. Bis in gymnasiale Oberklassen hinein ist daher das Mannheimer Schloss zwar ein Baudenkmal, das in gewisser Weise typisch für die Stadt ist, aber kein Bauwerk, das mit der Geschichte der Stadt oder der Region verknüpft ist. Hier bestehen natürlich auch Mängel in einzelnen Geschichtsbüchern, die bestimmte historische Erscheinungen lieber an Ereignissen aus der „großen“ Geschichte festmachen als an Begebenheiten aus der Landesgeschichte.

Hier kann eine offensiv angegangene Regionalgeschichte einsetzen und für jeden Punkt aus der geschichtlichen Chronologie oder jedes Element der geschichtlichen Struktur versuchen, eine Erscheinung aus der Geschichte des engeren Raumes zu formulieren, an der sich die Geschichte eben nicht als eine

ferne Begebenheit erklären lassen muß, die nicht nur lange her ist, sondern sich auch noch in einer Gegend abgespielt hat, die außerhalb des Erfahrungshorizontes der 13- bis 18-jährigen liegt. Für den Mannheimer Raum liegt eine solche Zusammenstellung seit längerer Zeit vor¹⁴.

Auf der anderen Seite steht die bildungspolitische Forderung nach interdisziplinärer Verknüpfung von Einzelercheinungen, nach der Einbettung lokaler Phänomene in einen größeren Zusammenhang, die Forderung, lokale Strukturen und Traditionen für den Unterricht im weitesten Sinn nutzbar und verfügbar zu machen, für den Unterricht in den Schulen, in der Erwachsenenbildung, zur Unterrichtung der Lehrer und der interessierten Öffentlichkeit.

Drittens räumen selbst Verlage und Presse ein, dass mit der Verknüpfung von Kultur und Computertechnik Schwellenängste vor der Technik abgebaut werden können: „*Kulturelle Themen sorgten sogar unter den Computerhassern für eine höhere Akzeptanz.*“¹⁵ Wenn der Umkehrschluss erlaubt ist, sind Verknüpfungen mit Computertechnik auch geeignet, Schwellenängste vor Kultur abzubauen.

Schließlich und endlich steht als Bildungsziel im Umgang mit Schülern deren Vorbereitung aufs Leben – auf ein Leben in einer sich schneller als je zuvor wandelnden Informationsgesellschaft. Diese Informationsgesellschaft wird auch auf weiterhin unabsehbare Zeit vom gedruckten Buch geprägt sein – aber in zunehmendem Maß von elektronischen Medien. 1994 betrug der Anteil elektronischer Medien am gesamten Informationsmarkt in Deutschland 2,2%, in den USA dagegen bereits 7,3%¹⁶. Die Tendenz ist steigend, und es steht zu vermuten, dass die Tendenz in den USA schneller steigt als in Deutschland.

DAS PROJEKT „LANDESKUNDE AM OBERRHEIN“

Die Konzeption

Hier nun setzt die Konzeption von „Landeskunde am Oberrhein“ ein.

Zielsetzung des Projektes ist die Sammlung und Aufarbeitung von Medien (Bilder, Töne,

Videos und Texten) zu Themen von Landeskunde, Landesgeschichte und regional bezogener allgemeiner Geschichte und ihre Präsentation in einer in sich verlinkten Umgebung, um die gegenseitige Vernetzung der Inhalte kenntlich zu machen und zu demonstrieren.

Landeskunde versteht sich dabei als Sammlung fächerübergreifender Aspekte aus Geschichte, Kunst, Architektur, Volkskunde, Wirtschaft, Technik, Landwirtschaft, Geographie, Geologie, Tourismus etc. Das Projektthema wurde auch ausgewählt, um die Landeskunde innerhalb der stark technisch orientierten Internet-Welt zu stärken.

An dem Projekt, vor allem an den Themenkreisen Mannheim und Heidelberg und an der gotischen Bauplastik, arbeitete unter anderem eine Internet-Arbeitsgruppe der Integrierten Gesamtschule Mannheim-Herzogenried (12. Jahrgangsstufe) mit, die ihrerseits vom Verein „Schulen ans Netz e.V.“ (Arbeitsbereich „Nutzung elektronischer Medien“) gefördert wurde.

Für die Präsentation der Ergebnisse bot sich das HTML-Format des Internet an, weil es einerseits durch geeignete Editoren leicht zu erlernen ist, andererseits die sofortige Veröffentlichung im Internet ermöglicht.

Auch wenn die Diskussion in einschlägigen Foren in die andere Richtung zielt¹⁷, war der Rückgriff auf eher „archaisch“ anmutende Gestaltungsmittel des Internet geboten. Dafür gibt es verschiedene gute Gründe. Landeskunde am Oberrhein ist ein Projekt, das in jedem Stadium zur Mitarbeit einlädt. Zu dieser Mitarbeit sollen zunächst die Schüler der eigenen Projektgruppe, dann die Schüler der eigenen Schule über die bestehende Projektgruppe hinaus, schließlich auch Gruppen anderer Schulen an anderen Orten angeregt werden. Von daher verbot es sich zunächst, nicht „freihändig“ zu erstellende Programmteile einzubauen (Java-Applets, cgi-Scripts etc.). Schüler sollen – sofern sie die Grundlagen des Editierens beherrschen – in der Lage sein, innerhalb von 10 Minuten eine Seite zu erstellen, die in den formalen Rahmen des Projekts passt. Erst dann kann von einer echten Einbindung in die unterrichtliche Praxis gesprochen werden.

Weiterhin ist es ein wesentlicher Bestandteil des Projekts, Seiten zu erstellen, die alle Informationen so auf der ersten Ebene der

Visualität enthalten und so beim Ausdruck genau das Bild ergeben, das der Informationsabsicht entspricht.

Damit kann „Landeskunde am Oberrhein“ als Medium eingesetzt werden, das ergänzende lokale und regionale Informationen liefert – oder auch Informationen aus Lehrbüchern korrigiert¹⁸ –, indem jede Seite einzeln als Grundlage für ein Arbeitsblatt dienen kann.

Die Arbeit am gesamten Projekt richtete sich in erster Linie nach dem zur Verfügung stehenden Material, vor allem an Bildern. Hier stand das moderne Bildarchiv der Badischen Heimat in Heidelberg mit den nordbadischen Themenkreisen um Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, der Architektur der Zisterzienserklöster, vor allem Maulbronn, aber auch der übrigen südwestdeutschen Konvente, mit den Überresten der jüdischen Kultur in Worms und Speyer und der römischen Zeit in den Museen der Region und schließlich mit den

gotischen Münsterbauten von Strassburg, Freiburg und Basel im Vordergrund. Damit waren Knotenpunkte geschaffen, anhand deren ein inhaltliches Gesamtkonzept entworfen werden konnte.

Die Gestaltung

Landeskunde am Oberrhein stellt diese Knotenpunkte in einen topografischen und einen zeitlichen Zusammenhang. Ein Startbildschirm öffnet eine Reihe von insgesamt 33 Links, beginnend mit der Haupttrubrik „Städte“ und den bereits eingearbeiteten Untertubriken „Mannheim“, „Heidelberg“, „Straßburg“, „Freiburg“ und „Basel“. „Städte“ selbst führt auf eine neue Seite, die alle eingehender dargestellten Orte auflistet. Die zweite Haupttrubrik „Geschichte“ ist untergliedert in „Epochen“ und „Territorien“, die beide wiederum ihre Hauptpunkte gleich als Unterbegriffe nennen (Römer, Klöster, Burgen, Revolution 1848/49

Land am Oberrhein

Benutzungshinweise

Land am Oberrhein

Version mit frames

Städte	Mannheim, Heidelberg Straßburg, Freiburg, Basel	
Geschichte	Epochen Römer, Klöster, Burgen, Revolution 1848/49	
	Territorien Baden, Kurpfalz, Elsaß	
Geographie	Fluss Rheinauen Rheingraben Gebirge	Wetter

NEU

aktuelle Nachrichten
unser Tagebuch

Land am Oberrhein jetzt auf CD



Christian Meyers Carta Palatina, 1795

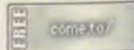


Rheinfall bei Schaffhausen

Wirtschaft	Energie und Umwelt		
Technik			
Tourismus			
Kultur	Architektur Skulptur	Malerei	Literatur Musik
Volkskunde	Trachten	Dialekte	Lieder

Register Grundlagenliteratur Unser Hinweis:

Benutzungshinweise - Impressum



Eingangsbildschirm von „Landeskunde am Oberrhein mit den Zugangsmöglichkeiten zu den einzelnen Untertiteln

bzw. Baden, Kurpfalz, Elsaß). Bei den geographischen Themen wird zunächst nur der Fluss dargestellt, die übrigen Themen sind bereits vorgesehen, aber nicht ausgearbeitet.

Die erste Spalte der Gesamtübersicht endet mit Hinweisen, die die Navigation erleichtern: Hinweise auf aktuelle Berichte in Form eines Online-Magazins, Hinweise auf die in letzter Zeit vorgenommenen Änderungen und Zusätzen und schließlich der Hinweis, dass das Projekt auch auf CD erhältlich ist (bei 2 Minuten Lade- und Lesezeit je Seite sind das bei 1200 Seiten 2400 Minuten oder 40 Stunden Ladezeit für das ganze Programm).

Die zweite Spalte enthält die Rubriken Wirtschaft (mit Energie und Umwelt), Technik, Tourismus, Kultur (mit Architektur, Skulptur, Malerei, Literatur und Musik) sowie Volkskunde (mit Trachten, Dialekten und Liedern).

Ein Register erschließt die Inhalte über ein Stichwortverzeichnis. Grundlagenliteratur nennt die wesentlichen für die Bildquellen benutzten Werke (wobei geplant ist, die Seite zu einem echten bibliografischen Verzeichnis zu machen), Bedienungshinweise nennen die wesentlichen technischen Voraussetzungen (Bildschirmauflösung, Browserfunktionen, Soundeinbettung etc.), schließlich nennt das Impressum die presserechtlich Verantwortlichen und gibt eine Adresse für Rückmeldungen an. Die Register- und die Impressumseite werden auf jeder einzelnen der Seiten des gesamten Projekts als Link angegeben.

Dem offenen Charakter des Projekts entspricht es, dass hin und wieder einfach „Dummy-Seiten“ eingebaut sind, die keine andere Funktion haben, als in einem frühen Stadium von Planung und Bauarbeiten die Verlinkung

Stadtgrundriß und Stadtentwicklung, Stadtgeschichte			Das Kloster St. Michael auf dem Heiligenberg	Das Kurpfälzische Museum	
Die Denkmäler	Schloß	Stadt und Schloß in der Kunst	Die Alte Brücke	Die Heiliggeistkirche	Die Altstadt
		St. Vitus in Handschuhsheim			
Wirtschaft					
Tourismus und Kultur	Die Universität	Heidelberg-Lieder	Ausstellungen in Heidelberg	Bücher über Heidelberg	
Zur Geschichte der Kurpfalz	Schwetzingen, die Sommerresidenz der Kurfürsten		Mannheim, Hauptstadt der Kurpfalz im 18. Jahrhundert		Die Kurfürsten von der Pfalz
Register der Heidelberg-Seiten			Pressespiegel		

Menüauswahl für den Themenbereich Heidelberg

vorzubereiten. So enthält die „Elsass“-Seite nichts anderes als einen Link auf die jüdischen Stätten im Elsass. Im Lauf der weiteren Arbeit werden einzelne Seiten über bestimmte Begriffe hinzukommen, die sich vom Register aus nicht unbedingt an einem einzelnen Ort festmachen lassen. Vom Begriff „Mikwe“ zum Beispiel auf das jüdische Kultbad in Speyer oder Worms zu verweisen und dann erst den Blick zu öffnen auf die Welt der Überreste des Judentums in Südwestdeutschland hieße de-

ren Vielfalt nicht gebührend zur Kenntnis zu bringen.

Die Themenkreise

Beim Themenkreis Mannheim steht natürlich das Schloss als kurfürstliche Residenz im Mittelpunkt, daneben aber auch der Stadtgrundriß selbst als typisches Kennzeichen der „Quadratstadt“. Ein sehr gut mit Illustrationen belegter Aufsatz von Grit Arnscheidt in



Zwei Mitglieder der Renaissance-Tanzgruppe bei der Vorstellung des neuen Schloss-Museums im Heidelberger Schloss

den Mannheimer Geschichtsblättern¹⁹ konnte in diesem Zusammenhang für einen Überblick über die Darstellungen des Stadtgrundrisses in der Bildpublizistik des 17. Jahrhunderts ausgewertet werden. Ein weiterer Themenschwerpunkt ist der Hafen und seine Geschichte, der mit Hilfe von Bildmaterial aus dem Reiß-Museum der Stadt Mannheim gestaltet werden und durch aktuelle Aufnahmen aus dem Handelshafen abgerundet werden konnte.

Was bei Mannheim in einen verbindenden Text eingebettet ist, ist bei Heidelberg als eine systematisierende Tabelle angelegt, die alle Unterpunkte des Heidelberg-Themas erschließt.

Bei Heidelberg steht naturgemäß ebenfalls das kurfürstliche Residenzschloss als Touristenmagnet erster Güte im Vordergrund. Es ist so umfassend dargestellt, dass kein für die Bau- und Kunstgeschichte wesentliches Gebäude in der Darstellung fehlt. Mit Farbpunkten markierte „Wege“ leiten den Betrachter sowohl von Gebäude zu Gebäude durch die Topografie

des Schlosshofs als auch durch die chronologische Baugeschichte. Querverweise lassen die Einbettung in die Familiengeschichte der pfälzischen Wittelsbacher deutlich werden. Besonders ausführlich sind der Ottheinrichsbau mit seinem reichen Figurenprogramm auf der Fassade und der Friedrichsbau mit der Ahnengalerie der Wittelsbacher dargestellt. Die Darstellung des Friedrichsbaus leitet über zu einem Gang durch das 1998 neu eingerichtete Schlossmuseum²⁰, der die einzelnen, 1895–1093 rekonstruierten Räume und ihre Einrichtung mit Mobiliar des 17. Jahrhunderts (im 1. Obergeschoss) und des ausgehenden 19. Jahrhunderts (im 2. Obergeschoss) vorstellt. Der Architekt der Rekonstruktion, Carl Schäfer, ist seinerseits wieder mit dem Schwabentor in Freiburg, das er zur selben Zeit in einen „mittelalterlichen“ Zustand zurückversetzt hat, verlinkt.

Mit Mannheim und Heidelberg eng verknüpft ist ein Überblick über die Geschichte der Kurpfalz, der einerseits aus einem kurzen darstellenden Text, andererseits auch wieder aus über 40 Seiten mit Bildmaterial, vor allem zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, besteht. Vom Grabmal des Kurfürsten Ruprecht, der von 1400 bis 1410 deutscher König war, über die Bauherren des Heidelberger Schlosses Ottheinrich und Friedrich IV. sowie dem „Winterkönig“ Friedrich V. geht der Überblick zum Pfälzischen Erbfolgekrieg, der anhand von Medaillen in seinen Auswirkungen vor allem auf Heidelberg dargestellt wird. Porträts der Tochter Karl Ludwigs, Elisabeth Charlotte, der „Liselotte von der Pfalz“, runden diese Zeit der pfälzischen Geschichte ab, bevor sie mit den katholischen Kurfürsten aus dem Haus Neuburg (Johann Wilhelm und Karl Philipp) in die Blütezeit des 18. Jahrhunderts überleitet. Kurfürst Karl Theodor verweist dann wieder auf die Schlossbauten in Mannheim und Schwetzingen.

Schwetzingen seinerseits, das „Kleinod der Kurpfalz“, zeigt einen der wesentlichen Unterschiede von „Landeskunde am Oberrhein“ zur gängigen touristisch orientierten Literatur²¹. Nicht die Beschreibung des Objekts allein steht im Vordergrund, sondern ihre Deutung, ihre Stellung innerhalb eines größeren Zusammenhangs. Gerade für den Schwetzingener Schloss-



Schlosspark Schwetzingen: das Badhaus des Kurfürsten Karl Theodor, erbaut 1766–1772 von Nicolas de Pigage

park erweist sich so „Landeskunde am Oberrhein“ als eine wichtige Aufarbeitung des Materials im Hinblick auf den fächerverbindenden Unterricht.

Die Schwetzingen-Serie beginnt mit einem Luftbild des großen Gartenparterres, das in der Beschreibung des Luftbildes seine einzelnen Elemente als Wegweiser nutzt: im Vordergrund ist das Kreisrund des Parks zu sehen, dahinter die Zirkelbauten, zwischen ihnen das Schloß mit der dem Garten zugewandten Westfassade. Vom Schloß ausgehend führt in Richtung Heidelberg die alte Maulbeerallee. Zusätzlich zu diesen Einzelementen sind in einem zweiten Satz die Ansatzpunkte für größere Rundgänge formuliert. Die Seite wird mit einigen Takten aus Karl Ditters von Dittersdorfs Sinfonie „Die vier Weltalter“ unterlegt, einer Musik, die zur selben Zeit entstand wie der Garten und die tiefere Sinngebung des Gartens thematisiert²².

Der Rundgang durch den Park ist derzeit noch als eine eher tabellarische Übersicht über die Bauwerke gehalten; für das Badhaus ist

jedoch bereits ein Weg dargestellt, der eine virtuelle Annäherung an das Gebäude und seine Funktion im Schlossgarten erlaubt. Das Badhaus selbst konnte durch ein freundliches Entgegenkommen der Schwetzingen Schlossverwaltung für diesen Anlass in allen seinen Teilen fotografiert werden.

Jedes Bauwerk im Park ist in seinen allegorischen, jede Figur in ihren mythologischen Zusammenhang eingebettet. Der Garten offenbart sich damit wieder als ein Gesamtkunstwerk mit vielfältigen Bedeutungsschichten, wie sie auch seit Jahren in den Sonderführungen der Schlossverwaltung dargestellt werden²³.

Ein weiterer, vielfältig verflochtener Themenkomplex sind die Großkirchen von Worms, Speyer, Straßburg, Freiburg und Basel. Hier wird ebenso wie bei den Schlossbauten Wert auf eine intensive Darstellung der baulichen Einzelheiten gelegt, insbesondere insofern sie Bedeutungsträger sind und einer Interpretation für den heutigen Betrachter bedürfen, oder insofern sie typisch für die jeweilige Kir-

che sind. Neben den „üblichen“ Darstellungen wie Außenansicht, Innenraum, Choransicht etc. betrifft dies vor allem die gotische Kathedralplastik, die – wiederum im Sinn des Projekts – den oberrheinischen Raum als eine geschlossene Kulturlandschaft erscheinen lassen.

Es ist auffallend, dass an den Münsterkirchen von Straßburg, Freiburg und Basel sowie an der Kirche Jung-St. Peter in Straßburg das Motiv der klugen und törichten Jungfrauen begegnet, an den Münsterkirchen kombiniert mit dem Fürsten der Welt als Versucher und mit Christus als Erlöser. Das Gleichnis des Neuen Testaments²⁴ setzt die Bereitschaft der Gläubigen angesichts der nahenden Wiederkunft Christi allegorisch mit den Vorbereitungen für eine Hochzeit gleich. Dargestellt ist eine Gruppe von jungen Frauen, die ihre Eigenschaft als „gut“ und „töricht“ durch Mimik und Gestik verdeutlichen. Die Haltung ist eindeutig: Die törichten Jungfrauen halten ihre Öllämpchen gesenkt und werden mit verzweifelterm Gesichtsausdruck und jammervollen Bewegungen dargestellt, während die klugen Jungfrauen ruhig und gelassen ihre gefüllten Lampen halten. Die Darstellung der lebenslustig stolzen Jungfrau vom Südportal der Kirche Jung-St. Peter in Straßburg, die herausfordernd ihre Hand in die Hüfte stemmt, ist da eher die Ausnahme.

Dieser „Grund-Zyklus“ erfährt in Freiburg eine Ergänzung, die aus einem älteren Traditionsstrang herrührt, indem dem Versucher, dem Fürsten der Welt, Voluptas, die Begierde, eine Frau mit Bocksfell, zur Seite gestellt ist.

Dieser Fürst der Welt, der den Apfel als das Symbol der ewigen Versuchung präsentiert, wird männlich dargestellt, als eine Personifikation der Welt, die in der lateinischen Sprache männliches Geschlecht hat (mundus). Dem Eindringen der deutschen Sprache, wo „die Welt“ weibliches Geschlecht hat, und der zunehmenden Frauenfeindlichkeit im späteren Mittelalter ist es zuzuschreiben, dass am Wormser Dom nicht mehr der Fürst der Welt dargestellt ist, sondern die „Frau Welt“, die Versucherin, die so auch in der spätmittelhochdeutschen Dichtung vorkommt²⁵. Die von ihr ausgehende Versuchung wird jetzt nicht mehr durch einen Apfel ausgedrückt, sondern – getreu dem lite-



Kluge Jungfrau aus dem Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen. Straßburg, St. Pierre-le-jeune, Südportal. Anfang des 20. Jahrhunderts nach alten Vorlagen rekonstruiert.

rarischen Vorbild – durch einen Ritter, der ihr zu Füßen kniet.

In enger Beziehung zu dieser heilsgeschichtlichen Aussage stehen die Figuren von Ecclesia und Synagoge als die Personifikationen von Kirche und Judentum. In der typischen mittelalterlichen Darstellungsweise wird Ecclesia siegreich und triumphierend, Synagoge abwertend blind (gegenüber dem Heil) und unterlegen dargestellt. Die eindrucksvollsten Zeugnisse sind das um 1225 geschaffene berühmte Figurenpaar am Südportal des Straßburger Münsters, sie begegnen aber in derselben Zusammenstellung in der Westvorhalle des Freiburger Münsters, im Tympanon des Westportals am Straßburger Münster, an der Kirche Jung-St. Peter in Straßburg und am Wormser



Dom. Ecclesia hat die Attribute des siegreichen Christentums bei sich, die Kreuzesfahne und den Abendmahlskelch, die Synagoge trägt die zerbrochenen Gesetzestafeln, die ihr bei der Figur am Südportal des Straßburger Münsters aus der Hand zu gleiten scheinen und die gebrochene Lanze; als Zeichen ihrer Blindheit gegenüber dem von Christus in die Welt gebrachten Heil sind ihr die Augen verbunden.

Im Zusammenhang mit dem Straßburger Münster gelang der Arbeitsgruppe ein interessanter Fund. Bei den Recherchen im Internet wurde ein Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung gefunden, der die Christusfigur am Engelspfeiler (im südlichen Querhaus) neu bewertet²⁶.

Christus thront hier nicht als majestätischer Weltenrichter, wie noch in den Bildprogrammen des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts üblich, sondern folgt eher der Gestaltung des „Schmerzensmannes“, die dann erst im 14. und 15. Jahrhundert üblich wird. Die seltsam verdrehte Haltung, die in der Kunstgeschichte oft Anlaß zur Kritik an der Ausarbeitung des Figurenprogramms gab, erklärt sich daraus, dass er nicht segnet (linke Hand erho-

ben!), sondern seine Wundmale zeigt. Außerdem blickt er – ungewöhnlich für die damalige Zeit – konkret in den Raum des Kirchenschiffes hinunter: Die Figur ist für den eintretenden Gläubigen nicht sofort zu sehen, sondern sie ist so angebracht, dass sie ihren Blick auf den damals vorhandenen Kreuzaltar der Gemeinde richtete.

Damit folgt der leidende Christus des Engelspfeilers einem neuen Ideal, das wohl durch franziskanische Vermittlung zwischen 1223 und 1226 nach Strassburg kam. Seine Haltung entspricht auch der Zeile aus dem „Dies irae“, das im franziskanischen Umkreis entstanden ist: „Quaerens me sedisti lassus“ – „Mich suchend saßest du erschöpft“. Das Zeigen der Wundmale ist das eigentliche Thema dieser Figur, die Wundmale waren dementsprechend farbig ausgelegt.

Einen weiteren Aspekt der ortsübergreifenden Verlinkung stellt der Katalog der jüdischen Kultbäder, der Mikwen, dar, der allerdings zur Zeit der Drucklegung dieses Aufsatzes noch in Arbeit ist. Ausgehend von den Kultbädern in Speyer und Worms, die wiederum jeweils mit den Städten selbst als auch untereinander verlinkt sind, wurden anhand von Recherchen im Archiv der Frankfurter Rundschau sowie im Online-Archiv der Dernieres Nouvelles d'Alsace die Mikwen im südhessischen Raum in Sprendlingen²⁷, Friedberg²⁸, Langen²⁹, Flörsheim³⁰, Riedstadt³¹ und Königstein³² sowie im Elsaß³³ verzeichnet. Die Offenburger Mikwe kam aus anderer Quelle dazu. Hier konnte allerdings in der Online-Recherche nur die Existenz der Kultbäder eruiert werden, Illustration und Beschreibung müssen vor Ort erfolgen.

Schließlich bleibt als einer der aktuellen Anknüpfungspunkte des Jahres 1998 das „virtuelle Museum“ der Revolution von 1848/49 zu erwähnen.

Hier konnten die „großen“ Ausstellungen, die Landesausstellung „1848. Revolution der deutschen Demokraten in Baden“ in Karlsruhe und die vom Deutschen Historischen Museum und der Schirn Kunsthalle Frankfurt gemeinsam konzipierte und veranstaltete Ausstellung „1848 – Aufbruch zur Freiheit“ in Frankfurt als Ansatzpunkt dienen. Davon ausgehend wurde versucht, ein Gesamtbild der Revolution zu zeichnen, das einerseits die Ausstellungen

überdauert, andererseits auch die kleineren Orte mit ihren spezifischen Exponaten mit einbezieht.

Die Eingangsseite der Revolution öffnet demgemäß den Blick auf eine Übersicht mit darstellendem Text und Zeittafel, dazu einen Blick auf die Vorgeschichte. Es folgen mehrere Buchbesprechungen, die einesteiis so in Nachrichten & Notizen, andernteils im Heft des Landesvereins Badische Heimat veröffentlicht waren.

Ausstellungsnotizen stellen die Landesausstellung in Karlsruhe, die Ausstellung in Frankfurt, sowie eine Ausstellung in Sinsheim („Sinsheim zwischen Biedermeier und Revolution 1848/49“), in Buchen („Bauernkrieg im Odenwald“) und in Lahr („(K)ein Michel unterm Storchenturm“) vor. Die Aufnahme weiterer Ausstellungsnotizen und weiterer ortstypischer Exponate ist geplant.

Die Zielsetzung

Landeskunde am Oberrhein versteht sich von seiner direkten Zielsetzung her als ein Transportmittel, um die Vielfalt der oberrheinischen Kulturlandschaft dem interessierten Publikum nahezubringen und Informationen über Land, Leute und Kultur am Oberrhein zu vermitteln. Die Arbeitsgruppe des Projekts bietet sich als Kooperationspartner für die Verwaltung der staatlichen Schlösser und Gärten an, einer Dienststelle des Finanzministeriums Baden-Württemberg und der Oberfinanzdirektionen. Für Baden ist das federführend die Verwaltung der staatlichen Schlösser und Gärten bei der Oberfinanzdirektion Karlsruhe. Ähnliche Kontakte zu rheinland-pfälzischen, hessischen, französischen und nordschweizerischen Dienststellen sind anzustreben und aufzubauen.

Die Frage stellt sich allerdings, ob diese überregionalen und interdisziplinären Verknüpfungen im virtuellen Bereich stehen bleiben oder ob sie in konkreten Aktionen verwirklicht werden sollen. Was nützt ein gut ausgearbeiteter und gründlich recherchierter Reiseführer, wenn keine Möglichkeit geboten wird, die vorgestellten Objekte auch real zu erleben?

Hier bieten sich natürlich in erster Linie Studienreisen an, für deren Vorbereitung das Projekt das Material liefert. Die Badische Heimat wird daher die geeigneten Schritte in die



Frau Welt, die Personifikation der Versuchung, am Südportal des Wormser Doms. Vor ihr kniend ein Ritter, der der Versuchung erlegen ist.

Wege leiten, um Studienreisen und Exkursionen im oberrheinischen Raum, gegebenenfalls in Zusammenarbeit mit kompetenten Unternehmen der Reisebranche, zu organisieren.

Landeskunde am Oberrhein als Forum der oberrheinischen Kultur

Ausgangspunkt der Arbeiten war das moderne Bildarchiv der Badischen Heimat, wie es oben bereits dargestellt wurde. Dieses Archiv wächst parallel zum Fortschritt des Projekts weiter.

Die Bereitwilligkeit, mit der dem Projekt weiteres Bildmaterial zur Veröffentlichung im Internet zur Verfügung gestellt wurde, überraschte anfangs. Inzwischen ist die Liste der Sponsoren auf einen erklecklichen Umfang angewachsen. Ihnen gebührt an dieser Stelle der Dank für die gewährte Unterstützung: Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Bildverlag Edmund von König, Dielheim, Bildverlag Gebrüder Metz, Wannweil, Bildverlag J. Gass, March-Neuershausen.



Synagoge, die Personifikation des blinden und unterlegenen Judentums. Skulptur am Südportal des Straßburger Münsters, um 1225

*Eingabemaske zum Publizieren bei Netscape
Eingabemaske zum Publizieren (Save as/ Speichern unter) bei AOL-Press*

Kunsthandlung Welker Erben, Heidelberg
Kurfälzisches Museum der Stadt Heidelberg
Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim
Landkreis Waldshut
Museum Heppenheim
Referat Schlösser und Gärten im Finanzministerium des Landes Baden-Württemberg
Referat Schlösser und Gärten in der Oberfinanzdirektion Karlsruhe
Reiss-Museum der Stadt Mannheim
Schloßverwaltung Schwetzingen
Stadtarchiv Lahr
Stadtmuseum Sinsheim
Wehrgeschichtliches Museum, Rastatt

Landeskunde am Oberrhein als Werbeträger

Das Projekt wird derzeit in allen Teilen ehrenamtlich erstellt; Fremdmittel zur Finanzierung fließen vorerst nur in den schulischen Aspekt, der im zweiten Teil dieses Arbeitsberichtes ausführlich dargestellt wird. Hier hat der Verein „Schulen ans Netz“ die Integrierte Gesamtschule Mannheim-Herzogenried für den Modellversuch „Nutzung elektronischer Informationsquellen“ zweimal mit jeweils 20 000 DM gefördert. Die Arbeit mit Schülern wurde teils im regulären Deutschunterricht der 12. Jahrgangsstufe, teils in einer begleitenden Arbeitsgemeinschaft geleistet.

Es steht zu hoffen, dass sich Partner der Werbebranche interessieren lassen, Werbung auf den Seiten zu plazieren. Von der Bedingung abgesehen, dass die Werbebotschaft selbst und die Technik der Werbeeinblendung ins Gesamtkonzept des Projekts passen müssen, darf natürlich die Werbung den Inhalt der Seiten nicht in den Schatten stellen.

Sollten Werbeeinnahmen fließen, ist – je Seite – folgende Verteilung vorgesehen:

- 5% für die Autorschaft an den Bildern
- 10% für die Autorschaft an den Seiten selbst als Unkostenersatz
- 20% für den Verein Badische Heimat zur Bestreitung seiner gemeinnützigen Aufgaben
- 65% für die nationalen Organisationen der Denkmalpflege.

Sofern Bilder honorarpflichtig übernommen werden, müssen von jedem Ertrag zuerst diese Honorare beglichen werden. Bildautoren, die ihre Bilder in anderem Zusammenhang hergestellt haben und dem Projekt fertiges Material zur Verfügung stellen, werden gebeten, ihren Anteil ebenfalls der Denkmalpflege zukommen zu lassen.

Diese Überlegungen werden aber erst aktuell, wenn das Projekt wirklich öffentlichkeitsreif ist, das heißt vor allem, wenn alle Urheberrechte an den Bildern geklärt sind.

Auf den folgenden Seiten:

Musterseiten aus dem Projekt (druckfähig umgesetzt)

Jede unterstrichene Stelle öffnet eine Verknüpfung auf eine andere Seite.

Das Mannheimer Schloß

Ansicht von der Stadt



Durch Doppelklick auf das Zentrum des Bildes setzen Sie den Führungsrundgang fort

1720 fasste Kurfürst Carl Philipp den Entschluß, die Residenz von Heidelberg weg nach Mannheim zu verlegen. Maßgebend dafür waren einerseits politische Auseinandersetzungen im reformierten Heidelberg, andererseits die Unmöglichkeit, in Heidelberg selbst in tragbarem finanziellem Rahmen eine moderne Barockresidenz zu bauen. Erst unter seinem Nachfolger Carl Theodor konnte das Schloß vollendet werden.

Das Schloß bildet eine Ehrenhofanlage nach klassischem Schema und schließt die Quadrate der Innenstadt zum Rhein hin ab. Zentrum des Ehrenhofes bildet das Haupttreppenhaus mit

dem Rittersaal, er wird flankiert von der ehemaligen Schloßbibliothek und der Schloßkirche. Beim Wiederaufbau 1945 wurden die Dächer nicht mehr in der originalen Form, sondern flacher rekonstruiert. Der alte Schloßgarten zwischen Schloß und Rhein ist längst von Verkehrsadern durchschnitten.

Vor dem Corps de Logis, dem Hauptgebäude, steht rechts das Standbild des Kurfürsten Karl Ludwig, des letzten reformierten Kurfürsten der Pfalz, und links das des Markgrafen und Großherzogs Karl Friedrich, Landesherrn der Kurpfalz nach dem Übergang an Baden 1803.

Wenn Sie näher an das Schloss herantreten, sehen sie einige der architektonischen Details

Mannheim: Rheinschifffahrt und Hafen

Mannheim und die Mühlau zu Beginn des 19. Jahrhunderts



Durch Anklicken der Bildteile kommen sie zu den Bauwerken der Stadt, die auf diesem Bild sichtbar sind

Ansicht der Stadt vom gegenüberliegenden Rheinufer aus. Kolorierte Umrißradierung von Andreas Bissel (1773–1847) nach Aufnahme von Theodor Ferdinand Denis, um 1820 (Mannheim, Reiß-Museum)

Die Darstellungen zeigen, welche Erwartungen man in Mannheim im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts an den Rheinhandel knüpfte. Die Quadratestadt war, obwohl sie verkehrsgünstig am Zusammenfluß zweier großer

schiffbarer Flüsse gelegen ist, bis zum 19. Jahrhundert einseitig auf den Neckar ausgerichtet. Der Rhein hatte demgegenüber als Handelsweg für die Stadt eine vergleichsweise geringe Bedeutung, da er durch zahlreiche Zölle und Stapelrechte älterer Rheinstädte praktisch blockiert war. Erst mit der Liberalisierung des Rheinhandels trat hier ein Wandel ein, vollzog sich auch die Wendung der Stadt vom Neckar zum Rhein.

Die Führung „Die Stadt am Fluß“ zeigt Ihnen ein historisches Modell des Bänders „M. Rottermann“, 1820/30, aus den stadtdenkmaltypischen Sammlungen oder eine weitere Ansicht des Mühlauhafens im 19. Jahrhundert.

Sie können sich auch dem Hafen in der Gegenwart zuwenden oder die Karte aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert mit dem Luftbild von heute vergleichen.

Die Geschichte der Mannheimer Rheinbrücken beginnt mit der „fliegenden Brücke“ von 1669 und geht über die Schiffsbrücke um 1835 zu den beiden Rheinübergängen in der Stadt von heute, der Konrad-Adenauer-Brücke und der Kurt-Schumacher-Brücke

Heidelberg

Schlossmuseum im Friedrichsbau, Kaminzimmer



Beginnen Sie den Rundgang durch Klick auf das Bild oder kehren zurück in den Flur



Restauriert im Stil der Neo-Renaissance durch Prof. Karl Schäfer 1897–1903
Im Stil des Historismus mit Möbeln vom Ende des 19. Jahrhunderts eingerichtet
Kehren Sie zurück zur Übersicht des 2. Obergeschosses

Schlossgarten Schwetzingen

Allegorie auf den Sonnenuntergang

Aktäon, der von Diana zur Strafe in einen Hirsch verwandelt und von ihren Hunden zerrissen wird, ist eine Allegorie auf die Untergang der Sonne am Abend.



Die Hirschgruppe steht daher im Westen des Gartenzirkels, während im Osten die beiden goldenen Figuren der Morgenröte stehen.

Nach ihrem Untergang durchläuft die Sonne die Nachtstrecke, um am nächsten Morgen wieder im Osten zu erscheinen. Diese Nachtstrecke wird durch die acht goldenen Kugeln symbolisiert.



Kurfürst Johann Wilhelm

aus der Linie Pfalz-Neuburg

Johann Wilhelm folgte seinem Vater Philipp Wilhelm 1690 in der Regierung der Kurpfalz nach.

Heidelberg, Kurpfälzisches Museum

Abb. aus: *Salzer/Vetter, Das Schloß gesprengt . . . S. 166*

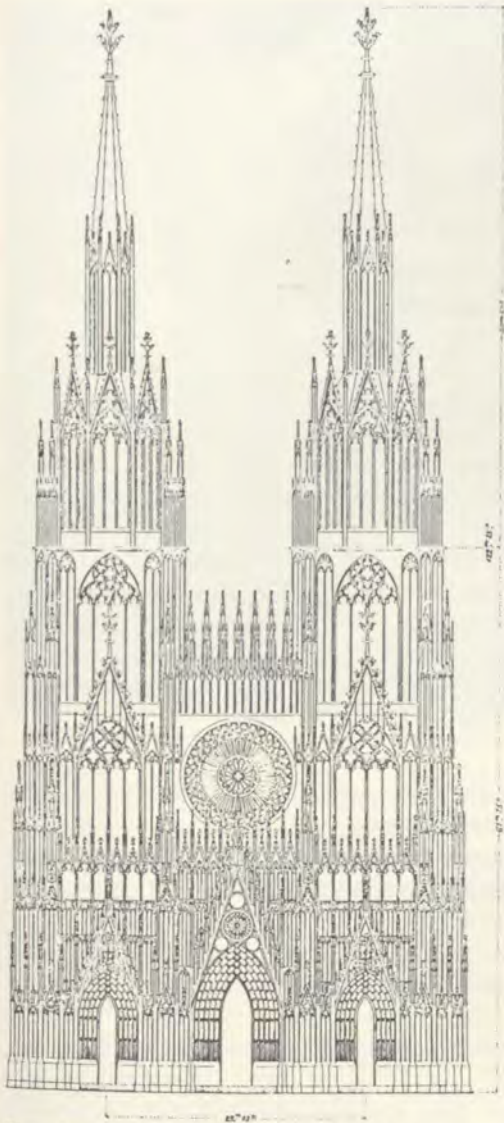
Johann Wilhelm baute zunächst das Schwetzingener Schloß zu einer zeitgemäßen Barockresidenz aus und nahm auch für Heidelberg Pläne zu einem modernen Neuaufbau der Stadt in Angriff. Diese Pläne scheiterten allerdings am Widerstand der Bürger. Seine Neubaupläne für eine Residenz in Heidelberg konnten zum größten Teil aus finanziellen Gründen nicht realisiert werden; der Hof blieb in seiner angestammten Residenz Düsseldorf. Das MMB-Material zeigt als nächstes den Westflügel des Schwetzingener Schlosses.



Das Schwetzingener Schloss mit dem unter Kurfürst Johann Wilhelm angefügten Westflügel.

Straßburg — Das Münster

Westfassade des gotischen Münsters, 1284 begonnen



Betreten Sie das Innere des Münsters.

An den Langhausseiten finden sich zahlreiche, zum Teil groteske Figuren.

Informationen zum Münsterbau selbst finden Sie auf der Informationsseite.

Weiterhin haben Sie die Möglichkeit, gleich das Innere des Münsters zu betreten oder sich über Goethe in Straßburg zu informieren.

Portalanlage mit Haupt- und zwei Seitenportalen, die dem basilikalischen Grundriß entspricht. Über dem Hauptportal mit den berühmten Prophetenstatuen und dem großen Tympanon die große Fensterrose (Radfenster, 1340).

Hier abgebildet der ursprüngliche „Riss B“ mit der Zweiturmfassade, der 1365 mit der Schließung des Glockenstuhlgeschosses endgültig zugunsten der Einturmfassade verlassen wurde. An der Fassade umfangreiches Figurenprogramm mit Königen des Mittelalters und der Neuzeit und zahlreichen Fabelwesen.

Das nördliche Seitenportal

Das Hauptportal
Prophetenstatuen
Tympanon

Das südliche Seitenportal
Die klugen und die törichten Jungfrauen

Besichtigen Sie zunächst die Außenseite des Münsters: Gehen Sie nach dem obigen Schema zum Hauptportal mit den Prophetenstatuen und dem Tympanon aus dem späten 13. und dem frühen 14. Jahrhundert oder betrachten Sie die klugen und die törichten Jungfrauen am südlichen Seitenportal. Wir zeigen Ihnen auch die Westfassade selbst, wo Sie das Wappentier des Elsaß, den Storch, finden. Steigen Sie dann hinauf zur Turmplattform und genießen Sie den Rundblick über die Dächer der Altstadt. An der südlichen Querhausfassade finden Sie die Statuen von Ecclesia und Synagoge von 1220/25.

Freiburg

Voluptas in der Vorhalle



Voluptas, die ins Verderben führende Lust, dargestellt mit dem üblichen Attribut der fleischlichen und ungezügelten Begierde, dem Bocksfell

Dieser allegorischen Darstellung von Begierde und Torheit an der rechten Vorhallenwand folgen die sieben freien Künste.

Copyright: Edition March, J. Gass, March-Neuershausen

Friedrich Kobler (1970) zieht eine Verbindung zwischen den Luxuria-Gestalten der Plastiken Burgunds und des Languedoc, in denen oft eine weibliche Gestalt vorkommt, von Schlangen und Kröten angefallen (siehe auch im Tympanon von Autun). Dieses Paar – Luxuria und Satan – habe sich dann in der südwest-deutschen Plastik teils im Freiburger Paar von Verführer und Voluptas fortgesetzt, teils sei aber auch der Fürst der Welt von Straßburg in dieser Tradition zu sehen.

Er schreibt, dass die Gestalt des Fürsten der Welt in dieser Ausformung vor Straßburg – also vor 1275 – weder in Frankreich noch in Deutschland nachweisbar sei.

Die Figur der Voluptas ist nach der Argumentation Gustav Münzels (1959) älter als die des Fürsten der Welt und aus einem anderen ikonographischen Programm in die Münstervorhalle von Freiburg übernommen worden.

Kehren Sie zurück zum Fürsten der Welt oder zurück in die Vorhalle

Neuenheimer Mithrasstein

Die astronomische Deutung



Farbig gefasste Kopie des Neuenheimer Mithrassteins im rekonstruierten Mithräum im Kurpfälzischen Museum Heidelberg

Die Tötung des Stieres versinnbildlicht das Zeitalter des Stieres, das Mithras durch dessen Tötung beendet. Sonne, Mond, Skorpion, Löwe (rechts unten) und Wassermann (versinnbildlicht durch das Wassergefäß, ebenfalls rechts unten), dazu Rabe und kleiner Hund, sind Sternzeichen, die die Sonne auf ihrem Weg von der Frühlings- zur Herbst-Tag-und-Nacht-Gleiche durchmißt.

Mithras ist der Weltenbeherrscher, dem es gelingt, die gewöhnlich als fest angesehene Ordnung von Erde und Himmel zu bewegen, in diesem Fall die sog. Präzession hervorzurufen,

nach der sich im Lauf der Jahrtausende die Äquinoktien verschieben. Seine Stellung als Weltbeherrscher, als Kosmokrator, zeigt sich in seinem Sternenmantel und in dem Bild, das seine Geburt darstellt.

Die beiden Begleiter des Mithras, Cautes an der rechten Seite mit erhobener Fackel, Cautopates an der linken Seite mit gesenkter Fackel, tragen in anderen Darstellungen Stierkopf und Skorpion und können daher als Symbole für die Tag-und-Nacht-Gleichen im Frühling und Herbst angesehen werden.

Kehren Sie zur Gesamtansicht des Kultbildes zurück oder beginnen Sie mit dem ersten der Randbilder

Vergleichen Sie damit das Ladenburger oder das Osterburkener Mithrasbild

Die Zisterzienserkirche

Chor der Zisterzienserkirche Maulbronn



Im Bild das spätgotische Chorgestühl der Mönche aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Folgen Sie der Reihenfolge der Schnitzarbeiten von rechts nach links

Auch im Inneren legte die Kirche eines Zisterzienserklosters Zeugnis ab von der Einfachheit im mönchischen Leben.

Keine Bildwerke sollten die Andacht des betenden Mönches ablenken oder unterstützen. Die Kirchen waren flach gedeckt, erst im Lauf des 14. und 15. Jahrhunderts wurden – wie hier in Maulbronn 1478 – steinerne Kreuzrippengewölbe eingezogen.

An den Wänden der Mönchskirche finden Sie Wandmalereien von 1424, Im Chorraum die geschnittene Madonna und eine Wandgemälde des Hl. Christophorus



Trunkenheit Noahs



Wurzel Jesse

Wenden Sie sich nach rechts zur Dormitoriumstreppe oder gehen Sie weiter zum südlichen Seitenschiff

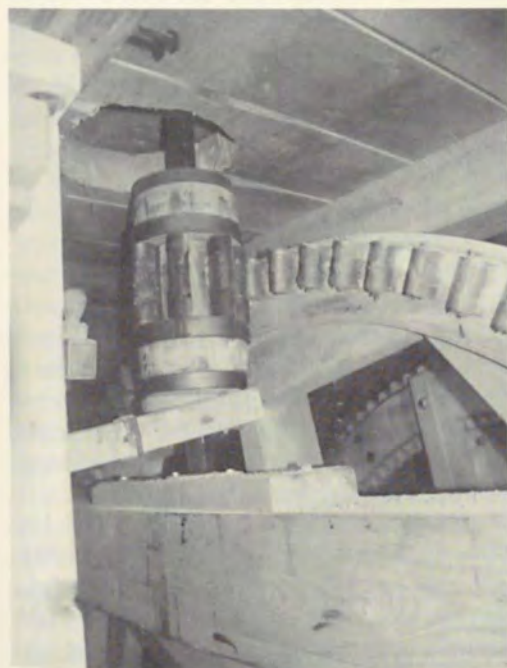
Schwarzwälder Bauernmühle

Die Oehlermühle in der Schildwende (Gem. Titisee-Neustadt)



Der Mahlstuhl

Der Mahlstuhl besteht aus den Mühlsteinen, dem Einfülltrichter, sowie einem sinnreichen System, das das untere Brett, von dem das Mahlgut in den Mühlstein fällt, durch Rütteln in Bewegung hält, so dass das Mahlgut auch nachrutscht. Hier im Bild wird dieser Rüttler durch die Rotation des Mühlsteins selbst angeschlagen.



Zahnradgetriebe unter dem Mühlstuhl



Kleiekotzer vor dem Mehlkasten

Kehren Sie zur Oehlermühle zurück oder verfolgen Sie mit dem Mehlkasten die weitere Mühlen-technik.

Die Arbeitstechniken von elektronischer
Recherche und Publikation
(Arbeitsbericht des Internet-Projektes in
der Integrierten Gesamtschule
Mannheim-Herzogenried)

Die vermittelten Arbeitstechniken umfassten folgende Einzelschritte:

- 1.) Eruierung der Informationsquellen
- 2.) Gewinnung des Informationsmaterials
- 3.) Herausschälen der für das Thema relevanten Informationen
- 4.) Aufbereitung der Texte
- 5.) Erkennen und Formulieren von Zusammenhängen
- 6.) Verlinken verschiedener Texte bzw. Informationen
- 7.) Herstellung von Webseiten
- 8.) Kombination mit Bildmaterial
- 9.) Elektronische Publikation
- 10.) Korrigieren vorhandener Seiten, Einbauen neuer Links
- 11.) Kontrolle

zu 1) Eruierung der Informationsquellen

Hier standen zum einen die gewonnenen Sponsoren mit ihren kommerziellen Datenbanken zur Verfügung. Des weiteren war aber auch der Markt der „freien“ Zeitungsarchive zu durchforsten.

Dabei ergab sich folgendes Bild:

Von den traditionellen Datenbanken kam für eine intensivere Recherche vor allem das Angebot von Gbl³⁴ aus dem Fundus der F.A.Z.-Verlagsgruppe und der Frankfurter Rundschau in Frage, da beide Zeitungen auch im südhessischen Raum stark vertreten sind. Gleiches gilt – topografisch gesehen – erst wieder für das Archiv der Neuen Zürcher Zeitung. Auch hier zeigt sich der Rang einer überregionalen Zeitung darin, dass sie Wert auf umfassende kulturhistorische Berichterstattung legt.

Der Mannheimer Morgen als wichtige regionale Tageszeitung begann erst am Ende des Projektzeitraums mit einer redaktionellen Online-Präsenz und einem Online-Archiv, so dass auch er für diesen Teil der Arbeit nicht zur Verfügung stand. Die übrigen größeren Zeitungen, Rhein-Neckar-Zeitung in Heidelberg, Badische Neueste Nachrichten in Karlsruhe, Badische Zeitung in Freiburg, Südkurier in Kon-

stanz, Schwarzwälder Bote in Oberndorf und Basler Zeitung in Basel, standen ebenfalls nicht mit einem Online-Archiv zur Verfügung. Auf französischer Seite konnte jedoch das frei zugängliche Online-Archiv der Dernieres Nouvelles d'Alsace aus Straßburg³⁵ nutzbar gemacht werden.

Über diese Quellen hinaus war das Internet über verschiedene Suchmaschinen nach relevanten Informationen zu durchsuchen. Diese jedoch konnten in aller Regel nur eine Hintergrundinformation bieten, da ihre Autoren ihrerseits aus unsicheren bis sogar dubiosen Quellen schöpften. Eine wichtige Ausnahme ist hier das Internet-Angebot des Staatsanzeigers Stuttgart mit seinem „Schlössermagazin“³⁶. Es ist in seiner fachlichen Qualität sogar noch über den meisten Zeitungsartikeln einzuordnen, da er sich auf die Berichte der Fachleute der staatlichen Schlösserverwaltung stützt.

Der dritte Schritt hatte weitere Möglichkeiten der Bereitstellung von Informationen zum Gegenstand. Art und Umfang der Informationen verboten es allerdings, diese Hilfsmittel – z. B. den Zentralkatalog des südwestdeutschen Bibliotheksverbundes oder die baden-württembergische Landesbibliographie – ihrerseits für den Unterricht zu nutzen. Hier wurden allein die Recherchemöglichkeiten demonstriert und als weiteres Beispiel für treffgenaue Schlagwortsuche in die Praxis mit einbezogen.

zu 2) Gewinnung des
Informationsmaterials

Die vorhandenen Informationsquellen wurden einerseits nach bestimmten Stichworten durchsucht, die das kulturgeschichtliche Spektrum der Region – teils durch Augenschein in lokalen Museen, teils durch Lektüre der gedruckten Tagespresse eruiert – ausmachen, andererseits auch mit Hilfe von Rahmenvorgaben des Projektpaten durchgekämmt.

Aus der Fülle der Stichworte sind hier exemplarisch Heidelberger Schloss, Heidelberger Altstadt, Mikwe, Speyrer Dom, Mithras, Archäologie, Tourismus im Schwarzwald, Straßburger Münster und Freiburger Münster zu nennen.

Die Seiten aus den Online-Archiven wurden am Bildschirm vorsortiert und die relevanten Seiten auf der Festplatte abgespeichert. Grund-

züge der Dateistruktur (Namen, Endungen) waren dabei zu wiederholen. Selten jedoch konnten die Schüler dazu gebracht werden, eine Seite sofort abzuspeichern, in den meisten Fällen wurde der Text online gelesen.

Bereits dabei stellte sich als eine der Hauptschwierigkeiten heraus, dass die Schüler im Grunde nicht in der Lage waren, einen Text auf Anhieb nach seinem Informationsgehalt einzuordnen. Dieses Problem sollte sich bei der weiteren Arbeit fortsetzen. Auch relevante Internet-Seiten wurden so abgespeichert.

Bei dem einen zur Verfügung stehenden Unterrichtsraum wurde vom Netz-Administrator ein Bereich auf dem Server mit Schreibrecht versehen freigegeben, so dass die Texte zentral abgelegt werden und in der Folgestunde unabhängig vom benutzten Gerät wieder aufgerufen werden konnten. Im Lauf des Schuljahrs wurde ein zweiter Unterrichtsraum an das Netz angeschlossen, ohne dass hier jedoch ein Server zur Verfügung stand.

Für diese Gelegenheiten wurde ein anderes Verfahren, das der Abspeicherung auf dem AOL-Server, gewählt, das in Kapitel 9 beschrieben ist³⁷.

zu 3) Herausschälen der für das Thema relevanten Informationen

Dieser Bereich erwies sich als der didaktisch am schwierigsten durchzuführende.

Eines der Probleme bei diesen Arbeitstechniken besteht darin, daß die Schüler im „normalen“ Schulbetrieb dazu erzogen werden, lange und ausführliche Aufsätze mit gründlich durchdachten Gedankengängen zu schreiben. Die latent vorhandene Schwierigkeit, „auf den Punkt zu kommen“, wird in aller Regel durch die Menge des geschriebenen Textes ausgeglichen. Selten ist es zu beobachten, daß eine Erörterung auf zwei bis drei Seiten schon alle Gedanken formuliert, die zum Thema gehören. Solche Arbeiten sind meist oberflächlich und gehen am Thema und der Aufgabenstellung vorbei.

Die Arbeitstechnik der Informationsentnahme muss dagegen den umgekehrten Weg gehen:

Texte aus dem Internet oder aus kommerziellen Datenbanken müssen in denkbar knappster Form auf ihren wesentlichen Aussa-

gegehalt reduziert werden, um diesen gewonnenen Text mit anderen Abstracts zu einem zusammenfassenden neuen Text zu verbinden. Dies stellt eine relativ neue Arbeitstechnik im Deutschunterricht dar, die entsprechende Übungsphasen benötigt.

Das zweite Problem ist die Umsetzung eines Themas in Schlagworte, die eine Recherche ermöglichen. Hier muß das Abstraktionsvermögen der Schüler in höherem Maß als bisher üblich geschult werden.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Arbeitstechniken der Recherche am herkömmlichen Deutschunterricht gemessen etwas völlig Neues sind und daher ein hohes Maß an zusätzlichem Aufwand darstellen. Gemessen an den Anforderungen des heutigen Berufslebens – und auch an die Studierfähigkeit der Absolventen – ist dieser Aufwand jedoch nicht nur vertretbar, sondern geradezu notwendig. Diese Ansicht wurde auch öffentlich in einem Fernseh-Statement vertreten, das der Projektleiter einem Team des Süddeutschen Rundfunks bei dessen Dreharbeiten zum Thema „Computer in der Schule“ gab und das am 21. Januar 1998 in der Sendung „et cetera“ ausgestrahlt wurde.

Die Konzeption des in Zusammenarbeit mit der Badischen Heimat entwickelten Projekts „Landeskunde am Oberrhein“ sah vor, einen Informationstext mit einem anderen Medium, meistens einem Bild, so zu kombinieren, dass sich Text und Medium exakt entsprechen. Der Text sollte etwa die Größe einer ausführlichen Bilderläuterung haben, Bild und Text zusammen mindestens eine Bildschirmseite füllen und im Ausdruck eine DIN-A 4-Seite nicht überschreiten.

Damit war es notwendig, sich im erläuterten Text auf maximal 2 Inhaltspunkte zu beschränken. Enthielt ein Text mehr als zwei Informationen, sollte er geteilt werden, so dass eine weitere Textseite entstand. Über die Illustrierung und Dokumentierung wird bei Punkt 8 zu sprechen sein.

zu 4) Aufbereitung der Texte

Diese mehr theoretischen Überlegungen flossen dann in die praktische Umsetzung des Vorhabens im Unterricht ein.

Die Schüler wählten sich aus den vorgesehenen Themengebieten eines aus und began-

nen zunächst, gemäß den unter 2) dargestellten Methoden die relevanten Texte zu sammeln und auf dem lokalen Server abzuspeichern. Der Projektleiter sammelte am Schluss der Stunde die gespeicherten Dateien auf einer Diskette, um sie vom häuslichen PC aus auf den AOL-Server zu spielen. Dieses Verfahren war notwendig, weil über die Projektdauer nicht immer derselbe Computerraum benutzt werden konnte, aber auch für diese Arbeitsphasen kontinuierlich das Arbeiten im Netzwerk eingeübt werden sollte.

In der Folgestunde luden sich dann die Schüler ihre eigenen Texte vom AOL-Server herunter und bearbeiteten sie. In mehreren Arbeitsschritten wurden irrelevante Textpassagen gestrichen oder zusammengefasst, wurden auch Texte in mehrere Inhaltsblöcke aufgeteilt, so dass am Ende der Stunde wieder ein Text auf den Server geladen werden konnte.

Hier zeigte sich die bereits oben erwähnte Problematik. Es bedurfte zum Teil einer sehr intensiven Phase der Einübung und ständigen Begleitung der Arbeit, um die Konzentration auf die nötige Knappheit der Information zu verwirklichen. So zeigte sich bei einer Schülerin, dass sie ganz begeistert sowohl vom Speyerer Dom als auch von der Speyerer Mikwe war, aber wenig Entgegenkommen zeigte, beide Inhalte zu trennen.

zu 5) Erkennen und Formulieren von Zusammenhängen

Dieser Punkt stellte die größten Anforderungen sowohl an die Allgemeinbildung als auch an das Abstraktionsvermögen der Schüler. Um hier zu schnellen Arbeitsergebnissen zu kommen und die Schüler nicht durch langwierige Prozeduren zu demotivieren, wurde mit der gotischen Bauplastik an oberrheinischen Großkirchen ein Bereich gewählt, der schnelle Parallelen ermöglicht. Die Schüler konnten sich zunächst im freien Bereich des Internet über die Münsterkirchen von Straß-

burg und Freiburg informieren und zogen dann gedruckte Hilfsmittel, wie das Lexikon der christlichen Ikonographie³⁸, zu Rate. Weiterhin stand für einen Überblick über Orte und Objekte die Online-Recherche bei der Landesbildstelle Baden zur Verfügung³⁹, mit deren Hilfe – durch die Kombination von Suchkriterien – bereits Zusammenhänge deutlich wurden.

Dabei zeigte sich als Untersuchungsergebnis, dass an den Münsterkirchen von Basel, Freiburg und Straßburg sowie teilweise an der Domkirche von Worms das ikonographische Programm von Ecclesia und Synagoge in Verbindung mit dem Gleichnis von den klugen und der törichten Jungfrauen und der Personifikation des Versuchers in Gestalt des Fürsten der Welt bzw. der Frau Welt (am Wormser Dom) dargestellt wird. Die ganze Figurengruppe gehört in einen engen heilsgeschichtlichen Zusammenhang und wird am Freiburger Münster noch ergänzt durch die Figur der Voluptas.

Damit ließen sich an einem eng begrenzten Beispiel Inhalte sowohl auf der thematischen Ebene als auch auf der räumlichen Ebene verknüpfen.

zu 6) Verlinken verschiedener Texte bzw. Informationen

Je größer und umfangreicher ein Zusammenhang wird, um so schwerer wird es, den Überblick zu behalten, um alle möglichen Querverweise noch zu beherrschen. Verlinkung von Inhalten musste deshalb innerhalb des Projekts strikt auf einen kleinen Zusammenhang begrenzt werden.

Die Verlinkung wurde zunächst „trocken“ erörtert, zunächst an der Tafel, dann mit Karteikarten an einer Pinwand, bis Technik und Ziel der Verlinkung den Schülern klar waren. Diese Verlinkung sei am Beispiel der bereits genannten Figurenzyklen am Freiburger und Straßburger Münster sowie am Wormser Dom erläutert:

Objekt
Kluge Jungfrauen Straßburg

Törichte Jungfrauen Straßburg

Kluge/törichte Jungfrauen Freiburg
Fürst der Welt Straßburg

Fürst der Welt Freiburg

Christus Straßburg

Christus Freiburg

Ecclesia Freiburg

Ecclesia Straßburg

Synagoge Straßburg

Fürst der Welt Straßburg

Verweise
Törichte Jungfrauen Straßburg
Kluge Jungfrauen Freiburg
Christus Straßburg
Kluge Jungfrauen Straßburg
Törichte Jungfrauen Freiburg
Fürst der Welt Straßburg
entsprechend
Fürst der Welt Freiburg
Frau Welt Worms
Törichte Jungfrauen Straßburg
Christus Straßburg
Fürst der Welt Straßburg
Frau Welt Worms
Törichte Jungfrauen Freiburg
Christus Freiburg
Voluptas Freiburg
Kluge Jungfrauen Straßburg
Christus Freiburg
Kluge Jungfrauen Freiburg
Christus Straßburg
Ecclesia Freiburg
Ecclesia Straßburg
Ecclesia Worms
Christus Freiburg
Synagoge Freiburg
Ecclesia Freiburg
Ecclesia Worms
Christus Straßburg
Synagoge Straßburg
Haupttympanon Straßburg
Ecclesia Straßburg
Synagoge Freiburg
Voluptas Freiburg
Frau Welt Worms
Fürst der Welt Freiburg
Voluptas Freiburg
Literatur: Konrad von Würzburg
bei allen Aufnahmen war jeweils auf die Situation
am Bau zurückzuverweisen

Nach diesem Modell der „offenen“ Verlinkung konnte allerdings erst vorgegangen werden, nachdem die Technik der Verlinkung von HTML-Seiten selbst eingeübt war.

Nachdem die Erstellung eines Hyperlinks selbst mit Hilfe der entsprechenden Editor-Programme kein Problem war, boten sich zur Typisierung der Verlinkung zunächst zwei andere Modelle an.

Das „Baum-Modell“ sieht vor, dass eine Übersichtsseite im Mittelpunkt steht, von der aus jede einzelne Seite angewählt werden kann.

Im „Ring-Modell“ gelangt man von der Startseite auf die erste Unterseite, von der aus auf die zweite, von der auf die dritte und so weiter. Am Ende der Sequenz kommt man auf die Startseite zurück.

Eine Kombination beider Modelle bietet einen direkten Zugriff auf jede einzelne Unterseite; mit diesem Einstieg ist es sowohl möglich, auf die Hauptseite zurückzukommen als in der Sequenz der untergeordneten Seiten weiterzumachen. Am Ende der Folge hat der Benutzer die Wahl, zur Startseite zurückzukehren oder – wenn er nicht bei der ersten Seite begonnen hat – dorthin zu gehen.

In der Praxis diente das Baum-Modell nur als Einführung in die Strukturlehre einer Website. Es ist praktikabel als übergeordnete Seite für eine tiefergestaffelte Ordnung von Seiten, die ihrerseits dann wieder anderen Ordnungskriterien folgen. Die Schüler fanden in der praktischen Arbeit schnell heraus, dass eine einfache Vor-zurück-Verlinkung wenig sachdienlich ist und auch der Konzeption einer in sich verlinkten Website nicht genügt.

Schon bei der Ausarbeitung der Querbezüge bei der Großplastik an oberrheinischen Domkirchen hatte sich eine Vernetzung als erforderlich erwiesen, die die gegenseitige Abhängigkeit des ikonographischen Programms deutlich macht. Damit hat der Nutzer konkret die Möglichkeit, diese vorhandenen Querbezüge auch an jeder Stelle nachzuverfolgen, selbst auf die Gefahr hin, dass er sich in der Tiefe der Website verliert.

Diese Art der Präsentation von Inhalten muss in der Internet-Landschaft als neuartig bezeichnet werden, da bisher touristische Programme mit eindeutiger Textlastigkeit vorherrschen. Links innerhalb dieser Programme führen zwar innerhalb der Website von einem touristischen Highlight zum nächsten, führen auch als externe Links zu „befeundeten“ Anbietern, aber nicht im Sinn einer inhaltlichen Verflechtung über den eigenen regionalen Rahmen hinaus.

Mit der Herstellung der Verlinkung erweist sich das Internet als unschlagbar vorteilhaftes Medium gegenüber jeder anderen herkömmlichen Publikation, da es die Möglichkeit der permanenten und unmittelbaren Korrektur und Erweiterung bietet. Im Unterricht kann also durchaus zunächst ein kleiner abgegrenzter Bereich thematisiert und als HTML-Seite gestaltet werden, ohne dass gleich eine konkrete Vorstellung über das ganze Projekt in all seinen Verästelungen bestehen muss. Die Web-

Site kann gewissermaßen mit dem Fortschritt an inhaltlicher und technischer Kenntnis des Themas mitwachsen.

Entscheidend dafür war die umfangmäßige Beschränkung einer HTML-Seite und die Verteilung längerer Inhalte auf mehrere Seiten. Von der Tatsache abgesehen, dass Schüler weniger Scheu haben, einen kurzen inhaltlichen Zusammenhang darzustellen als lange Referate zu schreiben, ergibt sich bei einer kurzen Seite auch weniger die Schwierigkeit, noch einen Hinweis auf eine neugefundene Verknüpfung einzuflechten.

Als konkretes Beispiel seien hier zum einen das allmähliche Wachstum des Komplexes „Kluge und törichte Jungfrauen“, zum anderen die Herstellung des Zyklus über die Heidelberger Heiliggeistkirche kurz dargestellt.

Die klugen und törichten Jungfrauen entstammen einem Gleichnis des Neuen Testaments⁴⁰, das die Bereitschaft der Gläubigen angesichts der nahenden Wiederkunft Christi allegorisch mit den Vorbereitungen für eine Hochzeit gleichsetzt. Im Arbeitsprogramm wurden die zur Verfügung gestellten Bildvorlagen zunächst anhand der Literatur identifiziert und in thematische Gruppen geordnet. Dann wurde für jedes Bild ein erläuternder Text erstellt und mit dem Bild zusammen auf einer HTML-Seite plaziert (dazu siehe folgendes Kapitel). Schließlich wurden Formulierungen gesucht, die eine Verlinkung gemäß dem oben am Beginn dieses Abschnittes erläuterten Verfahren ermöglichten. Wann immer sich dann aus beliebigen Quellen ein neuer Querverweis ergab, insbesondere nachdem die Arbeitsgruppe einen „Lokaltermin“ am Freiburger Münster wahrnehmen konnte, wurden neue Links eingefügt.

Das zweite Verfahren setzt einen bereits festen Bestand an Material zu einem einzigen Thema voraus, in diesem Fall vom Sponsor, dem Kunstverlag Edmund von König in Diezheim, zur Verfügung gestellten Ansichten der Heiliggeistkirche in Heidelberg. Es handelte sich dabei um Ansichten der Kirche von außen (Chor), des Mittelschiffes, des Chorraums, eines Wappenfrieses im Chorraum und des Grabmals des Kurfürsten und deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz, † 1410, und seiner Frau Elisabeth von Zollern, das als einziges die Zerstörung der Grabmäler 1689 und 1693 über-

standen hat. Hier war von vornherein die Zahl fest gegeben, Querverweise waren allenfalls als Ausnahme mit aufzunehmen. Dem zu Folge konnte eine Sequenz aufgebaut werden, die bei der Außenansicht begann, einsträngig durch den Innenraum der Kirche führte und bei der letzten Ansicht endete.

Ein zweites Beispiel dieser Art ist ein kleiner Bestand von vier älteren Ansichten des Heidelberger Schlosses, die als „Ring“ mit Eingangsseite angeordnet wurden. Von der Eingangsseite mit den vier Ansichten lässt sich jedes einzelne Bild anklicken, von dem dann ein Klick auf das nächste Bild führt. Beim vierten Bild hat der Betrachter die Wahl, beim ersten Bild fortzufahren oder zur Übersicht zurückzukehren.

Dass anschließend an diese Projektphase die Seiten in das Projekt „Landeskunde am Oberrhein“ eingebettet wurden und bereits bei der Erstellung die vorgesehenen gemeinsamen Steuerungs-Fußleisten erhalten hatten, spielt für diese Phase des Projekts keine Rolle.

zu 7.) Herstellung von Webseiten

Für die Herstellung der Webseiten wurden die Programme AOL-Press und Microsoft Frontpage 98 benutzt. Ersteres ist Freeware¹¹, letzteres wurde im Rahmen der Projektförderung von Microsoft zur Verfügung gestellt. Aus Gründen der technischen Ausstattung wurden die Seiten fast ausschließlich mit AOL-Press erstellt, Frontpage wurde für kleinere Korrekturen herangezogen, vor allem, was die Feinarbeit an Tabellen anging. Hier konnte aus technischen Gründen ausschließlich der aus Fördermitteln von Schulen ans Netz angeschaffte Multimedia-PC verwendet werden, da die technischen Voraussetzungen bei den Geräten der Computer-Unterrichtsräume nicht ausreichten – dies allerdings nur bis zum Diebstahl des Multimedia-PCs.

AOL-Press bietet dabei die unbestreitbaren Vorteile, das unmittelbare Aussehen der Webseite bereits beim Schreiben zu vermitteln, weiterhin ein Navigieren innerhalb des Schreibvorgangs zu ermöglichen und schließlich das parallele Öffnen zu bearbeitender Seiten zu erlauben.

Um immer wiederkehrende Arbeitsvorgänge bei der Erstellung der einzelnen Seite abzu-

kürzen, wurde am Beginn der Arbeit eine „Leerseite“ erstellt, die bereits die wesentlichen Elemente des Aussehens (Tabellenfelder und Hintergrundfarbe) und der Steuerung (Fußleiste) enthielt. Diese Seite wurde unter einem alfabettisch vorrangigen Namen abgespeichert, von den Gruppenmitgliedern zum Bearbeiten geöffnet und unter neuem Namen wieder gespeichert.

Für den Arbeitsprozess wichtig war, dass, sofern die Gruppenmitglieder alle am selben Projekt arbeiteten, die Struktur der Website immer über Overhead-Folie oder an der Tafel sichtbar gehalten wurde (vor allem, damit die Namensvergabe der Dateien eindeutig war). Nur wenn die Gruppenmitglieder an ganz verschiedenen Themen arbeiteten, war das nicht notwendig.

Die fertigen Seiten wurden dann, je nach Recherausstattung, entweder über Diskette oder über Daten-Fernübertragung auf den Lehrerrechner gebracht und dort wieder alle geöffnet. Das Fenster-Menü von AOL-Press und Frontpage zeigt dabei gleichermaßen den Titel der Seite an, AOL-Press jedoch auch den Dateinamen (in der Location-Zeile). Sobald jetzt in die übergeordnete Seite ein Link auf eine der geöffneten Seiten eingearbeitet war, wurde diese Datei geschlossen, da sie von der Ausgangsseite aus durch den Hyperlink zugänglich geworden war. Die fertige Site wurde anschließend mit AOL-Press und Frontpage auf Funktion und Korrektheit geprüft.

zu 8) Kombination mit Bildmaterial

Das Bildmaterial stammt zum größten Teil aus dem Fundus der Bezirksgruppe Heidelberg der Badischen Heimat, zu kleineren Teilen von folgenden Sponsoren:

Bildverlag J. Gass, March-Neuershausen (Freiburg betreffend)

Bildverlag Edmund von König, Dielheim (Heidelberg betreffend)

Bildverlag Gebr. Metz, Wannweil

Reiss-Museum der Stadt Mannheim

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg
Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim

Schloßverwaltung Schwetzingen

Für besonders aussagekräftige Bilder, insbesondere für Luftaufnahmen, wurde auf das

Archiv der Landesbildstelle Baden zurückgegriffen, die hier kostenpflichtige Bilder zur Verfügung stellte.

Das Bildmaterial wurde eingescannt und mit den Programmen Picture Publisher von Micrografix⁴² (Version 6.0) und Photo-Express von Ulead⁴³ (Version 1.1) weiterverarbeitet. Von der technischen Seite der Programme her ist zu betonen, dass Picture Publisher eine stufenlose Verkleinerung der Bilddateien erlaubt, so dass auch große Scans auf Web-Format gebracht werden konnten, der Photo-Express von Ulead jedoch eine Entzerrung der Bilder ermöglicht, die geeignet ist, stürzende Linien bei Architekturaufnahmen zu beseitigen. Für diesen Zweck hat zwar auch das Programm Paint Shop Pro eine ähnliche Funktion, jedoch ist die Umrechnung der Bildwerte beim Photo-shop besser. Lizenrechtliche Fragen beim Einsatz der Programme brachten es mit sich, dass Teile der Arbeit am häuslichen PC des Projektleiters geleistet wurden.

Bei der Endfassung der Scans wurde mit Rücksicht auf die Ladezeit der Seiten im Netz darauf geachtet, dass nur in Ausnahmefällen eine Dateigröße von 40–50 KB überschritten wurde.

Das Einbinden der Bilder war mit AOL-Press leichter zu bewerkstelligen, da das Programm auch bei großen Verzeichnissen eine schnelle Suche nach einer bestimmten Datei erlaubt (das Dateiverzeichnis geht mit den eingegebenen Dateinamen mit).

zu 9) Elektronische Publikation

Durch ein Entgegenkommen der ZUM-Internet e.V. (Zentrale für Unterrichtsmedien) kann das gesamte Projekt in allen Teilen auf dem ZUM-Server⁴⁴ untergebracht werden. Zur Vorstellung bei eventuellen Sponsoren wird aktuell eine CD-ROM gebrannt.

Da sowohl die ZUM-Adresse als auch die Adresse bei der Landesbildstelle Württemberg sehr lang und unhandlich sind, wurden sogenannte redirect-Adressen in Anspruch genommen. Redirect-Adressen leiten den Nutzer unmittelbar, ohne Zwischenschalten einer anderen Seite, auf die gewünschte Seite weiter. Dafür muss nur, wenn man die Registrierungsgebühren sparen will, ein Werbelogo des Vermittlers eingeblendet werden.

So wurde für das ganze Projekt die Adresse <http://come.to/suedwest>

und für die Teilbereiche Revolution 1848 und Schwarzwald die Adressen <http://come.to/revolution1848> und <http://welcome.to/schwarzwald>

gebucht, die ein schnelles Anwählen der Seiten ermöglichen⁴⁵. Da indessen der Redirect-Anbieter seine eigene Adresse in der entsprechenden Browser-Zeile stehen lässt, wurde jeweils ein Link eingebaut, der ein neues Browser-Fenster mit der originalen ZUM-Adresse und dem Seitentitel öffnet.

Zum Punkt der elektronischen Publikation gehört auch das Vorgehen beim Abspeichern der Dateien auf dem AOL-Server.

AOL stellt hierbei seinen Mitgliedern nicht nur für jeden Zugang 2 MB Speicherplatz zur Verfügung, sondern eröffnet auch bei der Verwaltung der Schreibrechte die Möglichkeit, ein „incoming“-Verzeichnis⁴⁶ einzurichten, auf das jeder Dateien hinaufladen kann. Damit haben alle Schüler von ihrem Rechner im Computerraum die Möglichkeit, ihre eigenen Dateien dort abzulegen, ohne das Passwort eines Accounts kennen zu müssen. Das einzige – rein technische – Problem besteht darin, dass die Schüler nicht sofort wieder auf ihre Dateien zugreifen können, da sie in diesem Verzeichnis kein Leserecht haben. In diesem Fall müsste der Lehrer dann vom Lehrer-PC aus mit seinem eigenen Passwort sich in AOL einloggen und die Dateien in ein reguläres Verzeichnis verschieben. Auch hier aber muss den Schülern das Passwort nicht mitgeteilt werden.

Der Projektleiter konnte sich auf diese Weise zu Hause die Dateien der Schüler ansehen, mit Kommentaren versehen und anschließend in ein reguläres Verzeichnis des AOL-Accounts laden, von dem die Schüler ihre Dateien in der nächsten Stunde wieder laden konnten. Es musste dabei nur sichergestellt sein, dass das „incoming“-Verzeichnis wieder leer war, da das Schreibrecht sich nicht auf das Überschreiben vorhandener Dateien bezieht.

zu 10) Korrigieren vorhandener Seiten, Einbauen neuer Links

Dieser Arbeitsschritt folgt im wesentlichen den unter 5–8 gemachten Ausführungen. Da allerdings durch die parallel laufende Arbeit im

Landesverein die Seitenstruktur für die beteiligten Schüler etwas unübersichtlich wurde, waren hier nur ausgewählte Zusammenhänge neu zu verlinken, um die Schüler sich nicht in einer unübersichtlichen Struktur von über 1000 Seiten verlieren zu lassen.

Hier wurden konkrete Arbeitsaufträge gestellt, die an die von den Schülern bearbeiteten Seiten anknüpften – z. B. die Anbindung der Seite mit dem Grabmal König Ruprechts in der Heidelberger Heiliggeistkirche an die Seitenfolge mit den Kurfürsten von der Pfalz⁴⁷ – oder die die Einbindung einer einzelnen neuen Seite in einen bereits bestehenden Zusammenhang betrafen, wie z. B. die Einfügung des Luftbilds vom Kloster Maulbronn in den dortigen Zusammenhang⁴⁸.

zu 11) Kontrolle

Für die Kontrolle der Seiten und ihrer Verlinkung wurden zunächst die gängigen Browser verwendet, insbesondere Netscape Communicator in der Version 4.0x. Da Windows95 im Gegensatz zu den bei den Providern vorhandenen Linux-Systemen nicht zwischen Groß- und Kleinbuchstaben unterscheidet, war die Kontrolle in Online-Betrieb unabdingbar. Fehler wurden notiert, die Seiten geladen, korrigiert und zum Upload gespeichert. Besonders hilfreich war auch die Fehlerprotokollierung auf dem Server der Landesbildstelle Württemberg, die von Frau Fischbach, der Initiatorin der ZUM Internet e.V., hin und wieder übermittelt wurde.

DIE ZUKUNFT DES PROJEKTS

Das Projekt „Land am Oberrhein“ dürfte zur Zeit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes ca. 1300 HTML-Seiten umfassen und belegt ca. 110 MB auf einer CD-ROM. Das Projekt ist offen und dürfte in dieser Form in einem vorläufigen Endzustand wohl auf an die 2–3000 Seiten anwachsen.

Während der Arbeiten wurde im Haus der Badischen Heimat in Freiburg durch die nebenamtliche Archivarin des Vereins das alte Bildarchiv neu geordnet. Es umfasst zahlreiches volkskundliches Bildmaterial aus dem Nachlass von Hermann Eris Busse und anderen Quellen, es umfasst vor allem auch einen umfangreichen Bestand an Glasplatten-Negati-

ven, die zum größten Teil vor der Erfindung des Films als Trägermaterial beim Druck der Hefte des Vereins als Druckvorlagen gedient haben dürften.

Nach Rücksprache mit Kennern der Materie über die Deutsche Museumsliste im Internet dürfte es sich in der Zukunft empfehlen, von den Glasplatten Sicherungsaufnahmen am Leuchtpult anzufertigen, die dann eingescannt und katalogisiert bzw. weiterverarbeitet werden können.

Damit wird der umfangreiche Bildbestand der Badischen Heimat im Lauf der Zeit vollständig digitalisiert für die heimatgeschichtliche und heimatkundliche Arbeit zur Verfügung stehen.

ANHANG

Regionalgeschichtliche Themen aus dem nordbadischen Raum

Eiszeitliche Jäger und Sammler

Sonderschau Reiß-Museum: Menschen und Tiere der Eiszeit (Museumspädagogisches Angebot)

Museumspädagogisches Angebot: „Leben in der Steinzeit“

Bausteine: „Der Unterkiefer von Mauer . . .“

Kulte und Feste der Griechen

Vasensammlung des Reiß-Museums und des archäologischen Instituts in Heidelberg (publiziert in den Mannheim- und Heidelberg-Bänden des Corpus Vasorum Antiquorum)

Museumspädagogisches Angebot: „Griechische Vasen – Spiegelbilder des Alltags“

Kulturelle Leistungen und Nachwirkungen

Projekt: Bildsammlung zur Architektur der Stadt Mannheim (Klassizismus)

Romanisierung der Provinzen

Reiß-Museum Mannheim

Museumspädagogisches Angebot: „Spuren der Römer in unserem Raum“

Kurpfälzisches Museum Heidelberg mit rekonstruiertem Mithräum

Mithraskult (Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Osterburken)
Lobdengau-Museum Ladenburg
Ausgrabungen Ladenburg
Odenwald-Limes (Neckarburken, Osterburken)
Saalburg-Kastell
Villa rustica Wiesenbach mit Römerstraße Langenzell
Bausteine: „Das untere Neckarland als Teil des römischen Reiches – Die römische Okkupation“
Bausteine: „Das römische Gräberfeld in Heidelberg-Neuenheim“
Bausteine: „Die Kastelle Heidelberg-Neuenheim als Etappe hinter dem Limes“
Römische Töpfereiindustrie von Rheinzabern

Karl der Große

Kloster Lorsch mit karoling. Torhalle
Einhard-Basilika Steinbach

Kaisertum und Investiturstreit

Speyrer Dom
Museum Speyer mit Funden aus den Kaisergräbern des Doms

LEBENSFORMEN:

Kloster

Schönau
Maulbronn
Lorsch

Adel/Königtum

Worms: Saliergruft im Dom, Pauluskirche
Kloster Limburg
Verhältnis Pfalzgraf – Kloster Lorsch

Burg

Weinheim, Schriesheim, Handschuhsheim (ministeriale Tiefburg), Neckartalburgen

Dorf

Zent-Weistümer Kirchheim, Schriesheim
Bausteine: Die Zent Kirchheim (sehr kurz)

Stadt

Speyer (Domimmunität, Judenbad, Stadtmauer etc.)
Worms (Synagoge, Judenbad, Stadtmauer)
Weinheim (Gründungsgeschichte)

Bauernkrieg

Reformation

Einführung der Reformation in der Pfalz
Heidelberger Katechismus
Aufhebung der Klöster (Schönau, Lamprecht u. a.)

30jähriger Krieg

Winterkönig
Lokale Chroniken
Festung Philippsburg
Heidelberger Festungsgürtel am „Historischen Pfad“
Festungsstadt Mannheim: „Brunnen, Kerschel und Stadtgraben – Wasserversorgung und Müllbeseitigung in Mannheim“ (Museumspädagogisches Angebot)

Absolutismus

Mannheimer Residenz
Bruchsaler Residenz
Schwetzinger Schloß und Schloßpark
Briefe Lieselottes von der Pfalz
Museumspädagogisches Angebot: „Absolutismus in Südwestdeutschland: Residenzen der Kurpfalz“ und „Absolutismus in Süddeutschland: Mannheim, die Kurpfalz und Carl Theodor“

Umgestaltung Europas unter Napoleon

Auflösung der Kurpfalz
Entstehung der badisch-hessischen Grenze
Säkularisation (v. a. auf Bistumsebene!)
Säkularisation von Klöstern: Zuckerfabrik Waghäusel
Residenzstadt Mannheim im 18./19. Jahrhundert: „Die Mannheimerin und ihre Geschichte“ (Museumspädagogisches Angebot)

Reformen in Baden

Bauernbefreiung, Liberalismus und Verfassung

Märzrevolution

Druckgraphik-Sammlung des Reiß-Museums,
Flugschriften-Sammlungen in Stadt- und Landesarchiven

Museumspädagogisches Angebot: „Die Revolution 1849/49: Zum Beispiel Baden“

Schanzen am Heiligenberg (Heidelberg)

Gräber gefallener Soldaten auf dem Mannheimer und Heidelberger Hauptfriedhof

Rolle von Erfindern, Unternehmern und Staat

Lage der Industriearbeiter

Spiegel-Siedlung, Bopp & Reuther-Siedlung
Waldhof

Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim, Technikmuseen in Speyer, Sinsheim, Rüsselsheim

Wirtschaftliche Entwicklung

Rheinau-Hafen

BASF

Museumspädagogisches Angebot: „Industrialisierung: Entwicklung Mannheims zum industriellen Hauptstandort Südwestdeutschlands“

Museumspädagogisches Angebot: „Von der Handelsstadt zur Industriemetropole“

Verstädterung

Wachstum der Stadt Mannheim

Mannheimer Moden (Museumspädagogisches Angebot)

Genossenschaften

Raiffeisen-Genossenschaften, Volksbank Sektenheim

Revolution 1918/19

Rätebewegung in Mannheim und der Pfalz

Museumspädagogisches Angebot: Die badische Revolution von 1848/49

Zwischenkriegszeit

Festung Schoenenburg (Elsaß)

Verfolgung politischer Gegner

Gedenkstätte des KZ Sandhofen (Mannheim)

Widerstand

Verfolgung und Widerstand in Mannheim, dokumentiert vom Stadtarchiv Mannheim

Judenverfolgung

Geschichte der Juden in Mannheim (Museumspädagogisches Angebot)

Projekt des Stadtjugendrings Mannheim zur Geschichte der jüdischen Mitbürger

„Fremd“-arbeiter

KZ Sandhofen

Nachkriegszeit

Dokumentationen des Stadtarchivs Mannheim und der Edition Quadrat in Mannheim

Oberstufe:

Rom

Trier

Limesmuseum Aalen

Mittelalter

Stadt

Emanzipation der Bürgerschaft in Worms und Speyer

Adel/Burgen

Abfolge Niederungsburg (Motte) Weilerhügel/Burg Alsbach

Verlegung der Burg von Wiesenbach auf den Dilsberg

„Grafchafts“-verfassung

Urkunden

Ständige Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe / Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Territorium

Absolutismus und Auflösung des Alten Reiches

Schlösser in Bruchsal, Karlsruhe, Durlach, Rastatt etc.

Industrialisierung

Museumspädagogisches Angebot: „Industrialisierung: Entwicklung Mannheims zum industriellen Hauptstandort Südwestdeutschlands“

Museumspädagogisches Angebot: „Von der Handelsstadt zur Industriemetropole“

Revolution 1848/49 (Museumspädagogisches Angebot)

Juden

Geschichte der Juden in Mannheim (Museumspädagogisches Angebot)

Anmerkungen

- 1 Neue Zürcher Zeitung, Sonderbeilage, 2. Mai 1998
- 2 Sämtliche Schriften Bd. (Ullstein TB) 1981, S. 122/123
- 3 Hierzuland 19 (1995)
- 4 Süddeutsche Zeitung, 23. 6. 1997
- 5 Oberösterreichische Nachrichten, 28. 10. 96
- 6 Stuttgarter Zeitung, 15. 6. 96
- 7 Karl-Bernhard Knappe (Zehn Jahre unterwegs im Dienste der Schule". Badische Heimat 76, Heft 1, 1996) wundert sich noch: „Allein das Wort indessen, wenig verwunderlich in einer Gesellschaft, die eher Begriffe bewertet als nach der Substanz dieser Begriffe fragt, erhielt einen negativen Beiklang. . . .“
- 8 Aber von den penetranten Schunkelrhythmen, die bei deutschen Ensembles oft das Publikum ueberrollen, war hier nichts zu spueren, und das sentimentale „La ville que j'ai tant aimee“ kam bei aller Heimatliebe ohne tiefenden Kitsch aus. Bericht der Stuttgarter Zeitung über ein Konzert von Tri Yann, 16. 3. 1995
- 9 Konrad Plieninger: „... überströmenden Herzens von der Heimat künden“. „Heimat“ – schillerndes Leitbild im Wandel von Schule und Gesellschaft. In: GWU 46, 1995, S. 697–715
- 10 Leonhard Müller: Die Heimat neu entdecken. Zu den Bemühungen um Landeskunde/ Landesgeschichte im Oberschulamtsbezirk Karlsruhe. In: Badische Heimat 66, Heft 4, 1986, S. 613
- 11 „Als ‚anständiges Volk‘ unter der Nazi-Diktatur nur seine ‚Pflicht getan‘ zu haben: die Lebenslüge der Zweiten Republik hat die kulturelle Entwicklung Österreichs bis 1989 dialektisch bestimmt. Die neue, aus Heimatliebe und ihrer Vermarktung im Tourismus, aus Techniqueuphorie und Fortschrittsgläubigkeit bestehende Österreich-Mythologie fand ihren Ausdruck in der kulturellen Stickluft der fünfziger Jahre“ – Andreas Breitenstein über das österreichische Selbstverständnis. NZZ 30. 5. 1996
- 12 genannt seien hier stellvertretend für alle nur der Arbeitskreis Landeskunde am Staatlichen Schulamt Mannheim und der Verein zur Förderung der Landeskunde in den Schulen e.V. in Freiburg. Zu den Bemühungen generell im Oberschulamtsbereich Karlsruhe Müller, Heimat neu entdecken (wie Anm. 10)
- 13 „Enttäuschend ist bis jetzt die Resonanz bei den 20 bis 40 jährigen.“ Mitteilung des Stadtmuseums Badreid, Baden-Baden, (Dieter Baeuerle) über die Resonanz der Ausstellung „Der Freiheit eine Gasse! – Baden-Baden in der Revolution 1848/49“
- 14 Landesgeschichtliche Modelle für den Geschichtsunterricht. Siehe Anhang S. 435 ff.
- 15 Digitale Bibliothek. Literatur auf CD-ROM. c't 1998, Heft 12, S. 236 (Thoams Feibel)
- 16 Information als Rohstoff für Innovation. Programm der Bundesregierung 1996–2000. Hg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. 1996. S. 36
- 17 zum Beispiel „Deutsche Museumsliste“ <demuseum@dhm.de>, wo in einem Beitrag mit viel Ironie darauf verwiesen wird, dass eine Seite (eines anderen Anbieters) aussieht „wie Internet 1994“, was ihm die Nutzer in Namibia sicher danken würden.
- 18 So wird im Band Historia, Geschichtsbuch für Gymnasien, Band 2: Mittelalter und frühe Neuzeit (Schöningh-Verlag), S. 224 der Grundriss von Schloss und Stadt Mannheim mit dem Bildtext „Der Grundriß von Mannheim als Gleichnis des badischen Absolutismus: das Kurfürstliche Schloß, 1720–1760, als Abschluß der quadrierten Stadtanlage“ abgebildet – was natürlich barer Unsinn ist.
- 19 Grit Arnscheidt: Mannheim im Grundriß. Druckgraphik des 17. Jahrhunderts aus der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins. In: Mannheimer Geschichtsblätter NF 4 (1997) S. 185–215
- 20 Schlossmuseum eröffnet. Nachrichten & Notizen. Bezirksgruppe Heidelberg der Badischen Heimat. Heft 3/1998 S. 3
- 21 z. B. für Schwetzingen Oswald Zenkner: Schwetzingen Schlossgarten. 27. Aufl. Schwetzingen: Schimper, 1993
- 22 Karl Ditters von Dittersdorf: Metamorphosen-Sinfonien. Sechs Orchester-Sinfonien nach Ovids Metamorphosen. I. Die vier Weltalter. Wiener Sinfonietta. Leitung: Kurt Rapf. Calig-Verlag GmbH, CAL 50 885/86
- 23 Tempel und Götter im Grünen. Die Eröffnung der vierten Sommersaison der Sonderführungsreihe im Schwetzingen Schloßgarten. Nachrichten & Notizen. Bezirksgruppe Heidelberg der Badischen Heimat. Heft 3/1998 S. 5
- 24 Das Gleichnis nach Matthäus 25, 1–14
 1. Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen.
 2. Aber fünf unter ihnen waren töricht, und fünf waren klug.
 3. Die törichten nahmen ihre Lampen; aber sie nahmen nicht Öl mit sich.
 4. Die klugen aber nahmen Öl mit sich in ihren Gefäßen samt ihren Lampen.
 5. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und schliefen ein.
 6. Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen!
 7. Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen.
 8. Die törichten aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, denn unsere Lampen verlöschen.
 9. Da antworteten die klugen und sprachen: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche; geht

- aber hin zu den Krämern und kauft für euch selbst.
10. Und da sie hingingen, zu kaufen, kam der Bräutigam; und die bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür ward verschlossen.
11. Zuletzt kamen auch die anderen Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, tu uns auf!
12. Er antwortete aber und sprach: Wahrlich ich sage euch: Ich kenne euch nicht.
13. Darum wachet; denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.
- 25 Konrad von Würzburg, Der Welt Lohn (um 1260):
 der was in allen enden gar
 bestecket und behangen / mit würmern und mit
 slangen
 mit kröten und mit natern; / ir lip was voller blatern
 und ungefüeger eizen; / fliegen und ameizen
 ein wunder drinne sazen / unz uf das gebeine.
 si waz so gar unreine /
 daz von ir broeden libe dranc / ein also egeslicher
 stanc
 den niemen kunde erliden
- 26 NZZ 18. April 1998; so im Programm auf der Seite
[http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/
 rhein/strassburg/christus.htm](http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/rhein/strassburg/christus.htm)
- 27 Frankfurter Rundschau, 14. 9. 1995 und 12. 6. 1997
- 28 Frankfurter Rundschau, 12. 2. 1998
- 29 Frankfurter Rundschau, 14. 11. 1997
- 30 Frankfurter Rundschau, 15. 10. 1996
- 31 Frankfurter Rundschau, 6. 4. 1996
- 32 Frankfurter Rundschau, 29. 12. 1995
- 33 Dernières Nouvelles D'Alsace, Dimanche 29 Juin
 1997
- 34 <http://www.gbi.de/>
- 35 <http://www.sdv.fr/dna>
- 36 <http://www.schloesser-magazin.de>
- 37 siehe unten Kap. 9
- 38 Lexikon der christlichen Ikonographie. Hg. von
 Engelbert Kirschbaum SJ. Freiburg: Herder, 1968/
 1994
- 39 [http://www.lbb.bw.schule.de/in-
 dex.phtml?alles+suche](http://www.lbb.bw.schule.de/index.phtml?alles+suche) bzw. [http://
 www.lbb.bw.schule.de/cgi-bin/fotomaske](http://www.lbb.bw.schule.de/cgi-bin/fotomaske)
- 40 Siehe oben S. 11 und Anm. 24
- 41 <http://www.aolpress.com/download.html>, keine
 Nutzungsbeschränkungen
- 42 <http://www.micrografx.com>
- 43 <http://www.ulead.de/>
- 44 <http://www.zum.de/>; der Zugang zum ZUM-Server
 erfolgt über den ilsebill-Rechner der Universität
 Freiburg, von dem die Dateien nachts auf den
 ZUM-Server gespielt werden. Die Dateien werden
 darüber hinaus auch auf den Server der Landesbild-
 stelle Württemberg gespiegelt
 ([http://www.lbw.bw.schule.de/
 schule/Faecher/G/BW/Landeskunde/index.htm](http://www.lbw.bw.schule.de/schule/Faecher/G/BW/Landeskunde/index.htm)).
- 45 V3-Redirect-Services unter <http://comte.to/>
- 46 Aus der AOL-Nutzeranleitung:
*Incoming folders: Wenn Sie es wünschen, können
 Sie ein Verzeichnis mit dem Namen „incoming“
 (Eingang) erstellen. Wenn Sie dies tun, kann jeder
 Dateien in das Verzeichnis hinaufladen, aber nur
 Sie können die Datei herunterladen.
 Wenn Sie ein incoming Verzeichnis (Eingang) er-
 stellen, erlauben Sie damit jedem Dateien in diesem
 Bereich hinaufzuladen – damit könnten Sie ihr ihre
 Grenze von 2 Megabyte schnell erreichen. Wenn Sie
 sich entscheiden, ein solches Verzeichnis zu erstel-
 len, empfehlen wir Ihnen dieses Verzeichnis sorgfäl-
 tig zu überwachen, um zu vermeiden, daß Ihr
 Speicherplatz von 2 Megabyte ohne ihr Wissen
 gefüllt wird.*
- 47 [http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskun-
 de/kurpfalz.htm](http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/kurpfalz.htm)
- 48 [http://www.zum.de/Faecher/G/BW/-
 Landeskunde/rhein/zisterz/maulbron.htm](http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/rhein/zisterz/maulbron.htm)

Anschrift des Autors:
 Dr. Christoph Bühler
 Lochheimerstraße 18
 69124 Heidelberg

Landeskunde am Oberrhein – die CD zum Land

der vollständige Stand des gesamten Projektes auf einer Multimedia-CD.

Preis für Mitglieder der Badischen Heimat DM 59,90 – für Nichtmitglieder DM 69,90,
 erhältlich beim Autor.

Badische Traditionspflege und demokratischer Neubeginn

Die Rückverleihungen des Rechtes zur Bezeichnung „Stadt“ an badische Gemeinden 1948–1952

Etliche Gemeinden im südlichen Baden können in den nächsten Jahren runde Jubiläen feiern – teilweise mag das im Bewußtsein der Bürger dieser Kommunen in Vergessenheit geraten sein. Vor 50 Jahren gab es innerhalb eines kurzen Zeitraums im damaligen Land (Süd-)Baden eine Welle von Verleihungen der Bezeichnung „Stadt“ an Dutzende von Kommunen, die sich letztlich aufgrund dieser Maßnahmen bis heute des Rechtes zur Führung dieses Namens erfreuen können. Was hat zu dieser Welle geführt?

Als am Anfang des 19. Jahrhunderts das Großherzogtum Baden entstand, besaß es in seinen durch die territorialen Umwälzungen der napoleonischen Zeit gewonnenen Gebieten sehr viele Gemeinden, die auf den unterschiedlichsten Rechtsgrundlagen die Bezeichnung „Stadt“ führten und in denen das kommunale Verfassungsleben auf die mannigfaltigste Weise geregelt war.¹ Es dauerte Jahrzehnte, bis ein einheitliches Gemeinderecht geschaffen war, beginnend mit dem Organisationsreskript Reitzensteins vom 26. November 1809 und vorläufig gipfelnd in der Gemeindeordnung von 1831, die in der Folgezeit viele Änderungen erfuhr. Eine umfassende Neuordnung erfolgte durch die Badische Gemeindeordnung vom 5. Oktober 1921, die bis zum Erlaß der Deutschen Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935, die ein reichseinheitliches, dem nationalsozialistischen „Führerprinzip“ Tribut zollendes Gemeinderecht schuf, in Kraft blieb. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde in (Süd-)Baden eine neue Gemeindeordnung geschaffen (23. September 1948), die sich an die Ordnung von 1921 anlehnte und über das Ende des

Landes (Süd-)Baden 1952 hinaus mit einzelnen Modifikationen bestimmend blieb, bis im Jahr 1955 ein einheitliches Gemeinderecht für Baden-Württemberg eingeführt wurde.

Für unseren Zusammenhang wichtig sind die Bestimmungen des § 3 der Badischen Gemeindeordnung vom 18. Oktober 1921, mit dem das Recht, die Bezeichnung „Stadt“ zu führen, neu festgesetzt wurde und als Zwischenstufe zwischen „Stadt“ und einfacher Gemeinde der Begriff „Stadtgemeinde“ eingeführt wurde²:

- „1. Die Gemeinden sind eingeteilt in:
 - a) Gemeinden mit höchstens 200 Einwohnern (Kleine Gemeinden),
 - b) kleine Stadtgemeinden und Landgemeinden mit mehr als 200 bis höchstens 4000 Einwohnern (Mittlere Gemeinden),
 - c) mittlere Stadtgemeinden und Landgemeinden mit mehr als 4000 bis höchstens 15 000 Einwohnern (Große Gemeinden),
 - d) Gemeinden mit mehr als 15 000 Einwohnern (Städte im Sinne dieses Gesetzes).
2. Mittlere Stadtgemeinden können auf ihren Antrag durch das Staatsministerium in die Klasse der Städte [. . .], kleine Stadtgemeinden in gleicher Weise in die Klasse der Großen Gemeinden [. . .] eingereiht werden.
3. Städte, deren Einwohnerzahl auf 15 000 oder darunter gesunken ist, können auf ihren Antrag durch das Staatsministerium in die Klasse der Großen Gemeinden [. . .], Große Gemeinden, deren Einwohnerzahl unter 4000 gesunken ist, in gleicher Weise in die Klasse der Mittleren Gemeinden [. . .] eingereiht werden.

4. *Einer Landgemeinde kann durch Entschlie-
ßung des Staatsministeriums die Eigenschaft
als Stadtgemeinde verliehen werden. Mit der
Einreihung unter die Städte im Sinne dieses
Gesetzes erlangt sie diese Eigenschaft ohne
weiteres.*"

Ohne Rücksicht auf historische Traditionen regelte also die Badische Gemeindeordnung von 1921 das Recht, die Bezeichnung „Stadt“ zu führen, rein verwaltungstechnisch nach der Einwohnerzahl. Viele alte, aber kleinere Städte verloren ihre Vorzugsstellung und stiegen in die Klasse der „Stadtgemeinden“ ab. Immerhin aber wurde durch diese versöhnliche Bezeichnung eine Reminiszenz an die vergangene Größe gewahrt.

Die Deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935 machte mit diesen Rücksichten Schluß: „*Städte sind Gemeinden, die diese Bezeichnung nach bisherigem Recht führen.*“⁴ Stadtgemeinden gab es von nun an nicht mehr. Traditionsreiche Städte, die 1921 Stadtgemeinden geworden waren, sahen sich in ihrer Bezeichnung mit kleinen Dörfern auf eine Stufe gestellt. Um zu retten, was zu retten war, verlieh das Badische Innenministerium am 30. März 1935, zwei Tage vor Inkrafttreten der Deutschen Gemeindeordnung, 32 Stadtgemeinden kurzerhand die Bezeichnung „Stadt“. Weitere 11 Verleihungen erfolgten am 16. Mai 1938 durch den Reichstatthalter. Eine Bekanntmachung vom 21. Juni 1938 setzte definitiv fest, welche Gemeinden in Baden nun noch Städte waren. Insgesamt gab es nur noch 58, davon lagen auf dem Gebiet des späteren Landes (Süd-)Baden 37.⁴

Eingebettet war diese restriktive Bestimmung, die geeignet war, das kommunale Eigenbewußtsein und damit auch die Eigenständigkeit der ehemaligen Städte zugunsten des Zentralstaates zu schmälern, in die Grundtendenz der Deutschen Gemeindeordnung, die Staatsaufsicht über die Kommunen zu stärken und sie in ihrem Handeln auf eine einheitliche Linie einzuschwören, und zwar nicht nur in juristisch-formaler, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht. Natürlich stellten auch alle früheren und späteren Gemeindeordnungen die Tätigkeit der Kommunalverwaltungen unter einen Gesetzesvorbehalt, aber die Deutsche Gemein-

deordnung ging weit darüber hinaus, indem sie festsetzte, daß das Wirken der Gemeinden „*im Einklang mit den Gesetzen und den Zielen der Staatsführung stehen*“ müsse.⁵ Was darunter zu verstehen war, machte eine andere Bestimmung deutlich: „*Bürgermeister und Beigeordnete werden durch das Vertrauen von Partei und Staat in ihr Amt berufen. Zur Sicherung des Einklangs der Gemeindeverwaltung mit der Partei wirkt der Beauftragte der NSDAP bei bestimmten Angelegenheiten mit.*“⁶

Der demokratische Neubeginn nach 1945 ging vor dem Hintergrund des völligen Zusammenbruchs der staatlichen Ordnung von der gemeindlichen Ebene aus. Am Anfang der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland stehen die Berufung von Bürgermeistern und Landräten sowie Kommunalwahlen. Im französisch besetzten Teil Badens fanden die ersten Gemeindewahlen im Herbst 1946 statt. In deren Vorfeld begannen spätestens im April 1946 im provisorisch eingerichteten Freiburger Innenministerium die Überlegungen über eine Neugestaltung der Gemeindeordnung mit dem Ziel, NS-Bestimmungen auszumerzen und die alte Ordnung von 1921 wiederzubeleben.⁷ Daß es nicht mehr gelang, rechtzeitig vor den Gemeindewahlen 1946 die neue Gemeindeordnung fertigzustellen, lag nicht an etwaigen Saumseligkeiten der deutschen Verwaltung, sondern an tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten mit der französischen Besatzungsmacht hinsichtlich der den Gemeinden zuzubilligenden Kompetenzen. Der Gedanke einer weitgehenden kommunalen Selbstverwaltung vertrug sich nicht mit der Verwaltungstradition Frankreichs. Ein interner Aktenvermerk des (Süd-)Badischen Innenministeriums vom 21. Dezember 1946 hielt zu den französischen Vorstellungen, die am Schluß nur zu einem Teil durchgesetzt werden konnten, fest: „*Die Abänderungswünsche der Militärregierung gegenüber dem Entwurf einer Gemeindeordnung laufen auf eine starke Einschränkung der gemeindlichen Selbstverwaltung hinaus. Die Befugnisse der Aufsichtsbehörden sind erheblich erweitert. Die [...] vorgesehene Beschränkung der Staatsaufsicht auf die Rechtsaufsicht ist beseitigt durch die Wiederaufnahme der nationalsozialistischen Bestimmung, nach der die Staatsaufsicht auch den Einklang der Gemein-*

deverwaltung mit den Zielen der Staatsführung zu überwachen hat.⁶ Die französischen Vorstellungen gingen so weit, sämtliche Beschlüsse einer Gemeinde mit finanziellen Auswirkungen der Staatsgenehmigung zu unterwerfen.

Das Ergebnis des zähen Ringens, die Badische Gemeindeordnung vom 25. März 1947, zeigte deutlich den Charakter eines Kompromisses.⁹ Sie basierte in ihrer Systematik auf der Deutschen Gemeindeordnung von 1935, lehnte sich bis zu einem gewissen Grade inhaltlich an die Badische Gemeindeordnung von 1921 an, jedoch mit der Tendenz zu einer stärkeren Staatsaufsicht als 1921 trotz der Beseitigung der Elemente des nationalsozialistischen „Führerprinzips“ (die französische Forderung, die Gemeinden auch an die politischen Ziele der Regierung zu binden, fand sich versteckt und reduziert in der Bestimmung wieder, das Wirken der Gemeinden müsse „im Einklang mit den Gesetzen, Landesverordnungen und Landesverfügungen der Regierung stehen“¹⁰). Hinsichtlich des Rechtes, die Bezeichnung „Stadt“ zu führen, wurde die Bestimmung von 1935 wörtlich übernommen – ein Widerspruch zu dem erklärten Ziel der Demokratisierung, wenn man die Einbettung dieser Regelung in die zentralistischen Absichten der Verwaltungspolitik des „Dritten Reiches“ berücksichtigt, und ein Widerspruch zu einem der Hauptabsichten der französischen Besatzungspolitik, jeden Anflug von Zentralismus in Deutschland zu unterbinden.

Zufrieden war mit diesem Resultat auf deutscher Seite niemand. In einer Presseerklärung des Innenministeriums zur neuen Gemeindeordnung hieß es hinsichtlich des Hauptstreitpunktes, der kommunalen Selbstverwaltung, verschmitzt: „Dabei kommt es immer auf eine vernünftige und sinnvolle Anwendung der Staatsaufsicht an, und hier wird wieder die gute badische Tradition mitsprechen.“¹¹ Kein Wunder also, daß noch im Verlauf des Jahres 1947 die ersten Vorstöße zu einer Novellierung der Gemeindeordnung unternommen wurden. Bereits am 26. September 1947 – nur ein halbes Jahr nach der Verabschiedung der ersten badischen Nachkriegs-Gemeindeordnung vom März 1947 – fand im Dienstzimmer von Freiburgs Oberbürgermeister Dr. Hoffmann eine interfraktionelle Sitzung statt, in der ein ent-

sprechender Forderungskatalog von kommunaler Seite erarbeitet wurde.¹² Im Lauf des Jahres 1948 änderten sich die deutschland- und globalpolitischen Rahmenbedingungen des französischen Besatzungsregimes. Die Gestaltungsfreiräume der deutschen Verwaltungen nahmen zu. Am 23. September 1948 wurde eine neue Badische Gemeindeordnung erlassen¹³, die den von kommunaler Seite vorgebrachten Wünschen weitgehend Rechnung trug. Die Staatsaufsicht wurde reduziert (insbesondere war nur noch von der Gesetzesbindung der gemeindlichen Selbstverwaltung die Rede, nicht mehr pauschal und dehnbar von der Beachtung von Regierungsverfügungen), die wirtschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten der Kommunen wurden ausgebaut. Hinsichtlich der Bezeichnung „Stadt“ wurde die seit 1935 eingebürgerte Formel beibehalten: „*Städte sind die Gemeinden, die diese Bezeichnung nach bisherigem Recht führen*“ (§ 9 Abs. 1 Satz 1).

Und dennoch hatte sich etwas geändert. Ab 1947/1948 und somit ab den Jahren, in denen die Idee der kommunalen Selbstverwaltung nach den Restriktionen der NS-Zeit wieder zum deutlich vorherrschenden Prinzip in der Badischen Gemeindeordnung geworden war, häuften sich die Anträge badischer Gemeinden auf (zumeist: Rück-)Verleihung derjenigen Bezeichnung, die die kommunale Eigenständigkeit am besten zum Ausdruck bringt: „Stadt“. Solche Anträge waren nach der Gemeindeordnung zulässig. Die gesetzgeberischen Versuche seit 1921, den historisch gewachsenen und daher etwas diffusen Begriff „Stadt“ juristisch klar zu definieren und in einheitlicher Form für ganz Baden oder gar ganz Deutschland ein für alle Mal festzuschreiben, mögen wenigstens zum Teil ihre Rechtfertigung im Streben nach einer rationalen Verwaltungspraxis gehabt haben, aber sie waren unbeliebt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs brach sich diese Unzufriedenheit Bahn. Bei der (süd-)badischen Landesregierung, die sich die Pflege der badischen Tradition auf die Fahnen geschrieben hatte, rannten die antragstellenden Gemeinden offene Türen ein.

Die Bezeichnung „Stadt“ wurde nahezu im Akkord an Gemeinden verliehen, die dieses Recht von früher her gehabt hatten und denen

es genommen worden war. Im Staatsarchiv Freiburg sind zu folgenden solcher Gemeinden einschlägige Akten vorhanden (in chronologischer Reihenfolge des Verleihungsbeschlusses)¹⁴: Oppenau 18. 5. 1948, Hausach i. K. 12. 4. 1949, Hornberg 12. 4. 1949, Schiltach 12. 4. 1949, Zell a. H. 12. 4. 1949, Elzach 28. 6. 1949, Markdorf 28. 6. 1949, Kenzingen 22. 8. 1949, Endingen 5. 9. 1949, Herbolzheim 5. 10. 1949, Renchen 16. 3. 1950, Sulzburg 16. 3. 1950, Kandern 28. 4. 1950, Kuppenheim 28. 4. 1950, Stühlingen 28. 4. 1950, Todtnau 4. 7. 1950, Schönau 19. 7. 1950, Mahlberg 19. 10. 1950, Bonndorf 6. 12. 1950, Löffingen 6. 12. 1950, Hüfingen 3. 9. 1951, Heitersheim 28. 3. 1952, Möhringen 28. 3. 1952, Tengen 7. 5. 1952.

Begründet wurden die Antragstellungen und ihre positiven Bescheide allgemein mit der wirtschaftlichen Struktur der Gemeinden (Gewerbeansiedlungen), ihrer allgemeinen Bedeutung (Zentralitätsfunktion für ein gewisses Umland), ihrer Einwohnerzahl, dem städtischen Ortsbild und vor allem ihrer Geschichte. Als ganz besonderes Motiv spricht aus den Anträgen das Gefühl, Unrecht, das dem „Dritten Reich“ (nicht aber der Badischen Gemeindeordnung von 1921) angelastet wurde, erfahren zu haben. Die Rückverleihung der Bezeichnung „Stadt“ wurde als Wiedergutmachung angesehen und als wichtiger Beitrag zum Wiederaufbau der kommunalen Selbstverwaltung. Beispielsweise beklagte sich die Gemeinde Schiltach in ihrem Antrag vom 2. November 1948: „1277 zum erstenmal als Stadt erwähnt, wurde Schiltach unter allen möglichen Herren die Bezeichnung Stadt belassen, bis es dem 3. Reich vorbehalten blieb, uns Schiltachern dieses uralte Recht zu nehmen.“¹⁵ Wichtig war auch das Motiv der Pflege heimatlicher Traditionen. Zum Beispiel erklärte die Gemeinde Tengen feierlich, sie wolle „Erebrtes pflegen und ehren, dazu gehört auch der Name, der Inhalt ist und Verpflichtung.“¹⁶

In den meisten Fällen ließ der Staatspräsident es sich nicht nehmen, persönlich an den Feierlichkeiten zur Übergabe der Verleihungsurkunden teilzunehmen. Manchmal besuchte er sogar mehrere Gemeinden an einem Tag zu diesem Zweck. Die Ansprachen, die er dabei hielt, zeigen, daß er der Welle der Rückverleihungen der Bezeichnung Stadt eine wichtige

Schlüsselfunktion für seine Politik beimaß. Nach einem Bericht der Badischen Zeitung sagte er bei der Übergabe der Verleihungsurkunde an Endingen am 28. Januar 1950, „[. . .] daß das den Gemeinden des badischen Landes zugefügte Unrecht, der Bezeichnung Stadt verlustig gegangen zu sein, wieder gutgemacht werden müsse. Man habe damals die lebendige Tradition [. . .] nicht beachtet, habe [. . .] vergessen, daß man gegen Tradition und Seele nicht sündigen dürfe. Die Landstädte wie Endingen seien es, die die Eigenart unseres Landes ausmachten. [. . .] In der Not des Jahres 1945 sei uns einzig die Heimat geblieben, und von dieser Heimat her habe man wieder Mut fassen und wieder beginnen können. [. . .] Ebensowenig wolle man auf die Dauer das Unrecht dulden, das Baden in zwei Teile gerissen habe. Was zusammengehöre, müsse zusammenkommen.“¹⁷

Leichtfertig ist man trotz allem aber mit der Verleihung der Stadtbezeichnung nicht umgegangen. Das Innenministerium verhielt sich sehr viel zurückhaltender in der Antragsflut der Jahre 1948 bis 1952 als der Staatspräsident. So äußerte das Innenministerium erhebliche Zweifel an der Städteigenschaft Tengens im Mittelalter und damit an der geschichtlichen Rechtfertigung des Antrags und unternahm daher intensive Nachforschungen, bevor doch noch der positive Bescheid erging.¹⁸ Als die Gemeinde Mahlberg am 15. Oktober 1949 ihren Antrag stellte, wurde dessen Bearbeitung weder vom Innenministerium besonderes engagiert betrieben noch vom damals zuständigen Landratsamt Lahr unterstützt, das geltend machte, daß andere Gemeinden im Landkreis wegen ihrer aktuellen Bedeutung viel bessere Ansprüche geltend machen könnten als Mahlberg mit seiner „nur“ historischen Größe. Als dann auch noch ein (sprachlich etwas ungelinkes) Protestschreiben eines Mahlberger Bürgers beim Innenministerium einging, schienen alle Chancen zunichte zu sein: „Im Auftrage der ländlichen Bevölkerung möchte ich darauf hinweisen, dass wir keinerlei Interesse an der Wiedererlangung des Stadtrechts haben. Nach unserer Auffassung sind es lediglich überspannte Pläne unseres Herrn Bürgermeisters, um vielleicht nach Jahren einen persönlichen [sic] Nutzen daraus zu ziehen. Wir bitten daher

die Behörde, eine Abstimmung der Bevölkerung [sic] anzustreben, oder die ganze Angelegenheit verneinend zu beantworten.“ Es war in dieser Situation Staatspräsident Leo Wohleb persönlich, der die Verleihung der Bezeichnung Stadt an Mahlberg verfügte.¹⁹ Zahlreich sind die Fälle, bei denen das Innenministerium Bedenken anmeldete wegen der Größe vieler antragstellender Gemeinden, die damals oft nur um die 2000 Einwohner (oder weniger) zählten und daher aus der Perspektive der Ministerialbeamten in der Landeshauptstadt Freiburg einen eher dörflichen Eindruck machten.²⁰

Ein gänzlicher Sonderfall war Wehr.²¹ Im Jahr 1949 ermutigte Staatspräsident Leo Wohleb die Gemeinde Wehr, in Anbetracht ihrer wirtschaftlichen Bedeutung und ihres städtischen Erscheinungsbildes einen Antrag auf Zuerkennung der Stadteigenschaft zu stellen. Immerhin war Wehr mit seinen damals rund 4700 Einwohnern größer als so manche andere Gemeinde im südlichen Baden, die sich wieder Stadt nennen durfte. Der Antrag wurde am 19. Februar 1949 über das Landratsamt Bad Säckingen an das zuständige Innenministerium gerichtet. Das Ministerium verschleppte die Sache über viele Monate hinweg, und sie wäre wohl gänzlich in Vergessenheit geraten, wenn der Wehrer Bürgermeister sie nicht eindringlich beim Staatspräsidenten durch eine Eingabe vom 9. Dezember 1949 in Erinnerung gerufen hätte. Zur Erklärung dieses Verhaltens aufgefordert, machte das Innenministerium formaljuristische Argumente geltend: Alle bisherigen Verleihungen der Bezeichnung Stadt seien an solche Gemeinden erfolgt, die aufgrund der Badischen Gemeindeordnung von 1921 und der Deutschen Gemeindeordnung von 1935 dieses Namens verlustig gegangen waren; Wehr aber sei zuvor nie Stadt gewesen. Im Innenministerium befürchtete man die Schaffung eines Präzedenzfalles und sah die Gefahr einer unkontrollierbaren Welle von Stadtverleihungen heraufziehen. Der Staatspräsident schloß sich diesen Bedenken nicht an und setzte in der Kabinettsitzung vom 28. Dezember 1949 den Beschluß durch, Wehr die Bezeichnung Stadt zu verleihen. Die Einwände des Innenministeriums wurden lediglich formal zur Kenntnis genommen. Erst am

16. März 1950 wurde die Entscheidung der Gemeinde Wehr über das Landratsamt Bad Säckingen mitgeteilt. Die feierliche Übergabe der Verleihungsurkunde fand dann als Teil eines groß angelegten zweitägigen Heimattages am 9. Juli 1950 in Anwesenheit des Staatspräsidenten und des Innenministers statt.²²

Beispiele wie Wehr und Mahlberg machen deutlich, daß das Ringen zwischen einem verwaltungstechnischen Stadtbegriff, der ursprünglich aus dem (für sich genommen ja gar nicht verkehrten) Streben nach terminologischer Klarheit und Vereinheitlichung geboren war und während des „Dritten Reiches“ weit darüber hinausreichende Inhalte annahm, und einem solchen, der historische und gefühlsmäßige Aspekte mit berücksichtigt, trotz der Neugestaltung des Kommunalrechts in (Süd-)Baden nach 1945 noch nicht entschieden war. Leo Wohleb war kein Politiker, der ausschließlich in den Kategorien der Nützlichkeit und der Raison dachte. Daß er mitunter den Konflikt mit seinem Innenminister nicht scheute, lag ganz in der Konsequenz seiner Politik.

Anmerkungen

- 1 Einen kurzen Überblick über die Entwicklung des badischen Gemeinderechts liefert Karl Stiefel: *Baden 1648–1952* Band II, Karlsruhe 1977, hier S. 1108–1122. Vgl. Staatsarchiv Freiburg (künftig: StA F) C 5/1 Nr. 87 (Anlage zum Schreiben des Landratsamts Wolfach an das Innenministerium bzw. die Staatskanzlei vom 26. September 1949).
- 2 *Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt* Nr. 56 (18. 10. 1921), S. 347–386, hier S. 347/48.
- 3 *Deutsche Gemeindeordnung* vom 30. Januar 1935 § 9 Abs. 1 Satz 1 (*Reichsgesetzblatt* 1935 Teil I, Nr. 6, S. 49–64, hier S. 50).
- 4 StA F, C 15/1 Nr. 43 (Rechtsgutachten von Otto Boll 1949). Im Bereich des späteren Landes (Süd-)Baden blieben somit Städte: Baden-Baden, Freiburg, Konstanz, Achern, Bühl, Donaueschingen, Emmendingen, Engen, Furtwangen, Gaggenau, Gernsbach, Kehl, Lahr, Lörrach, Meßkirch, Müllheim, Neustadt, Oberkirch, Offenburg, Pfullendorf, Radolfzell, Rastatt, Rheinfelden, Bad Säckingen, St. Georgen, Schopheim, Singen a. H., Staufen, Stockach, Triberg, Überlingen, Villingen, Waldkirch, Waldshut, Weil a. Rh., Wolfach, Zell i. W.
- 5 *Deutsche Gemeindeordnung* 1935 (wie Anm. 3), § 1 Abs. 2 Satz 3.
- 6 A. a. O., § 6 Abs. 2 Satz 1 und 2; vgl. auch §§ 33, 41, 51.

- 7 Hierzu und zum folgenden: StA F C 15/1 Nr. 41.
- 8 A. a. O., Bl. 397.
- 9 Amtsblatt der Landesverwaltung Baden (Französisches Besatzungsgebiet), 2. Jahrgang, Nr. 12 (31. März 1947), S. 53–64.
- 10 A. a. O., S. 53 (§ 1 Satz 3).
- 11 StA F, C 15/1 Nr. 41, Bl. 571.
- 12 Zur Entstehung der Gemeindeordnung von 1948 generell: StA F, C 15/1 Nr. 42.
- 13 Veröffentlicht in: Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt, 3. Jahrgang, Nr. 38 (3. November 1948), S. 177–187.
- 14 StA F C 15/1 Nr. 1144–1166; außerdem C 5/1 Nr. 45, 54, 87, 88. Der Antrag der Gemeinde Lichtenau (StA F C 5/1 Nr. 50) wurde in südbadischer Zeit nicht mehr entschieden; die Verleihung der Bezeichnung Stadt erfolgte erst 1956 (vgl. Ludwig Lauppe: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Eine heimatgeschichtliche Rückschau, hrsg. von Lisbeth Lauppe und Dr.-Ing. Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984, S. 465).
- 15 StA F C 15/1 Nr. 1147.
- 16 StA F C 5/1 Nr. 87 (Schreiben der Gemeinde Tengen vom 25. 11. 1951).
- 17 StA F C 15/1 Nr. 1154 (Badische Zeitung vom 31. Januar 1950). Vgl. die Ansprache, die Wohleb am 27. Mai 1951 in Löffingen hielt: C 15/1 Nr. 1156 (Schwarzwälder Bote vom 28. Mai 1951).
- 18 StA F C 15/1 Nr. 1151.
- 19 StA F C 15/1 Nr. 1155.
- 20 Als z. B. der Termin für die Übergabe der Verleihungsurkunde an Kuppenheim ausgehandelt werden mußte, bat die Gemeinde darum, daß auf die Erntearbeiten in der Landwirtschaft Rücksicht genommen werde, da sonst viele Bürger an der Feier nicht teilnehmen könnten: C 15/1 Nr. 1158.
- 21 StA F C 5/1 Nr. 46, C 15/1 Nr. 1157.
- 22 StA F G 23/13 Nr. 89 (ausführlicher Bericht des „Wehrtaler“ vom 11. Juli 1950).

Anschrift des Autors:
 Dr. Martin Stingl
 Staatsarchiv Freiburg
 Colombistraße 4
 79098 Freiburg

Großherzogtum Baden und Königreich Württemberg

Zwei Nachbarn in Partnerschaft und Konfrontation

Als Baden und Württemberg im Jahr 1952 zu einem neuen Bundesland vereinigt wurden, hat man die Historiker nicht um Rat gebeten geschweige denn ein Gutachten von ihnen eingeholt, um zu erfragen, wie sich die beiden künftigen Ehepartner entwickelt, wie und wann sie ihre eigenständigen Traditionen ausgebildet hatten. Die Befürworter der Vereinigung, insbesondere in den industriellen Zentren Nordwürttembergs, aber auch in Nordbaden ansässig, betonten die wirtschaftlichen Notwendigkeiten für ein leistungsfähiges Bundesland im deutschen Südwesten, und die Vereinigungsgegner, insbesondere im badischen Süden, verwiesen auf ihre alten Traditionen und Mentalitätsformen, mußten freilich auch zugestehen, daß „Baden“ und „Württemberg“ Staaten des 19. Jahrhunderts waren, unter dem Diktat Napoleons entstanden und in großherzoglicher bzw. königlicher Zeit im Verlaufe dieses Jahrhunderts zusammengewachsen, was nicht ohne Irritationen vor sich gegangen war. In den beiden Staaten war es nicht darum gegangen, daß „zusammenwuchs, was zusammengehörte“. Vielmehr bedurfte es vieler Anstrengungen, um den heterogenen Bestandteilen dieser neugebildeten süddeutschen Mittelstaaten so etwas wie ein gemeinsames Staatsbewußtsein zu vermitteln. Das Wissen darum, daß man eigentlich nur ein Rädchen in der europäischen Politik des französischen Kaisers war, der die drei Pufferstaaten Bayern, Württemberg und Baden zwischen Frankreich und Österreich installierte und sie zugleich seinem Satellitensystem zuordnete, war nicht geeignet, diesen künstlichen Gebilden eine lange Lebensdauer zu prophezeien. Im Gegenteil waren hier wie dort die Gegensätze so groß, die

anfänglichen Widerstände so gravierend, daß es fast wie ein Wunder anmutet, daß Baden – das Großherzogtum – und Württemberg – unter einem König – den Sturz Napoleons überstanden haben. Diesem Wunder, das sich auf dem Wiener Kongress vollendete, folgte ein zweites: Die Bürger beider Länder lernten, diese als ihr Vaterland zu verstehen, das zwar noch nicht das ersehnte Vaterland aller Deutschen war, aber doch einen Schritt auf dem Wege dahin darstellte. Auf der Suche nach der Einheit tat man zunächst den ersten, vorläufigen Schritt und empfand ihn zugleich als einen Fortschritt im Gewinn der Bürger- und Freiheitsrechte, die ihren ersten Ausdruck in den Verfassungen von 1818 und 1819 fanden.

Darum geht es im folgenden, um einen Weg, der in der Tat dazu geführt hat, daß man auf beiden Seiten die politischen, geistigen und wirtschaftlichen Errungenschaften, die im Laufe des 19. Jahrhunderts erkämpft wurden, als Leistungen ansah, auf die man stolz war und die man auf das Konto der neuen Staaten schrieb, auch wenn diese ihren Ursprung im napoleonischen Länderschacher hatten und gegen den Willen eines Großteils aller Beteiligten zustande gekommen waren. Dennoch erwuchs in ihnen jenes Zusammengehörigkeitsbewußtsein, das „die Badener“ und „die Württemberger“ entstehen ließ, die keine Schwaben und Franken aus gemeinsamem mittelalterlichem Stammesbewußtsein mehr sein wollten, keine Pfälzer, Hohenloher oder Vorderösterreicher im frühneuzeitlichen Sinne, sondern die im Königreich Württemberg wie im Großherzogtum Baden ihre neue politische Heimat fanden, ehe das Bismarcksche Reich diesen Raum ausweitete. Die beiden Nachbarstaaten,

die damals noch enger aneinanderrückten, aber zugleich zu souveränen Monarchien und deutschen Bundesstaaten wurden, haben in der Folgezeit ihr jeweils eigenes Staatsbewußtsein hervorgebracht, eigenständige Formen ihres politischen und wirtschaftlichen Lebens, die in jeweils eigene Traditionen einmündeten, denen man sich verpflichtet fühlte. An dieser Traditionsbildung haben die Historiker kräftig mitgewirkt, wobei die Geschichte der beiden regierenden Fürstenhäuser das Band bilden sollte, das die einzelnen Landesteile miteinander verknüpfte. Aus den Württembergern wurden nun die Schwaben, während sich die Badener aus dieser Stammesbezeichnung ausgrenzten, aber dafür im Süden ihres Landes den Alamannenbegriff aufnahmen und auf sich bezogen. Ehemals Zusammengehöriges wurde gegeneinander abgegrenzt und polarisierte sich sogar zu scheinbaren Gegensätzen. Aus dieser Spannung erwuchs ein Großteil der Polemik im Kampf gegen den Südweststaat.

Hier geht es also vor allem um Abgrenzungen, um die Herausbildung von Verschiedenheiten. Die Stuttgarter Napoleon-Ausstellung von 1987, 35 Jahre nach der Südweststaatgründung, hat diesen Vorgang eher verschleiert, statt ihn historisch aufzuarbeiten. Der gemeinsame Start der Jahre 1803–1806 verleitete dazu, die Gemeinsamkeiten der beiden neuen Staaten überzubetonen. Dabei waren die Startvoraussetzungen recht unterschiedlich und höchst problematisch. In Baden waren die 250 Jahre lang getrennten Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, die eine katholisch, die andere lutherisch, 1771 unter dem protestantischen Durlacher Fürstenhaus wiedervereinigt worden, und nur diesem zu achtbarer politischer Größe angewachsenen Fürstentum konnte es gelingen, sich im napoleonischen Flurbereinigungsgeschäft zu behaupten. Dem alten Markgrafen Karl Friedrich, der 1803 zum Kurfürsten des im Todeskampf liegenden Hl. Römischen Reiches, 1806 im Alter von 78 Jahren zum Großherzog des dem Rheinbund beigetretenen Baden wurde, fiel dieser späte Erfolg in den Schoß, doch hatte er ihn in den Jahrzehnten zuvor durch ein vorbildliches Reformwerk in seinem kleinen Land vorbereitet. Tüchtige Beamte wie Friedrich Nikolaus Brauer oder Sigismund v. Reitzenstein

taten das ihrige dazu, um das neue Baden nach außen und innen zu organisieren und zu konsolidieren. Es hatte sein Territorium vervierfacht, seine Bevölkerung war auf eine Million angewachsen: 100 Jahre später würden es zwei Millionen sein.

Was war da alles zusammengekommen: Vorderösterreicher aus dem Breisgau und dem Bodenseegebiet, Kurpfälzer vom unteren Neckar mit den Residenzen in Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, bischöfliche Untertanen aus Konstanz und Meersburg, aus dem speyerischen Bruchsal und aus dem rechtsrheinischen straßburgischen Gebiet um Ettenheim, Fürstenberger aus der Baar, deren ehemaliger Landesherr, eben der Fürst von Fürstenberg, besonders heftig gegen die Mediatisierung kämpfte, Reichsstädter aus Überlingen und Pfullendorf und aus der Ortenau, Klosterleute aus St. Blasien, Salem, Schuttern und Gengenbach, und ritterschaftliche Untertanen insbesondere aus dem Kraichgau, wo die Gemmingen, Venningen, Neipperg jeweils ein oder zwei Dörfer ihr eigen nannten. 30% Protestanten, in der Kurpfalz reformiert, in Baden-Durlach lutherisch, aber 70% Katholiken unter einem lutherischen Fürstenhaus, wobei die katholische Mehrheit nunmehr ihr badisches Bistum in Freiburg erhielt – anstelle des alten schwäbischen Bistums Konstanz –, während Württemberg in Rottenburg sein katholisches Bistum begründete. Jeder der neuen Staaten erhielt also seine eigene Kirchenorganisation; die evangelische Kirche Badens vereinigte sich aus Reformierten und Lutheranern zu einer Landeskirche unter dem Summepiskopat des Landesherrn. In Württemberg waren die Religionsverhältnisse umgekehrt als in Baden. Zu der in seinem Kerngebiet rein lutherischen Bevölkerung traten nun in Oberschwaben, in der Herrschaft Hohenberg und im Gebiet des Stifts Ellwangen rund 30% Katholiken hinzu, die es nicht leicht hatten, der „altwürttembergischen“ Führungsschicht ihre eigenen Traditionen und Kräfte entgegenzusetzen, zumal auch hier der König an der Spitze der evangelischen Landeskirche stand. Überhaupt wäre über die Konfession als politische und geistige Wirkungskraft viel zu sagen, denn sowohl in dem toleranteren Baden als auch in dem in theologischen Fragen absoluteren und grundsätzlicheren Württem-

berg mußte ein Ausgleich zwischen den beiden großen Konfessionen gefunden werden, was die Diskussion durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch nachhaltig bestimmt hat. In der Landesuniversität Tübingen hatte sie ihren geistigen Standort.

Merkwürdig verschlungen blieben auch die Grenzen der beiden Länder. Württemberg wirkt hier wiederum kompakter. Die Bevölkerung von 1,4 Millionen wird sich, wie in Baden, im 19. Jahrhundert verdoppeln, trotz der immensen Amerika-Auswanderung insbesondere aus den strukturschwachen Gebieten der Schwäbischen Alb und des Schwarzwaldes. Baden hingegen besaß, gerade im Osten gegen Württemberg, eine zufällig anmutende Grenze, die sich in der Mitte des Landes zu einer Wespentaille verengt, jedoch einen Großteil des Schwarzwaldes einschließt, im Süden an den Bodensee reicht, im Norden bis an den Main, also ein überlanges, aber schwächtiges Gebiet bildet, dessen einzige Verkehrsachse der Rhein bildet, der jedoch zugleich auf ganzer Länge die Landesgrenze im Westen markiert. Kein Wunder, daß der Ausbau des Rheins zur Schifffahrtsstraße, also die Tulla'sche Rheinregulierung, eine verkehrstechnische Großtat des badischen Staats bedeutet. Eisenbahn und Straßen in der Rheinebene verstärken diese Nord-Süd-Trasse, an die dann allmählich die Querverbindungen angeschlossen wurden, die jedoch stets an der badischen Grenze endeten und zu vermeiden suchten, daß man württembergisches Gebiet überqueren mußte, auch wenn dies verkehrstechnisch günstiger gewesen wäre. Dieses Konkurrenzdenken wird uns oftmals begegnen.

Welche Rolle man in dieser Entwicklung den Fürstenhäusern einräumen sollte, darüber mag man streiten. Doch die Namen der Könige und Großherzöge stehen über den Projekten, die in ihrer Regierungszeit verwirklicht wurden und tragen oftmals ihren Namen, bis hin zu den Siedlungen Friedrichshafen und Ludwigshafen am Bodensee, Leopoldshafen am Rhein oder Wilhelmsdorf, zu Bergwerken und Hütten, Krankenhäusern und Stiftungen im Namen des Fürsten und der Fürstin. Am Anfang steht der uralte Karl Friedrich in Baden, ein Mythos noch zu Lebzeiten, Patriarch und Landesvater in einem aufgeklärten Staat, auf

der andern Seite der despotische Friedrich in Württemberg, der erste König. Karl Friedrich hat diesen Titel nicht erhalten, angeblich auch nicht erstrebt; er erklärte die Trauben als zu sauer, die für ihn zu hoch hingen. Sein Enkel Karl, der nur 7 Jahre lang regiert hat, hat kurz vor seinem Ende die badische Verfassung verabschiedet, genug, um ihm ein freundliches Andenken zu sichern. Seine Gemahlin Stephanie war eine Adoptivtochter Napoleons, das Unterpand Badens im Bündnissystem des französischen Kaisers. Auch Württemberg mußte eine solche Verwandtschaftsbeziehung zu dem Korsen eingehen, denn Friedrichs Tochter Katharina wurde 1807 mit Napoleons Bruder Jérôme, dem König von Westfalen, vermählt. Ihr Bruder Wilhelm, der 1816 als Nachfolger seines Vaters an die Spitze des Staates trat, hat fast 50 Jahre lang regiert und kennzeichnet jene Zeit der Stabilisierung des Königreiches, die in Baden erst in der 2. Hälfte des Jahrhunderts einsetzen sollte. Erwähnenswert sind vor allem die russischen Frauen, Wilhelms 2. Gemahlin Katharina, auch wenn sie nur 3 Jahre lang in Stuttgart gelebt hat, und die badische Prinzessin Luise, die als Zarin Elisabeth, Gemahlin Kaiser Alexanders I., die Geschichte ihres Heimatlandes mitbestimmt hat. Im Vorgriff sei Königin Olga genannt, Tochter Zar Nikolaus I., von 1846 bis 1892 Gemahlin König Karls. Das Olgakrankenhaus in Stuttgart heißt noch heute nach ihr. Für Katharina und ihren Ehemann wurde die Grabkapelle auf dem Württemberg, an der Stelle des ehemaligen Stammschlosses der württembergischen Grafen, errichtet, zugleich eine russisch-orthodoxe Kapelle.

Die Krise der Monarchie von Napoleons Gnaden hat sich in Baden in besonderem Maße ausgewirkt. Auf dem Wiener Kongress spielte es eine höchst bescheidene Rolle, und bald darauf zeichnete sich ein Erbfolgeproblem ab. Nach dem Tode Großherzog Ludwigs, eines militärisch denkenden und spröden Junggesellen, eines Verfassungsgegners, aber auch eines sparsamen und in Finanzen bewanderten Landesherrn, trat in Großherzog Leopold ein Sohn Karl Friedrichs aus einer späten und unter den Standesgenossen als unebenbürtig angesehenen Ehe die Regierung an, und es kostete viel Mühe, um die Anerkennung der „Hochberger

Linie“ des badischen Hauses bei den europäischen Großmächten zu erreichen. Leopold war ein rechtlich denkender und gutherziger Mann, der dem Fürstenamt in Baden ein fast biedermeierliches Gepräge gab, und man würde ihm wohl ein freundliches Andenken gönnen, wäre er nicht der Großherzog der badischen Aufstände von 1849, der schließlich die preußischen Truppen zu Hilfe rufen mußte, um auf seinen Thron zurückkehren zu können. Doch auch die regulären Truppen der Württemberger und Hessen haben an der Niederschlagung der badischen Revolution mitgewirkt.

Im Jubiläumsjahr der Revolution von 1848/49 wird von diesen Vorgängen in zahllosen Veranstaltungen, in Ausstellungen und Vorträgen gesprochen werden, in Baden zumal, und man feiert die Revolutionäre von damals, zu Recht, als die Vorkämpfer der demokratischen Freiheit, der bürgerlichen Rechte und auch des deutschen Einheitsstaates. Für die Fürsten von damals ist in diesem Kontext wenig Platz, und man tut sich heute schwer, ihre nach rückwärts gewandte Haltung, ihr vorsichtiges Taktieren, das auf die Erhaltung der monarchischen Ordnung gerichtet war, zu verstehen, auch wenn die beiden Exponenten, Großherzog Leopold in Baden und König Wilhelm in Württemberg, ernsthaft bemüht waren, die sozialen Konflikte zu meistern, denen ihr Land ausgesetzt war. Sicherlich ist es nicht Leopold zuzuschreiben, daß Baden vor allen anderen deutschen Staaten zum Kampfplatz, oder sollte man sagen zum Experimentierfeld der Revolution geworden ist. Gewiß, der dynastische Konflikt um die Erbfolge der Hochberger hat nachgewirkt und ließ die Badener immer wieder in die Schlagzeilen der Skandalpresse kommen, aber maßgeblich für das revolutionäre Klima am Oberrhein war dies nicht. Allenfalls die Schwäche des Großherzogshauses schuf Angriffsflächen für die republikanische Polemik, aber wo gab es diese nicht.

Bemerkenswert ist Badens Randlege, seine Nachbarschaft zu Frankreich, dessen revolutionäre Ideen seit 1789 jenseits des Rheins aufgenommen wurden. Doch auch die konservativen Revolutionsflüchtlinge aus Frankreich haben gerade in Baden Aufnahme gefunden und haben die Sensibilität für die Problematik des

Revolutionsgeschehens hierzulande gesteigert. Dabei galt Baden unter Karl Friedrich in der Übernahme fortschrittlichen Gedankengutes als aufgeklärter Staat, und als Baden 1818 den Vorreiter in der Schaffung einer vorbildlichen Verfassung spielte, wurde dies im konservativen System der Metternich-Ära mit großem Mißtrauen beobachtet. Diese Spannung einer Offenheit für liberales Denken neben einem starken Mißtrauen Frankreich gegenüber gab hier der politischen Diskussion eine besondere Reife und Tiefe, wie sie sich bei den Rechtslehrern Rotteck und Welcker darstellt. Auch bei Großherzog Karl Friedrich ist diese Spannung spürbar, dem Napoleon verhaßt war und der sich doch in sein politisches System einbinden lassen mußte. In Württemberg übrigens, um dies hier anzufügen, hatte die Verfassungsdiskussion eine andere Dimension, ging es doch hier um die Wiederherstellung des „guten, alten Rechts“, das man in merkwürdiger Verquickung fortschrittlicher und konservativer Gedanken im altwürttembergischen Ständestaat als Ergebnis eines jahrhundertlangen Ringens verwirklicht sah. Die württembergische Verfassung von 1819 ist das Ergebnis einer besonders langen Diskussionsphase, obwohl sie der badischen eigentlich vorausgegangen war.

Vor allem aber waren in Baden die sozialen und politischen Spannungen unverkennbar. Der Ausbau der großen Verkehrsachse am Oberrhein, Rheinregulierung und früher Eisenbahnbau, die beginnende Industrialisierung vergrößerte die Spannung zwischen der sich bildenden Industriegesellschaft und den strukturschwachen bäuerlichen Gebieten des Schwarzwaldes und im badischen Norden. Die Agrarkrise im Zusammenhang mit den Hungerjahren 1845/46 kam hinzu und führte zu einer erneuten Auswanderungswelle nach Amerika – die man übrigens nicht direkt mit der Revolution in Verbindung bringen darf: Die Auswanderer der Revolutionsjahre waren nur zum geringen Teil Revolutionäre, auch wenn sich die Führer der badischen Aufstände durch die Auswanderung der Verfolgung entzogen. Alle diese Erscheinungen gab es auch im benachbarten Württemberg, wo die politische Diskussion nicht weniger heftig geführt wurde, so daß die Württemberger in der Paulskirche ebenso

stark vertreten waren wie die Badener. Bekannt ist ja, daß das Frankfurter Parlament schließlich in Stuttgart seine letzten Debatten führte, ehe es sich vollends auflöste. Zu bewaffneten Kämpfen, zum Überlaufen der regulären Truppen zu den Aufständischen, zur Besetzung der Residenz und zur Bildung einer revolutionären und demokratischen Regierung in den Sommermonaten 1849 ist es jedoch nur in Baden gekommen, und man wird immer erneut nach den Gründen zu fragen haben, die dazu geführt haben. Das soeben erschienene, im Generallandesarchiv Karlsruhe erarbeitete Verzeichnis aller mit den revolutionären Ereignissen von 1848 in Verbindung stehenden Badener, eine Prosopographie von ca. 40 000 Namen, hat erstmals die Breite dieser Volksbewegung erfaßt und dargetan. Dabei zeigt sich dann freilich auch, wie uneinheitlich die Ideen, die politischen Ziele und Vorstellungen der Protagonisten wie der von ihnen vertretenen Gruppen, der Intellektuellen, Bauern, Arbeiter, der Militärs – Soldaten wie Offiziere –, der Geistlichen, der Gastwirte und Handwerker gewesen sind, und man mag die Niederschlagung der Aufstände in Baden nicht nur dem Eingreifen der vereinigten preußischen, hessischen, württembergischen Truppen unter der Führung des preußischen Prinzen Wilhelm, des späteren deutschen Kaisers, zuschreiben, sondern sicherlich auch dem Fehlen einer einheitlichen politischen Zielsetzung aller freiheitlichen Kräfte, die für die Übernahme der politischen Verantwortung im Lande nicht vorbereitet waren. Für den Historiker – und damit schließt dieses Kapitel – bleibt die Frage nach den transpersonalen sozialen Vorgängen, und es wird, wie angedeutet, viele Erklärungsversuche geben, um das zu verstehen, was sich damals ereignet hat. Als Niederlage der Demokratie möchte man das blutige Ende der badischen Aufstände heute nicht mehr gewertet sehen, die in der Freiheitsbewegung des 19. Jahrhunderts ihren ehrenvollen Platz eingenommen haben. Der Weitergang der Ereignisse freilich wird zunächst unter monarchischen Vorzeichen geschehen.

Konnte sich Württemberg im Zeitalter König Wilhelms, der bis 1864 regiert hat, zu einem beachtlichen zentralistischen Staat mit einem von Altwürttemberg geprägten Staatsbe-

wußtsein konsolidieren, so hat sich Baden nur schwer von der Krise der Revolutionsjahre erholt, und als Leopold 1852 starb, schien sich die Schwäche der Monarchie fortzusetzen, denn sein ältester Sohn, der neue Großherzog, war geisteskrank, und sein jüngerer Bruder Friedrich übernahm für ihn die Regentschaft, ab 1856 die Regierung. In diesem Jahr heiratete er Luise, die Tochter jenes in Baden verhaßten preußischen Prinzen Wilhelm, der mit seinen Truppen die Revolution beendet hatte, des späteren deutschen Kaisers Wilhelm I. Großherzog Friedrich I. hat 50 Jahre lang regiert: 1906, ein Jahr vor seinem Tod, feierte er sein 50jähriges Regierungsjubiläum in Verbindung mit seiner Goldenen Hochzeit, und die Glückwünsche, die man ihm von überall entgegenbrachte, drücken aus, daß man den zum Mythos gewordenen alten Herrn als den eigentlichen Schöpfer des badischen Staats ansah, den Exponenten einer „Goldenen Ära“ seines Landes. Mit großem Geschick hat Friedrich jene „liberale Ära“ Badens eingeleitet, die seinen Regierungsstil bestimmen sollte, wobei die Minister, die er bestellt hat, dem Gedankengut der Revolutionszeit nahestanden wie Karl Mathy und Julius Jolly, Franz v. Roggenbach und August Lamey; in Moritz Ellstätter wurde erstmals ein Jude ins Amt des Finanzministers berufen, das Ellstätter 25 Jahre lang bekleidete. Das Bündnis des Großherzogs mit den Liberalen war freilich auch vom konfessionellen Gegensatz in Baden bestimmt, das im Zentrum, der Partei der katholischen Mehrheit, eine Opposition besaß, die sich schwer in eine ganzheitliche Politik des Landes eingliedern ließ, zumal das Konkordat von 1859 mit dem Vatikan zwar ausgehandelt, aber von der 2. badischen Kammer nicht verabschiedet wurde. Auch in Württemberg war übrigens ein Konkordat mit dem Hl. Stuhl gescheitert, so daß die anstehenden kulturpolitischen Fragen – wie in Baden – 1862 durch ein staatliches Gesetz geordnet werden mußten. Doch ist Württemberg ein Kulturkampf erspart geblieben, was nicht zuletzt dem Rottenburger Bischof Carl Joseph Hefele zu verdanken ist. Das Zentrum hat hier als politische Kraft nie jene Bedeutung erlangt wie in Baden.

Die Außenpolitik Großherzog Friedrichs war bis zu einem gewissen Grad festgelegt

durch seine enge Bindung an Preußen. So ist es ihm schwer gefallen, sich 1866 in die Phalanx der mit Österreich verbündeten Staaten einzureihen und die badischen Truppen zur Teilnahme am Bundeskrieg gegen Preußen zu mobilisieren. In den anschließenden militärischen Aktionen hat sich Baden sehr zurückgehalten, zum Mißvergnügen der aktiveren Württemberger, die bei Tauberbischofsheim, also auf badischem Boden, von den Preußen besiegt wurden und diese Niederlage der Lethargie ihrer badischen Verbündeten zuschrieben. Denn König Karl von Württemberg, seit 1864 Nachfolger seines Vaters Wilhelm, hielt an seinem proösterreichischen Kurs fest und hat auch nach 1870 die deutsche Einigung unter Führung Preußens nicht akzeptiert. Zwar fügte er sich in das Unvermeidliche, überließ es jedoch seinem Ministerpräsidenten Hermann v. Mittnacht, die Einbindung Württembergs in das deutsche Reich Bismarcks zu vollziehen. Großherzog Friedrich hingegen hat es vorbereitet, indem er schon 1866 eine Militärkonvention mit Preußen einging, das die badischen Truppen unter preußisches Kommando stellte, und seine Vermittlung hat schließlich in Versailles auch die Einigungsformel zustandegebracht, unter der das Kaisertum Wilhelms I. Wirklichkeit wurde. Auch wenn man seine Bedeutung beim Zustandekommen der Reichseinheit nicht überschätzen darf, so fiel ihm die Rolle des „Kaisermachers“ zu, die sein Ansehen in der Euphorie des 2. Kaiserreichs ins Unermeßliche steigerte. Daß er im hohen Alter die Rolle Preußens als deutscher Führungsmacht nüchterner und auch skeptischer betrachtete, wurde kaum mehr bemerkt und hatte auch keine politische Auswirkung.

In der deutschen Außenpolitik blieben Baden wie Württemberg unter ihren letzten Fürsten – Friedrich II. in Baden ab 1907, Wilhelm II. in Württemberg ab 1891 – von geringem Einfluß, und das innenpolitische Klima ist hier wie dort von Parteibündnissen unter liberaler Führung bestimmt. In Württemberg war Hermann v. Mittnacht von 1876–1900 Ministerpräsident, danach der Nationalliberale Hermann v. Weizsäcker. Im neuen Jahrhundert sind die Sozialdemokraten in beiden Staaten sehr schnell angewachsen und wurden in die politische Verantwortung gerufen, in Baden im

sog. Großblock von 1905, mit dem man das Zentrum aus der Regierungsverantwortung ausgeschlossen hat. In Württemberg bezeichnete man die Sozialdemokraten als die „königlichen Hofgänger“, deren gutes Verhältnis zu Wilhelm II. geradezu bespöttelt wurde. Um so bitterer klingt die Abdankungserklärung des populären Königs vom 30. 11. 1918. Sie beginnt: „Wie ich schon erklärt, soll meine Person niemals ein Hindernis sein für die freie Entwicklung der Verhältnisse des Landes und dessen Wohlergehen“. Genauso hatte es Großherzog Friedrich am 22. November formuliert: „Wie ich am 14. November 1918 erklärt habe, will ich kein Hindernis sein derjenigen Neugestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse des badischen Landes, welche die verfassunggebende Versammlung beschließen wird.“ Seinen Thronverzicht spricht er auch im Namen des Thronfolgers, seines Vetters Prinz Max von Baden aus, des letzten Reichskanzlers des deutschen Reichs in monarchischer Zeit. Und noch eine Parallele: Auch der württembergische König Friedrich war kinderlos: Die Thronfolge bestimmte auch hier einen Verwandten, den Herzog Albrecht von Württemberg, zum Nachfolger. Im Krieg war er der Befehlshaber einer Heeresgruppe an der Westfront gewesen. Im Gegensatz zu Prinz Max von Baden hat er den Thronverzicht nicht ausgesprochen. Seine Nachkommen leben heute in den Schlössern Altshausen und Friedrichshafen, jene des Prinzen Max in Salem, und auch Baden-Baden gehört ihnen noch, auch wenn der bewegliche Inhalt des Schlosses vor drei Jahren der Verstärkung anheimfiel.

Das Ende der Monarchie sollte veranlassen, noch einmal darüber nachzudenken, was sie geleistet, was sie versäumt hat. Die Außen- und Innenpolitik beider Länder, vorhin kurz gestreift, sind weniger signifikant als die Wirtschafts- und Kulturpolitik, die von den Herrscherhäusern stark geprägt ist. In Baden beginnt erstere, wie schon gesehen, mit der Rheinkorrektur, die schon 1815 durch Johann Gottfried Tulla in Angriff genommen, 1880 abgeschlossen wurde. Mehrere Konventionen und Verträge, in Wien 1815, erneut 1831, unter den Anliegerstaaten regelten die Schiffsverkehrsverhältnisse auf dem Rhein, der von Basel bis zur Mündung zur frei befahrbaren Wasserstra-

ße wurde. 1827 verkehrte das erste Dampfschiff auf dem Oberrhein, 1838 wurde der Bau der Eisenbahn beschlossen, zwei Jahre danach die erste Bahnstrecke von Heidelberg nach Mannheim eröffnet, im selben Jahr der Hafen in Mannheim eingeweiht. 1855 war die Rheinstalstrecke bis nach Basel, das einen badischen Bahnhof erhielt, vollendet. Die von Durlach in das württembergische Mühlacker führende Strecke wurde erst 1857 eingeweiht und bedurfte eines eigenen Staatsvertrages zwischen Württemberg und Baden. Auch die später erbauten Ost-West-Linien erforderten besondere Verträge, denn noch die ab 1865 erbaute badische Schwarzwaldbahn durch das Kinzigtal nach Triberg-Donauschingen-Konstanz vermied es, württembergisches Gebiet zu berühren, während die württembergische Schwarzwaldbahn vom badischen Pforzheim aus über Calw-Nagold-Horb-Rottweil-Tuttlingen stets auf württembergischem Gebiet geführt wurde und erst bei Immendingen an die badische Strecke angeschlossen wurde. Die württembergische Bahn eröffnete ihre Haupttrasse entlang dem Neckar von Heilbronn nach Plochingen und dann entlang der Fils nach Ulm, wobei die Anbindung der Hauptstadt Stuttgart an das Bahnnetz besondere Schwierigkeiten bereitete. Doch kennzeichnet auch hier der Ausbau des Bahnnetzes den Weg der Industrie in die strukturschwachen Gebiete der schwäbischen Alb und des Hohenloherlandes. Immerhin trat in der 2. Hälfte des Jahrhunderts die Ostwestachse Stuttgart-Pforzheim-Karlsruhe immer mehr in den Vordergrund, mehr noch nach 1870, als das Elsaß Deutschland angegliedert und über die Rheinbrücke von Kehl an den badischen Wirtschaftsraum angeschlossen wurde. Nachzutragen ist, daß die ersten Lokomotiven der Pionierzeit ab 1837 bei Keßler in Karlsruhe gebaut wurden, dem Vorläufer der späteren Maschinenbaufabrik in Esslingen. Eine Absatzkrise bei Keßler löste in Baden auch die erste industrielle Krise aus, die den badischen Landtag in der sog. Dreifabrikefrage 1847/48, also am Vorabend der Revolution, vor schwerwiegende Probleme stellte.

In Karlsruhe hatte bereits Großherzog Ludwig 1825 eine polytechnische Schule errichten lassen. Großherzog Friedrich hat sie ebenso

gefördert, wie er die Pflege der Naturwissenschaften an den beiden alten Hochschulen des Landes, vor allem in Heidelberg betreiben ließ. 1880 wurde das Karlsruher Polytechnikum zur Technischen Hochschule erweitert, 1876 war Stuttgart auf diesem Weg vorausgegangen. Bedeutende Lehrer haben hier wie dort geforscht und unterrichtet, so Heinrich Hertz in Karlsruhe, Helmholtz und Bunsen in Heidelberg. Diese Daten bilden nur den Rahmen für eine Entwicklung aus agrarischen Verhältnissen mit kleinstädtischer Handwerkskultur in eine industrielle Gesellschaft. Namen wie Carl Benz und Gottlieb Daimler, mit dem Automobilbau verbunden, wie Robert Bosch mögen dies belegen, mehr noch die zahlreichen Mittel- und Kleinbetriebe, die in den rohstoffarmen Gebieten entstehen konnten, nachdem die Transportfrage der Zu- und Auslieferung durch den Ausbau von Eisenbahn-Nebenstrecken hatte gelöst werden können. So kommt etwa der feinmechanischen Industrie im Schwarzwald, der Textilindustrie auf der Schwäbischen Alb besondere Bedeutung zu. Dies alles kann hier nur gestreift werden, doch ist Baden im Tempo der Industrialisierung hinter Württemberg zurückgeblieben. Dies betrifft insbesondere den Hochschwarzwald, der erst durch den um die Jahrhundertwende anlaufenden Tourismus nachziehen konnte. Andererseits ist auch die württembergische Industrie von einem fast patriarchalischen Verhältnis von Unternehmensleitung und Arbeitern geprägt, zumal dort, wo Erstere ihre Unternehmen aus Handwerksbetrieben entwickelt hatten und sie entsprechend weiterführten. So ist die Ausbildung eines Industrieproletariats weitgehend unterblieben, was freilich auch mit der staatlich geförderten Auswanderung nach Amerika zusammenhängt. Ein hoher Prozentsatz gerade der aktiven jugendlichen Bevölkerung hat in der Zeit vor 1870 das Land verlassen, hat jedoch die Verbindung zu den Heimatländern bis zum 1. Weltkrieg aufrechterhalten, was der Außenwirtschaft durchaus zugute kam. Mit anderen Worten: Die Auswanderer sind nicht im Zorn aus ihrer Heimat geschieden, in der Regel auch nicht als unter Anklage stehende Revolutionäre und Republikaner, jedoch im Bewußtsein ihrer Chancenlosigkeit in der alten Heimat, die sie nur ungern aufgegeben haben.

Ich sollte hier etwas über das Verhältnis der Badner wie der Württemberger zur Arbeit sagen, tue es jedoch ungern, ehe wir uns einig darüber sind, ob sich in unserer Zeit so etwas wie typische Mentalitätsformen der Badener einerseits, der Württemberger andererseits ausgebildet haben. Gewiß, am Oberrhein, in den nach 1870 das Elsaß als deutsches Land einbezogen wurde, blieb man Frankreich näher, in der genießerischen Fröhlichkeit eines Weinlandes, in dem sich unbeschwerter leben ließ als auf den winterlichen Höhen des Schwarzwaldes und in der kargen Kalklandschaft der Schwäbischen Alb. Die Altwürttemberger in ihrer calvinistischen Lebensmoral, die durch den Pietismus nicht gelähmt, sondern eher zu ungebremstem Aktivismus gesteigert wurde, waren stolz auf ihren Fleiß, ohne zu bemerken, daß er mit einer gewissen Freudlosigkeit Hand in Hand ging. Wie sehr sie in ihrer Wirtschaftsethik den württembergischen Staat der Gründerzeit prägten, nahm der Außenstehende stärker wahr, dem die offenkundigen wirtschaftlichen Erfolge ins Auge sprangen. Die Württemberger selbst, an sich zu grüblerischer Hintersinnigkeit und deshalb auch zu tiefen Selbstzweifeln neigend, kannten jedoch auch eine andere Seite, die ihren Gedankenreichtum prahlerisch auszudrücken vermochte: „Der Schiller und der Hegel, der Uhland und der Hauff, das ist bei uns die Regel, das fällt uns gar nicht auf“. Auch das ist also altwürttembergisches understatement, wobei man darauf verzichten konnte, Eduard Mörike oder Justinus Kerner, David Friedrich Strauß oder Friedrich Theodor Vischer zu nennen, von den kleineren Lichtern ganz zu schweigen, die den schwäbischen Geisteshimmel beleuchteten. Was hatte Baden dagegen zu bieten, dessen Johann Peter Hebel man außerhalb des Landes kaum bemerkte und nicht wahrnahm, daß er zu den größten Dichtern seiner Zeit gehörte?

Es geht hier weniger um den Konkurrenzkampf, der sich im Geistesleben beider Nachbarstaaten ebenso ausdrückte wie in ihrem Wettstreit um wirtschaftliche Prosperität. Vielmehr sollte von der Bildung eines neuen kollektiven Selbstbewußtseins die Rede sein, das aus zwei politischen Zufallsgebilden staatliche Einheiten machte, die auch die heterogensten

Bestandteile zu integrieren vermochten. Die Dichter und Denker und unter ihnen nicht zuletzt auch die Historiker hatten daran großen Anteil. Mit den Landesbeschreibungen fing es an, den Oberamtsbeschreibungen und dem „Königreich Württemberg“ hier, den badischen Werken von Demian und Heunisch, Huhn und Krieger dort. Ihnen folgten die Geschichtswerke, die württembergischen Geschichten von Stälin Vater und Sohn, von Eugen Schneider und dem Kirchenhistoriker Gustav Bossert, in Baden von Joseph Bader, Aloys Schreiber, Karl Friedrich Vierordt bis hin zu Friedrich von Weech. Wichtiger als sie alle sind jedoch jene Dichtwerke, die zur Bildung einer Staatsideologie beigetragen haben. Man muß eigentlich in Württemberg mit Schillers Geschichte vom Sonnenwirt, dem „Verbrecher aus verlorener Ehre“ beginnen, ehe man das Stuttgarter Hutzelmännchen mit der Blaubeurer Klostergeschichte von der schönen Lau erwähnt, die Gedichte Uhlands aus der württembergischen Grafengeschichte mit den Königen vom Schlegel und dem Überfall im Wildbad bis hin zur Döffinger Schlacht, und gelangt schließlich zum altwürttembergischen Nationalepos, Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“, in dem der wilde und grausame Herzog Ulrich zur kraftvollen Lichtgestalt hochstilisiert wurde, ein Bild, das sich im Lande so halten konnte, daß man die Burg Lichtenstein, dem Roman angepaßt, als Geschichtsdenkmal aufgebaut hat. Nicht weit davon, bei der Nebel- und Bärenhöhle, spielt David Friedrich Weinlands Kinderroman „Rulaman“, der einen Bogen über zehntausend Jahre bis in die Vorgeschichte Württembergs spannte.

Baden konnte da nicht zurückstehen. Sein Kultbuch schuf 1857 Joseph Viktor v. Scheffel, der seinen „Ekkehard“ kurz vor der Wende zum Jahr 1000 auf dem Hohentwiel ansiedelte – obwohl der Berg im 19. Jahrhundert fest in württembergischer Hand war; erst vor kurzem ist er mit der badischen Stadt Singen vereinigt worden. Doch vom Hohentwiel aus blickt man auf den Bodensee – wo sich Scheffel auf der Mettnau sein Schloßchen errichten ließ –, erblickt die Reichenau und Konstanz und die Mainau, wo Großherzog Friedrich das alte Deutschordensschloß bewohnte, und Salem, wo seine Verwandten ihr Domizil hatten. Auch

die badische Geschichte erhielt danach eine mittelalterliche Grundlegung und band die Badener an die Kaisergeschichte der Ottonen, Salier und Staufer an, so wie auch die Württemberger den Hohenstaufen – nunmehr als württembergische Landesfestung – in ihre Landesgeschichte einbezogen. Baden und Württemberg, fest mit ihren namengebenden Herrscherhäusern verwurzelt, gaben sich so auch Symbole geistiger und historischer Einheit, die vergessen machen sollten, auf welch verschlungenen Wegen die beiden Dynastien im Laufe der Jahrhunderte zu ihrer jetzigen Machtstellung gekommen waren.

Das Ende der Monarchie im November 1918, so könnte man meinen, mußte diese Traditionen beenden. In der Tat gab es damals einzelne Erwägungen über eine Neugliederung im deutschen Südwesten. Doch man hatte andere Sorgen. Baden war wieder Grenzland und mußte sich der Besetzung seiner wirtschaftlichen Knotenpunkte durch das benachbarte Frankreich erwehren. Die demokratischen Regierungen der Weimarer Republik, zunächst unter sozialdemokratischer Führung, dann, vor allem in Baden, von dem so lange ausgeschalteten Zentrum bestimmt, standen vor wirtschaftlichen Problemen, die der Krieg ins Unermeßliche gesteigert hatte. Doch die Lösungen suchte man im Rahmen der alten Länder Baden und Württemberg, auch wenn man sich aus der deutschen Geschichte und den wirtschaftlichen Auswirkungen des Krieges nicht ausblenden konnte, Inflation und Arbeitslosigkeit wie überall auszutragen hatte. Auch hier ist die wirtschaftliche Gesundung nicht schnell genug vor sich gegangen, um den Aufstieg der NS-Partei verhindern zu können, die in Baden bei den Landtagswahlen von 1929 noch relativ schwach war, während in Württemberg 1932 ein neuer Landtag gewählt wurde, als die Nazis auf dem Höhepunkt in der Wählergunst standen – solange demokratisch gewählt wurde. „Machtübernahme“ und Gleichschaltung vollzog sich dann hier wie dort im selben Rythmus wie anderswo auch, in Baden an jenem Tag, an dem ein von der gewählten Regierung ausgehandeltes Konkordat mit dem HI. Stuhl in Verbindung mit einem Kirchenvertrag mit der evangelischen Landeskirche unterschrieben wurde, den die Nazis zu übernehmen gedach-

ten. Immerhin ist bemerkenswert, daß kurz zuvor die Elektrizitätsversorgung durch die Schaffung von Großkraftwerken am Neckar und auf dem Schwarzwald (Murgwerk, Schluchseewerk) auf eine neue Basis gestellt werden konnte und daß der Ausbau des Neckars von Mannheim bis Plochingen eine Großschiffahrtsstraße schuf, mit der die künftige Industrieentwicklung maßgeblich bestimmt wurde. Auch der Autobahnbau wurde durch das Projekt der sog. Hafraba, also der von Hamburg nach Basel führenden Rheintrasse, eingeleitet, und die Verwirklichung dieses Projektes begann, ehe Hitler die strategische Wichtigkeit der Autostraßen erfaßte.

Für den NS-Staat gab es keine Bindung jedweder Art an die alten Staatswesen. Diß gilt auch für Hitler selbst, der Karlsruhe und Stuttgart fast nie besucht hat; unter den Großstädten des Reichs wurde Stuttgart mit dem Titel einer „Stadt der Auslandsdeutschen“ abgespeist, während an Karlsruhe nur seine strategische Position interessant war. Als 1940 nach der Besetzung des Elsaß der Gau „Baden-Elsaß“ geschaffen wurde, zeichnete sich ab, daß die künftige Hauptstadt am Oberrhein Straßburg werden würde, nicht Karlsruhe. Baden wurde zum militärischen Glacis für eine Auseinandersetzung mit Frankreich. Hier errichtete man den Westwall als Verteidigungslinie, und die von Stuttgart über Pforzheim nach Karlsruhe führende Autobahn verstand man vor allem als Schnellstraße für Truppentransporte in ein künftiges Kriegsgebiet. Nur unter solchen Aspekten haben die alten Verwaltungsgliederungen von Baden und Württemberg als nationalsozialistische Gae bis 1945 überlebt, doch stand fest, daß im Falle eines Weiterbestehens der NS-Herrschaft nach einem erfolgreichen Krieg neue Organisationsformen die alten überdeckt bzw. ersetzt hätten. Dazu wäre niemand gefragt worden, so wie ja auch die Zoneneinteilung der Amerikaner und Franzosen nach der Niederlage von 1945 keinerlei Rücksicht auf Traditionen und Bewußtseinsformen nahm. Der Schnitt der Zonengrenze entlang den alten Landkreisgrenzen südlich der Ost-West-Autobahn hat dann den letzten Anstoß zur Neugliederung der beiden Länder im Jahr 1952 gegeben.

Der erbitterte und emotionsgeladene Kampf für und gegen den Südweststaat hat

nach allem, was wir hier dargestellt haben, eine nicht in allen Tiefen auslotbare Basis. Daß man eine gerade hundertfünfzigjährige Tradition der beiden Länder verteidigte, die auf eine recht mühsame Art zustandegekommen war, mag den Protagonisten beider Seiten bewußt gewesen sein, und daß die alte Landesgrenze recht verschlungene Wege ging, dies zeigte ein Blick auf die Karte. Über kleine Korrekturen wollte man ja durchaus reden, wobei wir heute wissen, wie schwer selbst der länderübergreifende Austausch eines Dorfes zu bewerkstelligen ist. Doch es ging eben um mehr. Letztlich war es wohl die Angst vor der unbändigen Arbeitsethik der Schwaben, womit vor allem das protestantische Altwürttemberg gemeint war, die im vorwiegend katholischen Südbaden die Gemüter erregte und ein Festhalten an den badischen Mentalitätsformen bewirkte, und dies, obwohl auch der badische Staat in monarchischer Zeit unter Führung eines protestantischen Fürstenhauses zu einer Einheit zusammengewachsen war, die nur im Zeichen des Ausgleichs und der Toleranz verwirklicht werden konnte. Die Leistungen beider Staaten konnten sich im übrigen sehen lassen und die Badener hatten keinen Grund, sich hinter ihrem Nachbarn zu verstecken.

Die Historiker sind, um nochmals zum Ausgangspunkt zurückzukommen, in der Kampfzeit um den Südweststaat nicht um ihre Meinung gefragt worden und sie hätten auch nichts Wesentliches dazu zu sagen gehabt. In Freiburg lehrte damals der hoch angesehene Gerhard Ritter, der den letzten badischen Großherzog noch in guter Erinnerung hatte, dem er 1928 einen feinsinnigen und verständnisvollen Nachruf widmete. Doch das Baden-Problem besaß für Ritter, trotz seiner Verwurzelung in Heidelberg und vor allem in Freiburg, wo er den größten Teil seines akademi-

schen Lebens verbrachte, keine politische Relevanz. Daß es letztlich der Nationalsozialismus war, der mit den bestehenden Traditionsformen rücksichtslos aufgeräumt hat, ehe der Krieg und die Zerstörung auch das äußere Gesicht des Landes verwandelte, wird ihm bewußt gewesen sein. So haben, als man darauf ging, die Schäden der NS-Zeit zu beseitigen, die Wirtschaftsfaktoren auch für die staatliche Neugliederung im Südwesten der Bundesrepublik schließlich den Ausschlag gegeben. Doch wurde in dieser schlimmsten Periode der deutschen Geschichte mehr zerstört als die alten Länder Baden und Württemberg.

Auf Belege und Literaturangaben kann hier verzichtet werden. Zu verweisen ist insbesondere auf das Handbuch der baden-württembergischen Geschichte Band 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, hrsg. von H. Schwarzmaier (Stuttgart 1992) sowie auf die beiden Bände: Geschichte Württembergs in Bildern 1083–1918, bearb. von H.-M. Maurer, P. Sauer, W. Fleischhauer, V. Himmelein und U. Klein (Stuttgart 1992) und: Geschichte Badens in Bildern 1100–1918, bearb. von H. Schwarzmaier, K. Krimm, D. Stievermann, G. Kaller und R. Stratmann-Döhler (Stuttgart 1993).

Die vorausgehende Zeit bis 1800 behandelt ein Aufsatz des VfS. „800 Jahre Baden und Württemberg in Nachbarschaft und Konkurrenz“, in: Beiträge zur Landeskunde. Beil. zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg 6/Dez. 1997 S. 1-8.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier
Katzenbergstraße 4a
76228 Karlsruhe

St. Ottilien bei Freiburg — bergbaulichen Ursprungs?

Alamannischer Eisenerzbergbau vor den Toren Freiburgs

Steigt man von der Freiburger Altstadt am Schwabentor den Schloßberg hinauf, so trifft man oberhalb des Greifeneggenschlößle auf den Kanonenplatz, von dem ein breiter Fahrweg am Südhang des Schloßberges entlang nach Osten führt. Nach einem Fußmarsch von etwa einer Stunde hat man St. Ottilien erreicht, eine Wallfahrtskapelle, die aber heute wohl eher wegen des angeschlossenen Gasthauses ein beliebtes Ausflugsziel der Freiburger ist. Hier lädt ein großer schattiger Biergarten zum Rasten ein, für Kinder gibt es Spielmöglichkeiten, und die größeren Sprößlinge treiben sich gern im umliegenden Wald herum. Vor allem im Sommer, wenn in der Rheinebene die Temperaturen unangenehm steigen, ist St. Ottilien daher ein vielbesuchter Ort, zumal er auch mit dem Auto auf einer kurvenreichen Straße vom Dreisamtal aus zu erreichen ist.

DIE OTTILIENLEGENDE

Den Charakter eines Wallfahrtsortes verdankt der Platz einem heilkräftigen Wasser, das hier dem Boden entspringt. Der Legende nach ist diese Quelle eng verbunden mit dem Leben der Heiligen Ottilie, über die SEYFARTH (1913) schreibt: „Auf einem Vorberge der Vogesen stand in alter Zeit die Hohenburg. Hier wohnte der strenge *Herzog Eticho*, dem ums Jahr 657 ein blindes Töchterlein geboren wurde. Darüber herrschte auf der Burg große Trauer. Um das hilflose Kind vor dem Zorne seines Vaters zu schützen, schickte es die Herzogin durch eine treue Dienerin in das entfernte Kloster Palma in Burgund und ließ es dort aufziehen.

Bald darauf kamen der Bischof von Trier und der Bischof Erhard von Regensburg ins Kloster, und dieser taufte Etichos blindes Töchterlein. Nach der Taufe öffneten sich die Augen des Mägdleins, und es ward sehend. Der Bischof gab dem Kinde den Namen Odilia oder Otilia, das heißt so viel als „Tochter des Lichts“.

Zur Jungfrau herangewachsen, erfuhr Ottilia das Geheimnis ihrer Herkunft, und ein heißes Verlangen erfaßte sie, ihre Heimat, ihre Angehörigen und vor allem ihre fromme Mutter *Bereswinda* zu sehen. Selbst der strenge Vater war gerührt von der himmlischen Schönheit und Reinheit der heimgekehrten Tochter. Von Tag zu Tag gewann er sie lieber und hatte Wohlgefallen an ihrer Frömmigkeit und Demut.

Bald kamen Fürsten und Grafen genug, die von der schönen Herzogstochter gehört hatten, und warben um Ottiliens Hand. Darunter war auch ein reicher Alemanne, der sich besonders in die Gunst des Herzogs zu setzen mußte. Der Vater bestand darauf, die Tochter solle dem Klosterleben für immer entsagen und dem stattlichen Freier das Jawort geben. Ottilia aber hielt fest an ihrem Gelübde.

Als der Vater ihr mit Gewalt drohte, floh sie, in ein ärmliches Pilgerkleid gehüllt, heimlich von der väterlichen Burg. Am Rhein ließ sie sich durch einen Fährmann ans andere Ufer übersetzen und kam von da durch die Ebene an die Vorberge des Schwarzwaldes. Auf dem Schloßberg hielt sie kurze Rast.

Ihre Flucht blieb dem Herzog nicht verborgen; er machte sich mit seinen Leuten auf, die Ungehorsame zu suchen. Durch die Aussagen des Fährmannes kam er auf ihre Spur

und schlug wie sie den Weg zum Schwarzwald ein.

Ermattet von der ausgestandenen Angst und der ungewohnten, weiten Wanderung, hatte sich Ottilia gerade auf einem Felsstücke niedergelassen und flehte zum Himmel um Kraft und Schutz. Da vernahm sie im nahen Walde ein Geräusch; es waren die Reiter ihres Vaters. Sie sprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort zu verbergen; aber bald sank sie erschöpft zu Boden. Nur ein Fels verbarg sie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilia die Arme zum stillen Gebet aus. Da klaffte die Wand des Felsens auseinander, Ottilia flüchtete hinein, und der Felsen schloß sich wieder.

Außen aber stand der Herzog mit seinem Gefolge. Ergriffen von diesem himmlischen Wunder, ging er reuevoll in sich und schwur, das Gelübde seiner Tochter zu ehren und hier eine Kapelle zu bauen. Da öffnete sich der Felsen wieder. Ottilia trat hervor, strahlend von überirdischem Glanze, und sank an die Brust ihres weinenden Vaters.

Der Felsen schloß sich nicht mehr. Es entsprang ihm aber von Stund an ein klarer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen . . .“

Wesentlich ausführlicher ist die Heiligenlegende in der Broschüre eines namenlosen Autoren geschildert, aus der die wesentlichen Fakten zum Vergleich hier kurz angeführt werden sollen: „Bereswinda . . . , vermählt mit Adalrich . . . , erlebte vom Himmel ein Kind. Dieses Kind, die hl. Ottilia, . . . wurde der Ruhm des Elsaßes . . . Ihre Geburt, welche um das Jahr 662 nach Christus fällt, war der Anfang harter Prüfungen für Mutter und Kind . . .“ Um die blinde Tochter vor dem jähzornigen Vater zu schützen, wird sie zunächst nach Scherweiler bei Schlettstadt, später nach Palma gebracht, wo sie von Hidulphus, dem Bischof von Trier getauft wird, was die Blindheit von ihr nimmt. Sie wird eine wohlgeratene Jungfrau, die im Kreise ihrer Familie vermißt wird, so daß ihr Bruder Hugo sie veranlaßt, auf die väterliche Burg zu kommen. Nach anfänglichem Widerstand versöhnt sich der Vater mit ihr, besteht aber später auf einer Heirat mit einem Herzog, was sie aber ablehnt. Um weiteren Repressalien zu entgehen, flieht sie

„ . . . am Rheinstrome aufwärts, ließ sich über denselben hinüberfahren und gelangte an jene Stelle, wo im Jahre 1120 Berthold III. . . . Freiburg erbaute, . . . schlug den Weg nach Ebnet ein, welches den alten Freiherren von Sickingen gehörte (Ebnet dürfte erst ca. 500 Jahre nach der Flucht Ottilies gegründet worden sein, die Freiherren von Sickingen erwarben erst 900 Jahre später dort Grundbesitz; vgl. STÜLPNAGEL 1972: 209) und bog oberhalb der Kartaus (erst 1349 als Kloster von Johannes Schnewlin gestiftet) in den Wald ein. Nachdem sie noch eine Viertelstunde bergaufwärts durchs Getrüpp sich mühsam fortbewegt hatte bis zum Mußbach unterhalb des hohen Roßkopfes, glaubte sie einen Ort der Sicherheit gefunden zu haben. Allein auch ihr Vater verfolgte sie auf schnellem Rosse mit seiner Begleitung. Als Ottilia sich überall eingeschlossen sah . . . ward sie gerettet, indem sich, wie die Sage berichtet, ein großer Felsen spaltete und die Hartbedrängte an sicherem Ort verbarg. Hier fließt aus jenem Felsen eine Quelle, der Ottilienbrunnen genannt, dessen Wasser gegen Augenbeschwerden gebraucht wird. An dem Orte ihrer Rettung steht seit uralten Zeiten eine Kapelle, welche am Ende des elften Jahrhunderts verschönert wurde“. Der Herzog kehrte unverrichteterdinge nach Hause zurück, Ottilie kam erst später auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters auf die elterliche Burg zurück. (Bei den Angaben in Klammern handelt es sich um Anmerkungen des Ref.)

So weit die Legenden, deren es noch eine Reihe weiterer gibt, die sich jedoch von diesen beiden lediglich durch die Art der Ausschmückung und die Betonung des religiösen Inhaltes unterscheiden.

DER KERN DER LEGENDE

Abgesehen davon, daß die Lebensgeschichte der Heiligen Ottilie überraschende Übereinstimmungen mit der Legende der Heiligen Barbara zeigt, die heute vielerorts als Schutzpatronin der Bergleute verehrt wird (auch Barbara weigerte sich, einen vom Vater ausgesuchten Freier zu heiraten und fand bei ihrer Flucht vorübergehend Schutz in einem sich öffnenden Felsen), sind doch einige Aspekte der Geschich-

te dieser abenteuerlichen Flucht genauer zu untersuchen, wobei mögliche Beziehungen zum Bergbau in die Überlegungen mit einbezogen werden sollen.

1. Um sich im Gebüsch vor ihrem Vater und seinen Gefolgsleuten zu verstecken, hätte Ottilie nicht bis in den Schwarzwald fliehen müssen. Sie hatte gewiß ein Ziel, von dem sie sich Sicherheit versprach, also Unterschlupf bei Menschen, die nicht durch den Herzog der Hohenburg zu beeinflussen waren. Das hätten durchaus Bergleute sein können, die oftmals einer anderen Gerichtsbarkeit unterstanden als die normale Landbevölkerung.

2. Ottilie bewegt sich am Ende ihrer Flucht nicht querfeldein durch wildes Gestrüpp. Sie hat zunächst wohl die normalen Handelswege benutzt (Rheinfähre, Freiburg, Straße durchs Dreisamtal nach Osten), um erst am Südhang des Roßkopfes von dieser Straße abzuzweigen und einen weniger gut ausgebauten Weg zu nehmen, wie er zur damaligen Zeit wohl zu allen Bergwerken führte, denn auch die Gruben mußten mit Fuhrwerken oder zumindest mit Packtieren erreichbar sein (Antransport von Grubenholz, Geräten und Werkzeug, Verbrauchsmaterial, Abtransport des Erzes, Zuweg für die Bergleute usw.) Auf einem derartigen Weg, der dem heutigen Stationenweg entsprochen haben dürfte, mag ein junger kräftiger Mensch auf der Flucht tatsächlich den Ort der heutigen Kapelle vom Dreisamtal aus in 15–20 Minuten erreicht haben können, wobei den verfolgenden Reitern eine Annäherung durchaus möglich gewesen wäre, was bei einer Bewegung durch dichtes Unterholz kaum möglich ist.

3. Die Flucht endet in einem „sich öffnenden“ Felsen, in dem Ottilie verschwindet. Der Begriff des sich öffnenden Berges ist in der frühen Bergbauliteratur weit verbreitet. Man bezeichnete damit die Erschließung einer Lagerstätte durch Stollen und Schächte, wobei die Arbeit des Bergmanns oftmals unerwähnt bleibt (der ja selbst den Berg aktiv öffnet). Unter dem „sich öffnenden Felsen“ ist also wohl nichts anderes zu verstehen als ein Bergwerkstollen, in dem ein Mensch ohne weiteres in Sekundenschnelle „vom Erdboden verschwinden“ kann. Ein himmlisches Wunder war also für die Errettung Ottilies nicht erfor-

derlich. Daß zudem der Arbeit des früheren Bergmannes etwas Geheimnisvolles anhaftete, macht verständlich, daß Ottilie nicht untertage verfolgt wurde. Das Bergesinnere war nach alter Vorstellung auch von Berggeistern und Kobolden bevölkert, mit denen nur der Kundige fertig werden konnte.

4. Daß dem Stollen heute eine „Quelle“ entspringt, ist eine leicht erklärliche Erscheinung. Der Stollen wirkt innerhalb des Berges als Drainage, er sammelt das von oberhalb einsickernde Wasser und leitet es auf seiner Sohle nach außen. Derartige „Quellen“ gibt es im Schwarzwald zuhauf, man sollte sie aber besser Stollenwasseraustritte nennen, da sie künstlichen Ursprungs sind. Der Fachmann weiß sie von den natürlichen Quellen wohl zu unterscheiden, selbst wenn von dem einstigen Stollen keine Spur mehr sichtbar ist.

5. Nur in Version 1 erscheint Ottilie nach kurzer Zeit wieder und kehrt zusammen mit ihrem Vater auf die heimatische Burg zurück. In Version 2 heißt es hierzu jedoch: „Der Herzog fand zu Hause ohne seine Tochter keine Freude mehr. . . Er ließ daher allenthalben bekannt machen: „Seine liebe Tochter möge wieder nach zu Hause zurückkehren, all ihr Begehren, all ihre Wünsche sollten erfüllt werden“. Ottilie hatte also durchaus die Möglichkeit, ohne größere Probleme am Ort zu bleiben und in menschlicher Gesellschaft versorgt zu werden. Die einzigen Menschen aber, die zur damaligen Zeit im Schwarzwald arbeiteten, waren Köhler und Bergleute, Ackerbau, Viehzucht und Waldwirtschaft waren in jenen Jahrhunderten noch auf die Rheinebene beschränkt.

ALAMANNISCHER BERGBAU?

Die aufgezeigten Beziehungen zwischen der Ottilienlegende und einem möglichen Bergbau sind zunächst noch etwas ungewöhnlich, da einerseits am Roßkopf kein Bergbau in der Literatur dokumentiert ist, andererseits aber auch die Zeit, in der Ottilie lebte, nach weitverbreiteter Meinung keinen Bergbau im Schwarzwald kannte. Keltischer und römischer Bergbau sind zwar durch wenige archäologische Funde belegt, doch soll in den folgenden Jahr-

hunderten die metallverarbeitende Industrie vorwiegend vom Recycling gelebt haben, bei dem die metallischen Hinterlassenschaften der Römer eingeschmolzen und zu neuen Waffen und Werkzeugen umgearbeitet wurden. So schreibt z. B. Kramer (1985: 135): „Die häufig diskutierte Frage nach der durchgehenden Kontinuität des Bergbaus im Schwarzwald muß daher verneint werden“. Die Vorstellung, daß es trotz vorhandener und bekannter Lagerstätten keinen Bergbau gegeben haben soll, vielmehr der – sicherlich steigende – Metallbedarf nur durch Aufarbeitung der vorhandenen Metallmenge gedeckt worden sein könnte, ist reichlich unbedarft. Allein schon die Tatsache, daß bei jedem „Umarbeiten“ eine gewisse Metallmenge durch Oxidation und andere verfahrenstechnische Vorgänge verloren geht, läßt die Vorstellung einer jahrhundertelangen bergbaulichen Abstinenz unwahrscheinlich erscheinen.

Für den Eisenerzbergbau ist diese Auffassung vor kurzer Zeit auch schon revidiert worden. Nach Gassmann (1991) konnten im

südbadischen Bereich für das frühe Mittelalter zehn Fundplätze von Eisenschlacken eindeutig datiert werden, was natürlich einen entsprechenden Eisenerzbergbau am Schwarzwaldrand bedingt.

Aber auch Bergbau auf Blei, Silber und Kupfer dürften zu jener Zeit betrieben worden sein. Vermutlich haben die Römer bei ihrem Vorrücken nach Norden und Osten in den Schwarzwaldtälern keltische Bergwerke vorgefunden und weiter betrieben. Nach ihrem Rückzug mögen die Gruben zwar zeitweilig aufgelassen worden sein, doch fanden sich sicher bald wieder Bergleute, die den Betrieb weiterführten. Wie anders wäre es sonst möglich, daß Kaiser Konrad II. im Jahre 1028 eine Reihe von Gruben des Schwarzwaldes dem Bischof von Basel verleiht, wenn diese Gruben nicht in Betrieb gewesen wären und guten Ertrag abgeworfen hätten. In die Zeit Ottilies, also rund 400 Jahre früher, fällt aber eher noch die Gründung des Rodenklosters im Münsterthal durch Trudpert, einen irischen Mönch, der sicher nicht die Waldeinsamkeit zum stillen



Abb. 2: Lage, Querschnitt und Grundriß des Quellstollens der St.-Ottilien-Kapelle.

Gebet suchte, sondern vermutlich die hier arbeitenden Menschen missionieren wollte. Und auch hier waren es wohl Bergleute, die in größerer Anzahl das Tal besiedelten, da die ungerodeten Berghänge weder Ackerbau noch Viehzucht zuließen.

Es gibt also durchaus Belege für einen Schwarzwälder Bergbau in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends, doch fehlten bisher Anhaltspunkte dafür, daß im Gebiet um den Roßkopf überhaupt Bergbau umgegangen ist. Intensive Geländebegehungen haben diese Situation jedoch in den letzten Jahren verändert, so daß nunmehr auch in diesem Bereich umfangreiche bergbauliche Aktivitäten nachgewiesen werden konnten.

BERGBAUSPUREN AM ROSSKOPF

Mit dem Bergbau der näheren Umgebung Freiburgs haben sich bisher nur wenige Untersuchungen befaßt. Leider ist bei den ältesten Autoren der Vorderösterreichischen Montangeschichte (v. Carato 1786 und v. Vernier 1781) der Bereich um St. Ottilien nicht erwähnt, offensichtlich gab es zu dieser Zeit hier schon keinen Bergbau mehr. Erst nördlich des Bergrückens zwischen Roßkopf und Schloßberg sind Hinweise auf alten Bergbau bekannt. So berichtet Albiez (1958) z. B. über einen Eisenerzbergbau bei Herdern, der aufgrund der Ableitung des früheren Ortsnamens „Hardun“ vom Wort „Herd“ im Sinne eines Schmelzherdes auf das Jahr 800 zurückgeführt werden kann. Der Bergbau auf der Blei/Silber-Grube „St. Caroli“ im Zinswald bei Zähringen ist dagegen jüngerem Datums (Betrieb 1744 vorübergehend wegen Belagerung Freiburgs eingestellt).

In den 70er Jahren beschäftigte sich dann eine Gruppe junger Geologen mit dem Bergbau östlich Herdern zwischen dem Schwanen, der Ladstatt und dem Jägerhäusle. Neben zahlreichen Stollen fanden sie an der Eichhalde im Zusammenhang mit einem zugemauerten Stollen eine verwachsene Halde, auf der als Spuren der Primär-Mineralisation Bleiglanz, Kupferkies, Zinkblende, Ankerit, Siderit, Pyrit und Quarz sowie die Sekundärminerale Chrysokoll, Azurit, Malachit und viel Brauneisen gefunden wurden. Die Untersuchungen wurden leider

nicht weitergeführt. Die Ergebnisse wurden von G. Dietl (1974) zusammengefaßt und liegen derzeit als Manuskript im Freiburger Stadtarchiv (frdl. Mitt. von Dr. Th. Lutz v. 22. 11. 1993). Mit einem Bergbau um St. Ottilien haben diese Stollen jedoch wohl nur insofern etwas zu tun, als sie einer größeren Vererzungszone angehören könnten, die sich von Zähringen über Herdern und den Roßkopf bis zum Schauinsland erstreckt, wobei das Dreisamtal nur eine größere Unterbrechung darstellen würde.

Im Rahmen umfangreicher „Montanhistorischer Untersuchungen im Mittel- und Schwarzwald“ befaßte sich erstmals Burgath (1990) mit St. Ottilien. Er stellte fest, daß das Quellwasser nicht mit einem ehemaligen Blei/Silberbergbau in Zusammenhang steht, der hohe Eisengehalt jedoch – falls er nicht durch Eisenrohre in der Quelfassung verursacht würde – eine Eisenvererzung im Untergrund andeuten könnte.

Die beigegefügte Kartenskizze (vgl. Abb. 1) enthält – etwas kräftiger herausgehoben – einerseits die amtlichen Eintragungen der Deutschen Grundkarte 1:5000, die zwar kartiert, aber nicht als Spuren eines früheren Bergbaus gedeutet sind, darüber hinaus sind aber auch die Ergebnisse zahlreicher eigener Geländebegehungen festgehalten, die speziell dem Nachweis des alten Bergbaus galten. Daher zeigt der Kartenausschnitt nunmehr eine ganze Reihe von Eintragungen, die mit großer Wahrscheinlichkeit als Spuren eines ehemaligen Bergbaus an den Hängen des Roßkopfes zu werten sind.

Die bedeutendste Spur eines früheren Bergbaus liegt im Norden nahe bei einem Quellaustritt mit dem bezeichnenden Namen Silberbrünne, eine große Pingenreihe, die in nordwestlicher Richtung den Oberen Roßkopfsattel quert. Auf der Nordwestseite des Kammes liegen allein vier tiefe Pingen, denen zum Bruderhaustobel hinunter fünf weitere große Halden vorgelagert sind, deren zugehörige Stollenmundlöcher heute nicht mehr erkennbar sind.

Die südöstliche Fortsetzung des Ganges wird durch eine große Pinge mit doppelter Halde markiert, die etwa 25 m unterhalb des Kammes auf der Ottilienhalde zu erkennen ist.

Bis nach St. Ottilien hinunter ist die Hangfläche sehr uneben und macht einen unnatürlich zerwühlten Eindruck, doch sind eindeutige Bergbauspuren hier nicht mehr erkennbar.

Ob der Bergbau auf diesem Erzgang in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Bergbau unterhalb von St. Ottilien steht, mag bezweifelt werden, vermutlich ist er wesentlich jüngerer Datums. Dafür spricht zum einen die deutlich bessere Erhaltung der Bergbauspuren, zum anderen die Konzentration des Bergbaus auf einen einzelnen Gang und schließlich die Mineralisation auf der nordwestlichen Verlängerung des Ganges im Bereich von Herdern, die von Dietl (1974) als dem Schauinslandrevier verwandt angegeben wird (Blei, Zink, Silber).

Zum alten Bergbau ist dagegen der Stollen unter der Wallfahrtskirche zu zählen, der weiter unten genauer beschrieben wird. Außer diesem Quellstollen sind im unmittelbaren Bereich der Kapelle, der umliegenden Gebäude, der Gärten und Wege aber keine weiteren eindeutigen Spuren des ehemaligen Bergbaus mehr auszumachen, die Umgestaltung der Geländeoberfläche durch verschiedene Baumaßnahmen im Laufe der letzten Jahrhunderte läßt eine Zuordnung der verschiedenen Dellen und Buckel nicht mehr zu.

Dagegen sind in den Distrikten Oberer und Unterer Kohlwald zwischen dem St. Ottilientobel und Klein Finstergrund noch zahlreiche Bergbauspuren erkennbar, was um so erstaunlicher ist, als der Bergbau ja schon über 1300 Jahre zurückliegt. Auch hat der Straßenbau einige Spuren verwischt, neue Hangeinschnitte und Halden erzeugt, die nicht immer leicht von denen des alten Bergbaus zu unterscheiden sind. Aus diesem Grund sind bei der kartenmäßigen Darstellung auch nur solche Objekte berücksichtigt, bei denen die Zuordnung zu einer bergbaulichen Aktivität sicher oder sehr wahrscheinlich ist.

Zunächst fällt da ein System von Rinnen auf, das sich auf dem Kammrücken zwischen Ottilientobel und Klein Finstergrund bergauf zieht, aber ebenso zwischen St. Ottilien und dem Oberen Kohlwald deutlich ausgebildet ist. Es handelt sich hierbei um meist recht flache Rinnen, gelegentlich kaum noch 50 cm tief und etwa 1 m breit, sie können jedoch auch sehr

deutlich ausgeprägt sein, sind dann bis 3 m tief, oben bis 5 m breit und beiderseits oder nur talseitig von einem Wall von Aushubmaterial begleitet. Die einzelnen Rinnen können sich verzweigen und sich nach kürzerer oder längerer Strecke wieder vereinigen. Gelegentlich zeigen sie Erweiterungen oder Vertiefungen oder sie enden an einer Pinge. Am südlichen Ende des Verbindungsweges zwischen Fahrstraße und Oberem Abfuhrweg verlaufen die Rinnen horizontal und überqueren dann aufsteigend und wieder abfallend einen kleinen Buckel. Dieses Verhalten gegenüber Höhenunterschieden schließt eine ursprünglich in Erwägung gezogene Deutung der Rinnen als Holzriesen aus, zumal dann auch die zwischengeschalteten Pingen und die zahlreichen Verzweigungen unerklärlich wären. Eher lassen sich diese Rinnen wohl als ehemalige Schurfgräben oder Verhaue deuten, mit denen die Bergleute den Vererzungen folgten bzw. gut vererzte Partien abbauten.

Außer diesen Rinnen konnten auf einer Fläche von einem halben Quadratkilometer etwa 15 Pingen und Halden festgestellt werden. Das läßt auf eine sehr intensive bergbauliche Tätigkeit schließen, die ehemals hier geherrscht haben muß. Die einzelnen Objekte, in der Kartenskizze mit Zahlen versehen, seien hier zum besseren Verständnis aufgelistet, wobei die Numerierung von Norden nach Süden erfolgt.

1. Pinge mit Halde, Situation durch den neueren Straßenbau etwas verändert
2. Halde auf einer mäßig tiefen Rinne (2 m breit, 1 m tief); darin Wasserfassung. Normalerweise werden Wasserfassungen in Senken angelegt, nicht in Kammlage, wie hier, wo die bergseitige Fortsetzung der Rinne als Wassersammler fungiert. Die Rinne setzt sich nach Nordosten und Südwesten noch jeweils etwa 200 m weit fort.
3. Flache Rinne, die auf die Pinge Nr. 1 zustricht.
4. Stark verzweigtes System meist flacher Rinnen unterhalb der Fahrstraße, das sich bis in den Ottilientobel hinunter verfolgen läßt.
5. Stollenpinge, unvermittelt in den Hang eingeschnitten. Die Situation ist durch den



Abb. 1: Bergbauspuren im Ottilienwald am Südhang der Roßkopfes östlich von Freiburg. (Gitterlinien im Abstand von 200 m)

- Straßenbau etwas verschleiert. In der Pinge steht trotz des übertägig nur geringen Einzugsgebietes eine Wasserfassung. Hangabwärts zieht sich eine breite Rinne.
6. Rinne, ca. 3 m breit, 1,5 m tief, verläuft genau auf dem Kamm zwischen zwei Wasserläufen, in der Fortsetzung liegt
 7. eine große Schachtpinge (etwa 15 × 30 m) mit talseitiger, halbkreisförmiger Halde.
 8. Schachtpinge mit talwärts vorgelagerter Halde. Möglicherweise ist auch die Halde unterhalb der Fahrstraße noch hierher gehörig.
 9. Flach in den Hang eingedellte Pinge.
 10. Weite, mehrfach s-förmig geschwungene Rinne senkrecht zum Hang. Die Füllung besteht aus 5–8 m mächtigem, eckigem Schutt, darin rinnenförmige Vertiefungen. Hierbei handelt es sich nicht um alte Bachläufe, da Wasser mangels Einzugsgebiet fehlt.
 11. Schmale, etwa parallel zu Nr. 10 verlaufende Rinne, die oberhalb des Fahrweges beginnt und bis in den Ottilientobel hinunter zieht.
 12. Flache Pinge unmittelbar neben einer Tal Senke, die hier bergab zieht.
 13. Flache Schachtpinge, ca. 15 × 20 m.
 14. Schachtpinge, ca. 8 × 10 m, von der Fahrstraße angeschnitten. An dieser Pinge beginnt ein
 15. Rinnensystem, das über den gesamten Kamm bis fast ans Ende des Ottilientobels zu verfolgen ist. Die Rinnen sind meist wenig mehr als 1 m breit, nur wenige Dezimeter tief und besitzen gelegentlich einen kleinen begleitenden Wall aus Aushubmaterial, der sowohl auf der Hangseite wie auch auf der Talseite der Rinne liegen kann.
 16. Stollenpinge im Klein Finstergrund mit vorgelagerter großer Halde, in die sich das austretende Stollenwasser eine Ablaufrinne mit konvexem Längsprofil eingeschnitten hat. (Natürliche, weil ältere Bachläufe zeigen ein konkaves Längsprofil). Die Situation ist im oberen Teil durch den Straßenbau etwas verschleiert.
 17. Tiefe, ebensöhlige Pinge, ca. 10 × 12 m, fast im Bachniveau.
 18. Flache Pinge, ca. 12 × 12 m, talseits mit

vorgelagerter flacher Halde.

19. Kleine Halde unterhalb der Straße, die zugehörige Pinge ist durch den Straßenbau verschüttet.
20. Tiefe Pinge im Groß Finstergrund mit Wasseraustritt, am Oberrand ca. 30 m Durchmesser.
21. Kleine Pinge in einer Rinne.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß für die vorliegenden Ausführungen nur die nähere Umgebung von St. Ottilien untersucht wurde. Daß der alte Bergbau aber nicht auf dieses Gebiet beschränkt war, belegen zahlreiche, ebenfalls wohl als Spuren des ehemaligen Bergbaus zu deutenden eigenartigen Geländeformen im Distrikt Batzenbach, ein Stollenmundloch ca. 500 m südlich vom Ochsenlager bei R = 34 18 950, H = 53 19 510 und die Vermutung, daß der Name Welchental auf die „Welschen“ zurückgeht, Leute, die aus Welschland kamen, um hier Bergbau zu betreiben, wie dies von anderen Bergbaugebieten belegt ist.

DER ST.-OTTLIEN-TOBEL

Auf den ersten Blick sieht der St.-Ottilien-Tobel, der auf seiner Westseite vom Stationenweg begleitet wird, wie jeder andere Tobel im Schwarzwald auch aus. Erst bei näherem Hinsehen bemerkt man, daß der Bach meist in eine breitere Talsohle aus Lockermaterial tief eingeschnitten ist. Die ursprünglich wohl durchgehende Talfüllung ist zwischen 3 und 5 m mächtig, gelegentlich auch bis zu 8 m. Sie ist durch tiefe Rinnen und Kessel stark zerfurcht und besteht durchweg aus eckigem, kleinstückigem bis erdigem Material, größere Blöcke sind selten. Wo der Bach diese Talfüllung durchschneidet und das Feinmaterial abtransportiert hat, ist das zurückbleibende Geröll folglich auch nur eckig. Eine vergleichbare Talfüllung aus Lockermaterial findet sich übrigens auch im Klein Finstergrund und im Groß Finstergrund. (Die Verbreitung der Talfüllungen ist auf der Karte mit einer unterbrochenen Linie markiert).

Die Erklärung für dieses Phänomen liegt darin, daß es sich bei dieser Talfüllung nicht um das Produkt eines natürlichen Vorgangs handelt. An wenigen Stellen kann man nämlich

erkennen, daß der St.-Ottlentobel ursprünglich durchaus normal entwickelt war. Hier liegen auf dem anstehenden Untergrund (Gneis) kantengerundete bis allseits schwach gerundete Gerölle in allen Größen (nicht zu verwechseln mit sehr gut gerundetem verschlepptem Straßenbaumaterial aus neuerer Zeit), sie werden aber überschüttet von dem eckigen „Fremdmaterial“, dem Aushub aus Schächten, Stollen und Schurfgräben, die die Hänge um St. Ottilien bedeckten. Ob dieses Material nun anlässlich einiger weniger extremer Niederschläge von den damals sicher unbewaldeten Hängen als Schlammlawine ins Tal gerutscht ist oder im Laufe der Jahrhunderte den Talgrund langsam auffüllte, kann nicht entschieden werden, die unebene Oberfläche des heutigen Talgrundes spricht eher für die erste Annahme. Daß aber auch in neuerer Zeit noch tiefgreifende Umlagerungen in dem recht lockeren Material stattgefunden haben, ist kurz vor der obersten Gabelung des Tobels zu erkennen. Hier wurde zur Stabilisierung des weichen Untergrundes eine große Menge von sehr gut gerundetem Gneisschotter mit Korngrößen bis über 20 cm über den gesamten Talgrund verteilt. Durch erneute Eintiefung liegt das heutige Bachbett wieder auf dem Anstehenden, etwa 8 m unter den Resten der damaligen Auffüllung, die auf der Ostseite des Tobels als schmales Band am Hang erhalten geblieben sind.

An einigen Stellen ist die Talfüllung mit den Resten alter Halden verbunden, und wo aus der oberhalb gelegenen Pinge Wasser austritt, ist das durchfeuchtete Haldenmaterial und die unterhalb liegende Talfüllung dunkel, fast schwarz verfärbt. Weiter talabwärts verliert sich diese Verfärbung dann wieder. Nach dem Trocknen sind die Gesteinsbröckchen dunkelbraun, unter der Lupe erkennt man eine mehr oder weniger dicke Kruste, die sich mit etwas Mühe abschaben läßt. Es handelt sich bei der Kruste um Eisenhydroxid, das sich bei Zutritt von Luftsauerstoff aus dem Stollenwasser abgeschieden hat, ein wichtiger Hinweis darauf, daß es sich bei diesen Wasseraustritten nicht um natürliche Quellen handelt, sondern um Stollenwässer, die sehr stark mit Eisen aus dem anstehenden Erzgang beladen sind.

Die gute Löslichkeit der ehemals vorhandenen Eisenminerale, hauptsächlich wohl das Eisenkarbonat Siderit, ist auch der Grund dafür, daß trotz intensiver Suche in den Halden und in der Talfüllung nur wenige Erzpartikel gefunden wurden. Einige Bruchstücke von Braunem Glaskopf wurden beobachtet und einmal eine Perimorphose von Quarz um sattelförmige Rhomboeder, die wohl ehemals Siderit waren.

Als eindeutiger Beleg für die innige Verknüpfung des eckigen Lockermaterials mit dem Bergbau kann das Auftreten von Eisenschlacken gewertet werden, die neben Holzkohle-Bruchstücken allenthalben aus der Talfüllung ausgewaschen werden können. Diese Eisenschlacken treten allerdings fast nur in der Fraktion unter 1,5 mm auf, was so zu deuten ist, daß bachaufwärts eine Schmelzhütte stand, deren Schlacken gepocht, gewaschen und gesiebt wurden, ein bei der Verhüttung durchaus üblicher Vorgang. Die heute aus dem Boden auswaschbaren Schlackenpartikel waren die nicht mehr nutzbaren Waschabgänge, die sich später mit dem Haldenmaterial vermischten und ins Tal gespült wurden.

Etwa 100 dieser Schlackenpartikel wurden aus der Sandfraktion < 1,5 mm ausgelesen und analysiert. (Herrn Dr. M. Martin vom Geologischen Landesamt Baden-Württemberg danke ich für die Durchführung der Analyse.) Das Analysenergebnis entspricht einer Eisenschlacke mit mittlerem Eisengehalt, was bei einer Durchschnittsprobe durchaus zu erwarten war:

SiO ₂	TiO ₂	Al ₂ O ₃	Fe ₂ O ₃	MnO
39,8	2,9	14,1	26,2	0,88
MgO	CaO	Na ₂ O	K ₂ O	P ₂ O ₅
1,9	6,1	0,49	3,5	0,17
SO ₃	NiO	BaO		
1,2	0,19	0,12		

Darüber hinaus weisen der Bariumgehalt (0,12%), der Schwefelgehalt (1,2%) und der relativ hohe Mangangehalt (MnO = 0,88%) auf ein Erz, das für Brauneisen-Erzgänge charakteristisch ist, die Schlacke „paßt“ also zu der vermuteten Lagerstätte.

DIE ST.-OTTILIEN-KAPELLE

Je nach Sagenversion erbauten Otilie selbst oder ihr Vater am Ort der wunderbaren Errettung Otilies um das Jahr 680 schon eine Kapelle, der um 1100 ein Neubau folgte. Nach einer Erweiterung um 1503 wird die Kapelle im Dreißigjährigen Krieg schwer beschädigt, der Wiederaufbau beginnt 1646, 1713 wird die Kirche erneut beschädigt, 1714 aber schon wieder restauriert und erweitert, wobei die früher außerhalb der Kapelle gelegene Quelle in das Bauwerk integriert wird. 1780 erfolgt eine Neugestaltung der Quellgrotte, ebenso 1966/67, verbunden mit einer Restaurierung der gesamten Kirche (Angaben nach Nowacki). Da die Quelle heute etwa 3 m unter der Geländeoberfläche austritt (vgl. Abb. 2), oder anders gesagt, die Stollensohle 3 m unter der Oberfläche liegt, bedeutet das, daß das Niveau um den Stollen herum um diesen Betrag aufgefüllt worden sein muß, oder das Stollenmundloch wurde um ca. 12 m zurückverlegt. Vermutlich liegt eine Kombination beider Effekte vor.

DER QUELLSTOLLEN

Man betritt die Quellgrotte durch eine kleine Tür in der westlichen Rückwand der Kapelle und steigt über eine gewinkelte Treppe bis zu ihrem Grund hinab. Hier findet sich in einer künstlichen Felsenlandschaft aus Kalktuffsteinen der vergitterte und verschlossene Eingang zum Quellstollen, der hier auf einer Länge von etwas über 2 m allseits mit rauhen Bruchsteinen und Ziegeln ausgemauert ist. Die Stollen-Firste ist gewölbt, hier bis 1 m hoch und 60–70 cm breit. Nach der Ausmauerung steht der Stollen in festem Gneis. Er erweitert sich hier auf einer Länge von etwa 3 m um ca. 50 cm, um sich danach wieder auf 1 m zu verengen. Die Sohle ist mit Lockermaterial von unbekannter Mächtigkeit aufgefüllt. An der Verengung knickt der Stollen aus seiner ursprünglichen Richtung von 10° auf 35° ab, er erweitert sich hier auf 1,5 m und die Firste steigt auf 2 m über der Sohle an, nach 2,5 m endet der Stollen. Auch hier bildet Lockermaterial die Sohle, in die eine wassergefüllte Mulde von 30 cm Tiefe eingesenkt ist. Das von der Firste und den Ulmen herabsickernde Wasser füllt also den

Porenraum im Lockermaterial der Sohlenauffüllung, staut sich an der zementierten Sohle des gemauerten Bereiches und fließt hier über eine eingetiefte Rinne ab. Eisenrohre oder andere Eisenteile sind in diesem Quellstollen nicht vorhanden, der von Burgath (1990) festgestellte hohe Eisengehalt des Wassers muß daher natürliche Ursachen haben.

Spuren einer Gangvererzung sind nicht festzustellen, doch zeigen Firste und Stoß ein dichtes Netzwerk von Fiederspalten (vgl. Abb. 3), denen die Bergleute in der Hoffnung auf einen vererzten Gang nachgefahren sind, oder es handelt sich um einen Suchstollen oder Querschlag, der im leicht zu lösenden Gestein aufgeföhren wurde. Spuren von Schlägel- und Eisen-Arbeit oder gar von Sprenglöchern sind nicht zu finden.

SCHLUSSFOLGERUNG

Geht man davon aus, daß der Kern der Otiliensage auf Fakten beruht, ist der glückliche Ausgang der väterlichen Verfolgungsjagd aus heutiger Sicht etwa so abgelaufen: Otilie flieht über den Rhein und das Dreisamtal aufwärts und trifft am Ausgang des Musbachtals auf Bergleute, die hier nach Eisenerz graben. Zwar sind Bergleute für fromme Jungfrauen noch nie der richtige Umgang gewesen, aber was soll's, der jähzornige Vater ist ihr mit seinen gewiß auch nicht zimperlichen Gesellen auf den Fersen. Die Bergleute, in deren Revier die Macht des Herzogs wohl sowieso nur sehr gering gewesen sein mag, verstecken Otilie in einem Stollen, vor dem die Verfolgung dann endet. Was die geistige Umkehr des Vaters bewirkt, bleibt im Dunkel, Frömmigkeit, Glaube und Aberglaube, nur zu verstehen aus der Sicht der damaligen Zeit, führen schließlich zu der Errichtung einer Kapelle und der Nutzung des aus dem nahegelegenen Stollen austretenden Wassers. Die weitere Entwicklung mag religionsgeschichtlich von Bedeutung sein, für die Montangeschichte sind folgende Ergebnisse festzuhalten:

1. Neben den von Gassmann (1991) aufgeführten und datierten Fundplätzen von Eisenschlacken gibt es noch weitere Indizien für einen Bergbau in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts.



Fiederspalten an der Firste des Stollens.

2. Der Bergbau am Südhang des Roßkopfes galt der Förderung von Eisenerz.
3. Umfang und Bedeutung der hier betriebenen Bergwerke müssen recht beachtlich gewesen sein, berücksichtigt man die Ausdehnung der heute, also nach 1300 Jahren noch sichtbaren Spuren. Da die seinerzeit abgebauten Gänge keinerlei Blei, Silber und Kupfer enthielten, waren sie für die Bergleute der späteren Jahrhunderte ohne Interesse, sie fanden daher auch keinen Niederschlag in der Bergbaugeschichte und sind infolgedessen bis heute unerwähnt geblieben.

Quellen

Albiez, G. (1958): Alter Bergbau vor Freiburgs Toren. – Freiburger Almanach 9, S. 49–55; Freiburg i. Br.
 Burgath, K.-P. (1990): Montanhistorische Untersuchungen im Mittel- und Südschwarzwald I. – Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz, N. F. 15, S. 1–37; Freiburg i. Br.
 Carato, H. v. (1786): Hauptbericht über die in den K. K. Vorlanden wirklich im Bau stehenden und einige von denen Alten aufgelassenen Bergwerke. – Manuskript, Freyburg. – Generallandesarchiv Karlsruhe.

Dietl, G. (1974): Alter Bergbau in der nördlichen Umgebung von Freiburg/Br. – 6 S., 1 Abb.; maschinenschr. Manuskript, unveröffentlicht; Stadtarchiv Freiburg
 Gassmann, G. (1991): Der südbadische Eisenerzbergbau: Geologischer und montanhistorischer Überblick. – 194 + 115 S., 99 Abb., 27 Tab., 3 Taf., 2 Anl.; Diss. Geowiss. Fak. Univ. Freiburg i. Br.
 Kramer, W. G. (1985): Bergbau im Schwarzwald. – Kultur und Technik, Bd. 9, H. 3, S. 130–144; Deutsches Museum, München
 NN (o. J.): St. Ottilien bei Freiburg im Breisgau. – 22 S., 4 Abb.; Freiburg
 Nowacki, F. (o. J.): Wallfahrtskirche St. Ottilien bei Freiburg im Breisgau. – 30 S., 4 Abb.; Freiburg i. Br.
 Seyfarth, F. (1913): Unser Freiburg und seine Umgebung. – 323 S., 56 Abb.; Verlag Herder, Freiburg i. Br.
 Stülpnagel, W. (1972): Ebnet. – In: Freiburg im Breisgau, Stadtkreis und Landkreis, Amtliche Kreisbeschreibung, Bande II, 1. Halbband;
 Vernier, J. W. v. (1781): Von dem Bergwesen in Vorderösterreich überhaupt und Beschreybung der vorderösterreichischen Bergwerke in Sonderheit. – Manuskript, Schwaz. – Generallandesarchiv Karlsruhe.

Anschrift des Autors:
 Dr. Hansjosef Maus
 Vierlinden 1
 70102 Freiburg

Der Freiburger Schloßberg

Wer in Freiburg als Fremder über den Schloßberg geht, sucht vergeblich nach dem namensgebenden Schloß. Der Berg ist an seinem Südhang mit Reben, auf seinem Westhang und der Kuppe mit Wald bestellt. Keilförmig stößt er aus der Schwarzwaldlandschaft bis an den Kern der historischen Altstadt vor, und es liegt durchaus ein Reiz darin, im Gegensatz zu den üblichen geleckten Stadtgrüns, ein Stück Waldurwüchsigkeit in die Stadt hineinragen zu lassen. Der Schloßbergwald vermittelt in unmittelbarer Berührung mit der Altstadt den Eindruck eines Stadtparks, aber schon oberhalb der Hanggärten der beiden am Berg gelegenen Restaurants verwildert er zusehends und erscheint auch unter großzügigeren forst-

wirtschaftlichen Maßstäben als ungepflegt. Dabei ist der Schloßberg der Zentralpark der Stadt, vergleichbar mit den Schloßgärten in Karlsruhe oder Stuttgart.

Aber – ohne Park und ohne Schloß – warum dann Schloßberg? Der Name erschließt sich unter geschichtlichen Aspekten und erhält erst aus dieser Sicht seine Bedeutung. Drei mächtige Dynastien machten diesen Berg zu einem Fixpunkt ihrer territorialpolitischen Bestrebungen.

Im 11. Jahrhundert gründeten die Herzöge von Zähringen Freiburg und legten hier oberhalb ihrer Stadt auf dem vorderen Schloßberg mit Blick auf das Oberrheingebiet und das schwarzwalderschließende Dreisamtal das



Abb. 1 Die spätmittelalterliche Stadt Freiburg und das Burghaldenschloß auf dem Schloßberg

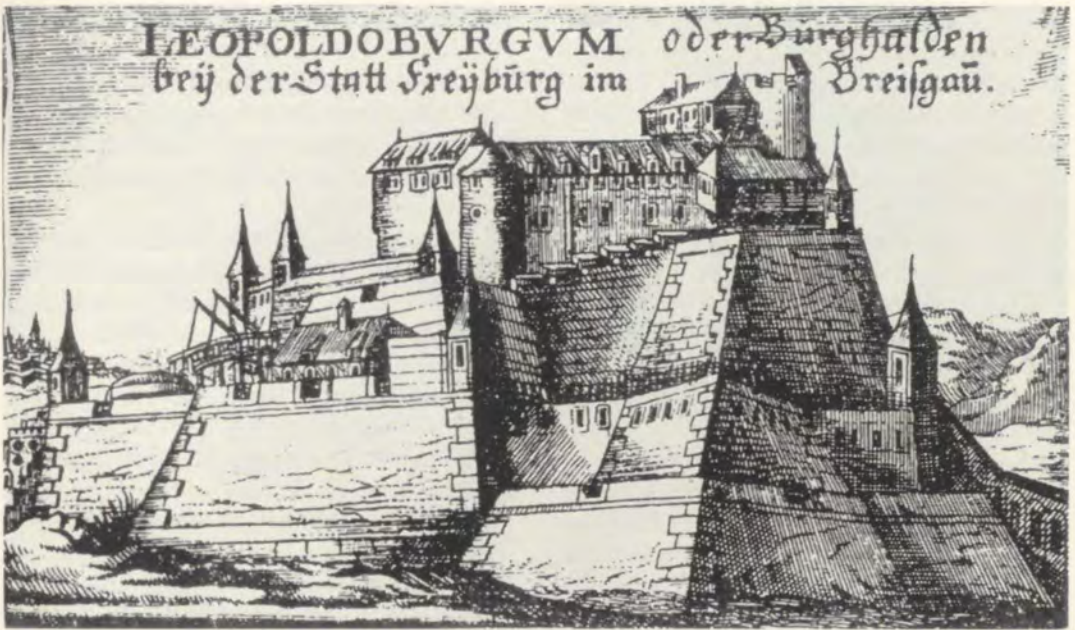


Abb. 2 Die Bastionierung der Burghalde unter Kaiser Leopold

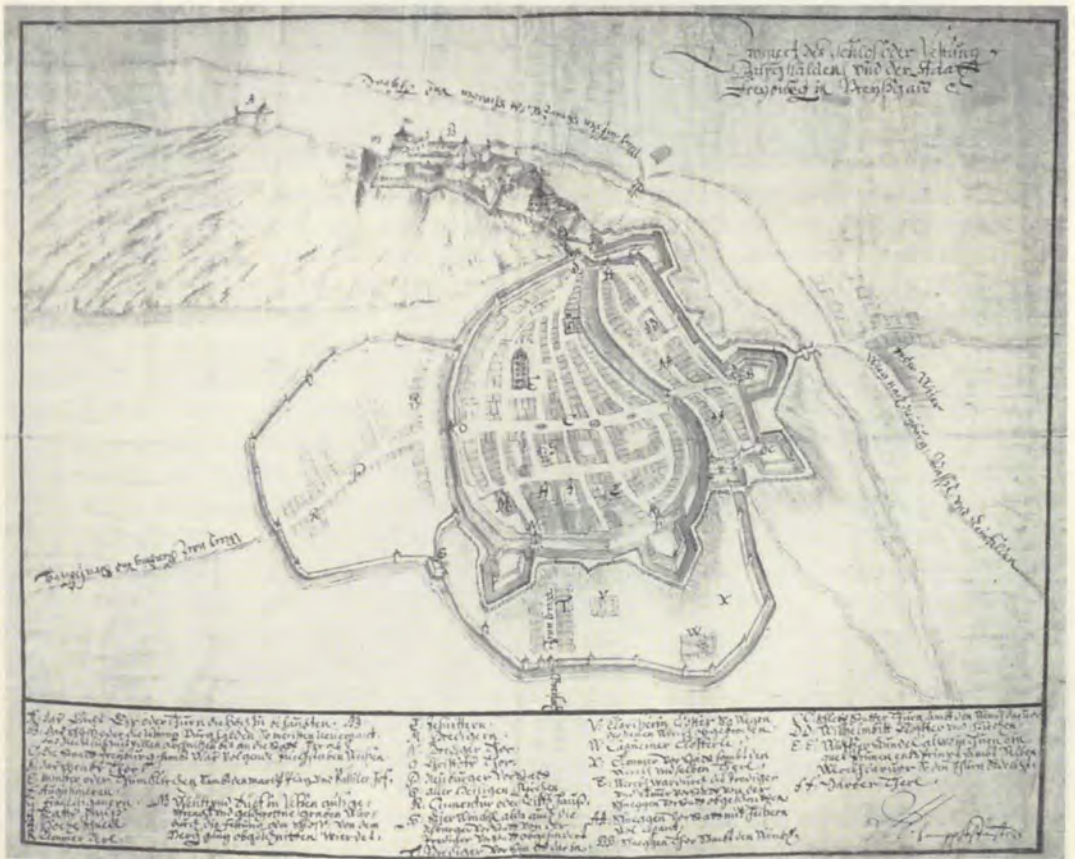


Abb. 3 Burg und Stadt werden vom Kaiserlichen Hofbaumeister Gumpff befestigt. Der Ausbau sichert nur die Kernstadt und opfert die Vorstädte im Westen und Norden

Burghaldenschloß an (Abb. 1). Hier entstand ein Schwerpunkt ihrer Herrschaft, die von der Nordschweiz über den Oberrhein, die Baar bis in ihre Stammheimat im Stuttgarter Raum reichte. Wäre daraus ein geschlossenes Territorium geworden, hätte es wohl Geschichte gemacht. Es zerfiel jedoch nach dem Aussterben der Zähringer in ein Gebiet kleinteiliger Machtverhältnisse. Immerhin griffen zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Badischen Großherzöge in Karlsruhe beim Aufbau ihres neuen Staates noch gerne auf die weitgespannten Herrschaftsansprüche ihrer zähringischen Ahnen zurück.

Eine bauliche Erneuerung und Erweiterung erfuhr die zähringische Burg auf dem Schloßberg unter dem Einfluß neuer Stadtherren, seit 1368 den Habsburgern. Durch sie geriet Freiburg zunehmend in das Spannungsfeld zwischen Wien und Paris. Schon Kaiser Maximilian, dessen Freiburger Reichstag sich 1998 zum 500sten Mal jährt, hatte die günstige Lage der Stadt als Ausgangspunkt seiner Interessenwahrung Richtung Schweiz und Burgund erkannt. In der Folge dieser Politik wurde von einem seiner Nachkommen, Kaiser Leopold, nach dem Verlust des habsburgischen Elsaß im 30jährigen Krieg und angesichts der erkennbaren Expansionsabsichten der Bourbonen die alte Burganlage mit geschütztauglichen Bastionen umfaßt und das stadtbeherrschende Schloßbergterrain mit einzelnen Befestigungswerken bestückt (Abb. 2). Die Sicherung der Stadt lag in deren eigenem Aufgabenbereich. Sie tat sich mit dieser Leistung schwer, vor allem da der immer deutlicher spürbare Frontstadtcharakter für Freiburg eine bedrückende Zukunft vorausahnen ließ (Abb. 3). Die von dem Innsbrucker Baumeister Gumppe geleiteten Wehrbauten hatten leider wenig Fortune. Im Handstreich nahmen 1677 die französischen Truppen die Stadt ein.

DIE FESTUNGSZEIT

Eine neue Dynastie übernahm nun mit Ludwig XIV die Stadtherrschaft, die 20 Jahre bis 1697 im Besitz der französischen Bourbonen bleiben sollte. Mit dem Übergang an den französischen König trat dessen 1678 neu ernann-

ter Generalkommissar für das Festungswesen, Vauban, in Aktion und entwickelte für Freiburg in zwei Stufen ein nach modernen – und dem kaiserlichen Militärbauwesen überlegenen – wehrtechnischen Gesichtspunkten konstruiertes Festungsprojekt. Die Franzosen verwirklichten diesen Plan.

Die von Gumppe um die Stadt und auf dem Schloßberg angelegten Stellungen mußten teils abgebrochen, konnten teils übernommen, meist aber umgeformt werden. Der gesamte Schloßberg wurde entsprechend seiner topografischen Struktur zu einem Fortifikationssystem mit planmäßig gegliederten Defensivabschnitten ausgebaut, das die Stadt strategisch durch seine Höhenlage völlig beherrschte (Abb. 4). Die mit hohem Kostenaufwand gebaute Anlage bildete den am weitesten nach Osten exponierten Teil eines Festungsgürtels an der französischen Ostgrenze, der von Belgien, Luxemburg über die Pfalz bis in das Oberrheingebiet reichte.

Die französische Festung Freiburg war als Ausfallstor Richtung Bodensee dem Kaiser in Wien ein Dorn im Auge. 1681 fiel Straßburg, 1683 standen mit französischer Unterstützung die Türken vor Wien. In den militärischen Konfrontationen mit Frankreich von 1648–1744, also im französisch-niederländischen Krieg, dem Pfälzischen Krieg, dem spanischen Erbfolgekrieg und dem österreichischen Erbfolgekrieg sollte der Kaiser sukzessive seinen Einfluß auf riesige Gebiete in den spanischen Niederlanden, Elsaß, Burgund, Lothringen und Spanien verlieren, aber in den Friedensschlüssen verhandelte er immer wieder die Herrschaft über die Stadt Freiburg zurück, nur um sie im nächsten Krieg erneut an die andere Seite zu verlieren. Diesen Verlauf nahm die Geschichte 1697, 1713 und 1744. Durch das hartnäckige Beharren der Habsburger auf ihren Herrschaftsanspruch im Elsaß und auch aufgrund von Bindungen französischer Interessen an anderen politischen Schauplätzen, setzte sich in Paris die Erkenntnis durch, daß das rechtsrheinische Gebiet auf Dauer nicht zu halten wäre, was sich beim Abzug der Franzosen 1744 in der Sprengung der aufwendigen von Vauban erbauten Festungswerke um die Stadt und auf dem Schloßberg dokumentierte. Die letzte Schlacht um die Festung Freiburg



Abb. 4 Die „Fortifikation“ des französischen Generalkommissars Vauban. Die Vorstädte sind abgebrochen. Der gesamte Schloßberg ist in die Befestigung einbezogen

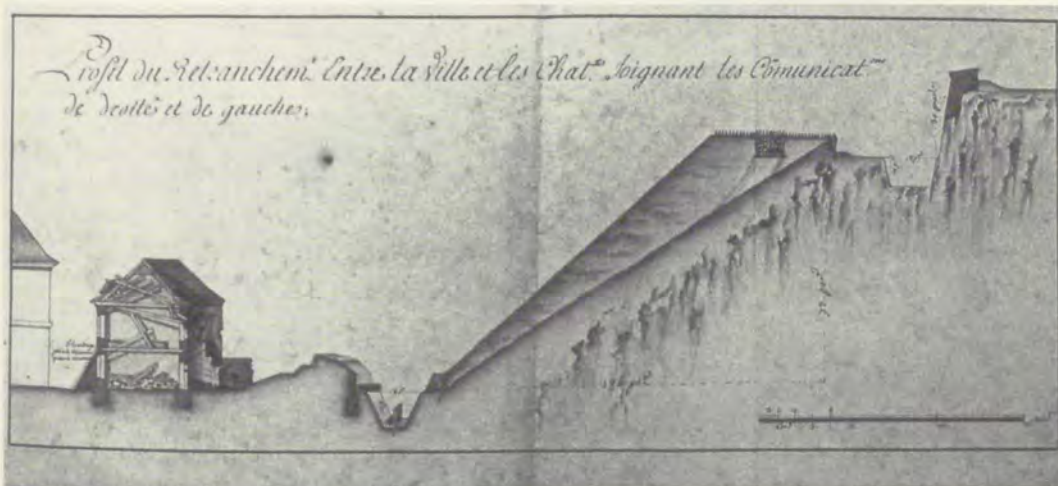


Abb. 5 Nach der zerstörerischen Eroberung der Stadt und Festung Freiburg durch die Franzosen sprengen die Sieger vor ihrem Abzug 1745 sämtliche Wehrbauten

hatte drei Monate gedauert und endete mit der Kapitulation der kaiserlichen Besatzung. Das französische Militär begann mit der Zerstörung der Werke im November 1744 und schloß seine mit Sorgfalt durchgeführte Tätigkeit im April des Folgejahres ab. So gesehen leistete am Oberrhein der Schloßberg von Freiburg einen sehr wichtigen Beitrag zur Festschreibung der deutsch-französischen Staatsgrenze auf den Rheinverlauf.

DER ROMANTISCHE SCHLOSSBERG

Die Stadt als Gemeinwesen verfiel zunächst in einen Zustand der Agonie – nicht aber die einzelnen Bürger. Kaum ein Dach, das nicht getroffen war vom Kugelhagel der zwölfwöchigen Kanonade, kaum eine dem Angriff zugewandte Hauswand ohne Einschuß (Abb. 5). Es bestand ein riesiger Reparaturbedarf und rund um die Stadt und auf dem Berg lagen Massen von Baumaterial in Form von kleinteilig gesprengten Militärbauten; außerdem bestand Bedarf an Brennholz für den bevorstehenden Winter und reihenweise gab es nutzlose Holzpallisaden auf dem sonst baumlosen Schloßberg. Stein für Stein, Holz für Holz wurde aus den Resten der Futtermauern der alten Bastionen und den Wehrbauten herausgewühlt und abgeholt. Die Trümmerpfade folgten der Grundlage der zerstörten Bauten und zeichneten in ihrem Grundriß die völlig demolierte Militäranlage in einem zivilen Wegenetz nach, auf dem schon nach wenigen Jahren Ziegenherden (Abb. 6) zu den Wiesen trotteten, die die Schutthalden mehr und mehr überzogen. Die Festung hatte ihr kantiges Profil verloren, die abgeschliffene Kontur der Terrassen und Gräben blieb aber dem Schloßberg erhalten. Der Reiz des Zerfalls und der Umformung dazu der weite Blick in die historische nach Südwesten offene Landschaft, vorbei an dem scheren-schnittthaften filigranen Münsterturm, führte im beginnenden 19. Jhd. zu einer neuen Sicht des jetzt romantisch erlebten Schloßbergs. Sie bewirkte die Anlage von Panoramawegen und Ausschmückungen, wie Aussichtsbänken an exponierten Punkten, Sichtterrassen, Quellfassungen und Baumpflanzungen. Die Zeit der romantischen Landschaftsgestaltung hatte

trotz ihres begeisterten Naturinteresses allerdings keine Hemmungen technische Neuerungen dem Berg aufzuerlegen. Mit harten Eingriffen in die historische Substanz und ökologischer Rigorosität wurde zu Ende des Jahrhunderts ein Trinkwasserspeicher in den stadtseitigen Hang eingestemmt. Das aufkommende Nationalgefühl bescherte dem Berg zur Jahrhundertwende ein eckiges gegen Frankreich gerichtetes Bismarckdenkmal, das dafür sorgte, daß die für das damalige Nationalgefühl unrühmliche französische Vergangenheit des Schloßbergs für Jahrzehnte verdrängt wurde. Zwischen Jahrhundertwende und erstem Weltkrieg legte der damalige Oberbürgermeister Winterer an den Hängen eine Reihe von Waldgaststätten an und verband sie mit Fahrstraßen um mit Erfolg begüterte „Privatiers“, die Pensionäre der „Gründerjahre“, nach Freiburg zu locken (Abb. 7). Diese, der militärischen Phase des Schloßbergs nachfolgende romantische Epoche mit ihrer zivilen Nutzung bewirkte eine außerordentlich hohe Akzeptanz des Schloßbergs bei den Freiburger Bürgern. Die Zeit der nachfolgenden zwei Weltkriege legten im Berg Schutzraumbauten an, verschonten ihn aber mit gravierenden äußeren Eingriffen.

DIE WIEDERENTDECKUNG DER SCHLOSSBERGGESCHICHTE

Die jüngste Nachkriegszeit bescherte der Stadt ein bis dahin nicht gekanntes, vorwiegend der Rheinebene zugewandtes Flächenwachstum, das auch zur Anlage neuer Grüngebiete im Westen führte. Dazu erlaubte die allgemeine Motorisierung Ausflüge in die nahegelegene Schwarzwaldregion. Dadurch verlor in der 2. Jahrhunderthälfte der Schloßbergwald die dominante Stellung als Naherholungsraum und seine Bedeutung als Treffpunkt und kultivierter innerstädtischer Park ging im Bewußtsein der Bürger etwas zurück. Dies änderte sich, als das 850ste und 875ste Stadtjubiläum die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gründung und Entwicklung der Stadt lenkte und Veröffentlichungen, wie die „Geschichte der Stadt Freiburg“ und „Stadt und Festung Freiburg“ den Anteil des Schloßbergs an der Geschichte von Freiburg darstellten. Gesteigert wurde das Interesse für die Festungszeit der



Abb. 6 Romantisierender Blick vom Schloßberg auf die Stadt und die Freiburger Bucht



Abb. 7 Das alte Jägerhäusle, ein Forsthaus oberhalb des Stadtteils Herdern wurde 1908 von der Stadt zu einem der Freiburger Waldrestaurants ausgebaut



Abb. 8 Das Peterskreuz zum Gedenken an die Kriegstoten des 17. und 18. Jhdts. in Freiburg, ein Symbol der deutsch-französischen Verständigung

Stadt durch die deutsch-französische Annäherung, die im südlichen Oberrheinraum immer konkretere Formen annahm, getragen von dem Wunsch die jahrhundertlange blutige deutsch-französische Feindschaft dauerhaft zu überwinden.

Dem erkennbaren Wunsch nach Rekultivierung und einer Sichtbarmachung der bisher nur noch den Eingeweihten sichtbaren Spuren aus der Vergangenheit des Schloßbergs stand aber nach ersten Ansätzen in den 70er Jahren ab 1990 eine zunehmende Knappheit öffentlicher Mittel entgegen, die es der Stadt unmöglich machte über den laufenden Pflegeaufwand hinaus weiter tätig zu werden. Auf Initiative von Oberbürgermeister Dr. Böhme bildete sich daher zur Spendenfinanzierung ein Kuratorium, dem sich spontan Bürger als Mitglieder anschlossen, um die Erlebnisqualität des Schloßbergs als Beispiel der romantischen Landschaftspflege und als Zeugnis der politischen Geschichte am Oberrhein neu zu beleben. So heißt es in der Satzung des am 22. Oktober 1997 konstituierten „Kuratorium Freiburger Schloßberg“: „Der Schutz der ökologischen und landschaftsgestaltenden Belange, sowie der Schutz und die Sichtbarmachung der geschichtlichen Bodendenkmale sind gleichrangige Ziele“. Inzwischen ist dieses Kuratorium tätig geworden und hat begonnen die obere Partie der Festung mit dem „Fort St. Pierre“ und darin den Hof des „Fort Carré“, sowie die Grundrißgeometrie des äußeren gedeckten Pallisadenweges durch Rasenflächen und Pollermarkierungen sichtbar zu machen. In Abstimmung mit den zuständigen Dienststellen konnte der Wald ausgelichtet und Sichtbeziehungen und Ausblicke in die Tallandschaft, die im 19. Jhd. noch vorhanden waren, zum Teil wieder geöffnet werden. Am 25. Juli 1998 wurde vom Kuratorium im Schloßbergwald an der Stelle der alten Garnisonskirche in einer ökumenischen Feier ein acht Meter hohes Holzkreuz eingeweiht, das an die jeweils bis zu 15000 jungen deutschen, österreichischen und französischen Soldaten erinnern soll, die bei einer Erstürmung der Festung Freiburg ihr Leben lassen mußten (Abb. 8). Die Holzbearbeitung übernahm das Forstamt, Statik, Fundamentierung und Stahlbauarbeiten des Kreuzes beruhen auf Sachspenden Frei-

burger Ingenieure und Firmen. Das Fundament gruben Schüler des Deutsch-Französischen Gymnasiums.

Anmerkungen

Der vorstehende Aufsatz stützt sich auf zwei Standardwerke: „Stadt und Festung Freiburg“; Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau; Josef Diel, Ulrich Ecker, Wolfgang Klug, Rolf Süß, Freiburg 1988; Band 1 und 2 sowie „Geschichte der Stadt Freiburg“; herausgegeben im Auftrag der Stadt Freiburg i.Br. von Heiko Haumann und Hans Schadeck, Stuttgart 1996; Band 1, 2 und 3.

Bildquellenverzeichnis

- 1 Der kleine Sickingen-Plan, erschienen im Auftrag der Stadt Freiburg 1589.
- 2 Randillustration einer Landkarte „Topographia Alsatiae, Sugoiae et Brisgoiae“, Kupferstich erschienen 1678.
- 3 Kolorierte Zeichnung unterschrieben von Johann Martin Gumpp aus dem Landesarchiv Innsbruck, undatiert; Bauzustand um 1675.
- 4 Kolorierte Zeichnung aus der Bibliothèque Nationale Paris, undatiert; Bauzustand Ende 17. Jhd.
- 5 Kolorierte Zeichnung vermutlich von Louis de Comtaigne aus dem Archiv de l'Inspection du Génie Vincennes; erschienen 1744.
- 6 Kolorierter Stahlstich von Jens Gray; erschienen um 1830.
- 7 Foto aus dem Bestand des Stadtarchivs Freiburg von 1906.
- 8 Zeichnung zum Bau eines Kreuzes auf dem ehemaligen Fort St. Pierre; Kuratorium Freiburger Schloßberg 1998.

Anschrift des Autors:
Josef Diel
Insel 10
79098 Freiburg

Nur ein Verwaltungsbau — oder ein spannendes Stück Stadtgeschichte?

In den letzten Monaten machte ein Gebäude von sich Reden, das im Bewußtsein der Karlsruher Bevölkerung seit vielen Jahren ein Schattendasein führt. Eingeklemmt zwischen der Durchfahrtsstraße Zirkel und der Abfahrtsrampe zur Schloßplatztiefgarage lag der Behördenbau eher am Rande: das ehemalige Landratsamt am Schloßplatz (Nr. 19).

Durch den Auszug des Landratsamtes erhält der Gebäudekomplex eine neue Aktualität. Es ist vorgesehen, hier das International Departement der Universität Karlsruhe einzurichten, einen Ort, an dem ausländische Studenten studieren und wohnen können. Gleichzeitig soll die Gelegenheit genutzt werden, mit der seit langem von städtischer Seite angestrebten Belebung des Zirkels dadurch zu beginnen, daß in diesem Gebäude ein Café und Läden eingerichtet werden. Man verspricht sich hier von eine Signalwirkung auch für die anderen Anlieger des Zirkels, sich zu dieser Straße hin zu öffnen. Verbunden mit der geplanten Verkehrsberuhigung des Zirkels könnte hier nördlich der Kaiserstraße ein weiteres belebtes Quartier entstehen.

Die folgende Darstellung der Baugeschichte des Gebäudekomplexes Schloßplatz 19 möchte dessen architekturgeschichtliche und künstlerische Bedeutung veranschaulichen und den Stellenwert benennen, der ihm von Anbeginn an, insbesondere aber in der Nachkriegszeit von der Karlsruher Bevölkerung beigegeben worden ist.

VORGESCHICHTE

Das Gebäude Schloßplatz 19 ist Teil der südlichen Schloßplatzrahmung. Das Grundstück zwischen Lamm- und Ritterstraße war ursprünglich mit vier Wohnhäusern bebaut.

1727 wurde hier das Erbprinzliche Palais eingerichtet, wofür größere Umbaumaßnahmen notwendig waren¹. Hier wurden der spätere Großherzog Karl Friedrich und sein Bruder Wilhelm Ludwig geboren. Nach dem frühen Tod des Erbprinzen Friedrich (1732) zog die Witwe mit den Kindern in die Karlsburg nach Durlach.

Das freigewordene Palais wurde fortan als Kanzlei genutzt. Probleme entstanden jedoch daraus, daß die Räumlichkeiten nicht für einen großen Behördenapparat ausgelegt waren und sich die alten Fachwerkwände dieser Dauerbelastung nicht gewachsen zeigten. Bereits 1755 werden Gebäudeschäden bemängelt, erneute Klagen von 1778 und 1783 zeugen davon, daß zur Behebung keine nennenswerten Maßnahmen ergriffen worden waren.

DER NEUBAU VON ARCHIV UND KANZLEI

Als 1787 endlich doch ein Neubau beschlossen wurde, fertigte Wilhelm Jeremias Müller die Pläne. Er hatte sich durch seine Mitarbeit am Schloßneubau und Bauten wie der Kleinen Kirche (1776) und dem ehemaligen Zeughaus (1777–79) an der Kaiserstraße einen Namen gemacht. Seit 1756 war er Bauinspektor, 1797 wurde er Baudirektor von Karlsruhe.

Auf dem zum Zirkel hin gelegenen Teil des Grundstücks, auf dem seither die Stallungen des Erbprinzlichen Palais gestanden hatten, war ein Neubau für das Staatsarchiv geplant. Mit diesem Gebäudeflügel wurden die Baumaßnahmen begonnen, die sich dann aber bis 1792 hinzogen.

Die außerordentliche Länge des Gebäudes entlang des Zirkels zwischen Ritter- und Lamm-

straße hat Müller durch ein reich abgestuftes architektonisches Gliederungssystem gemeistert. In der Horizontalen geben das durchgezogene Gurtgesims der Erdgeschosses, die kräftigen Fensterverdachungen im I. Obergeschoß sowie das wulstig vortretende Traufgesims dem Gebäude Halt, die Vertikale wird durch Blendrahmen sowie zwei- bzw. dreiachsige Vor- und Rücksprünge rhythmisiert. An den Stirnseiten, zur Ritter- und zur Lammstraße, zeigt der schmale, nur vier Achsen tiefe Gebäudeflügel eine zusätzliche Betonung der beiden Mittelachsen durch giebelartige Fensterver-

dachungen und einen abschließenden Dreiecksgiebel in der Dachzone. Die Innenräume waren in allen drei Etagen durchgängig gewölbt, statisch gesehen die beste Lösung für die zu erwartende Belastung durch die sehr schweren Archivschränke. Die architektonische Qualität des Archivgebäudes wurde von den Zeitgenossen so hoch geschätzt, daß es neben den bedeutendsten Gebäuden der Residenzstadt Karlsruhe in den sogenannten „Ansichten von Carlsruhe“ abgedruckt wurde, einem Lithographienband von P. Wagner (um 1830).



Carlsruhe von P. Wagner
GROßHERZ. LANDES ARCHIV.

Großherzogliches General-Landes-Archiv und Kanzleigebäude, Druck um 1830.

XXXII Ansichten mit dem Panorama und dem Plan von Carlsruhe nebst einem erklärenden Texte. Lithographie de P. Wagner – Carlsrouhe (o. Jahr), Abb. Nr. 13.

Nach wie vor war an den als Kanzlei genutzten Gebäuden am Schloßplatz nichts passiert. 1798 und 1801 ergingen erneut Aufträge an die Bauverwaltung, die baufälligen Gebäude zu besichtigen. 1801 starb Wilhelm Jeremias Müller und Friedrich Weinbrenner folgte ihm im Amt des Baudirektors nach. 1803 erhielt Weinbrenner den Auftrag, die über zehn Jahre alten Baupläne Müllers für die Kanzlei auf die

Bedürfnisse der neuen Landesorganisation hin zu prüfen und gegebenenfalls zu ändern. Das Urteil Weinbrenners fiel vernichtend aus. Die Räumlichkeiten seien viel zu klein und organisatorisch fehlerhaft geplant worden.

Weinbrenners Grundriß sieht einen tiefen, um drei Innenhöfe gruppierten Gebäudeflügel am Schloßplatz vor. Zwei schmale, einhüftige Flügel binden an den Archivbau an und um-

schließen einen großen Hof, der über Tore von der Lamm- und von der Ritterstraße aus zu erreichen ist. Die Büros sind zur Außenfassade hin orientiert, die Flure mit Arkaden zu den glasüberdachten Höfen hin geöffnet.

Eine für die bisherige Schloßplatzbebauung völlig neue Konzeption sieht Weinbrenner's Fassadenentwurf vor. Die Gebäude waren bis dahin stets als Rahmen des Schloßplatzes und somit als untergeordneter Teil der Schloßanlage begriffen worden. Die insgesamt acht Baublöcke waren einheitlich mit zweigeschossigen Arkadenhäusern mit Mansardwalmdächern bebaut, ohne daß hinter der einheitlichen Gestaltung zutage trat, daß fast alle Blöcke in mehrere Grundstücke geteilt und von unterschiedlichen Eigentümern mit eigenen Häusern bebaut waren. In der Folge des Schloßneubaus in der zweiten Hälfte des

18. Jahrhunderts erhielten die Gebäude eine geringfügige Bereicherung in Form einer Vertikal- und Dreigliederung, doch wurde der geschlossene Gesamteindruck gewahrt.

Weinbrenner wollte sich mit seinem Neubau nicht in eine barocke Architekturvorstellung einfügen. Er sah eine Mittenbetonung vor, weshalb er anstelle der üblichen zwanzig nur neunzehn Achsen wählte. Die mittleren neun Achsen wurden risalitartig vorgezogen und um ein Halbgeschoß gegenüber den zweigeschossigen Seitenteilen erhöht. Eine weitere Steigerung wurde durch den für Weinbrenners Architektursprache signifikanten Portikus erreicht, der vor die mittleren fünf Achsen gestellt werden sollte. Gegen diese Lösung legte der Großherzog Einspruch ein, der eine symmetrische Platzbebauung wünschte. Die Verhandlungen zogen sich hin, doch 1811 ließ Großherzog Karl



Ansicht der einstigen Kanzlei um 1910–1925.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

sein endgültiges Veto verkünden. Der mittlerweile zu zwei Dritteln fertige Neubau solle zwar vollendet werden, dabei sei jedoch von der Bauart der übrigen Zirkelgebäude so wenig als möglich abzuweichen.

Von Weinbrenners Fassadenentwurf ist zuletzt wenig übrig geblieben. Entscheidend für die weitere Entwicklung der Schloßplatzbebauung war jedoch die Einführung der ungeraden Achsenzahl und einer größeren Geschoßhöhe. Nur wenige Jahre später, 1830, hat Heinrich Hübsch mit dem Neubau des Finanzministeriums – zwischen Waldhorn- und Kronenstraße gelegen – an diese Neuerungen anknüpfen können. Mittlerweile gab es keine großherzoglichen Einwendungen mehr gegen die Erhöhung der mittleren neuen Achsen; damit war erstmals die bis dahin streng eingehaltene Kubatur der barocken Baublöcke durchbrochen. Als mögliche Erklärung für die widerspruchlos erteilte Baugenehmigung hat der Bauhistoriker Fritz Hirsch darauf hingewiesen, daß die 1811 auf dem Schloßplatz gepflanzten Linden mittlerweile herangewachsen waren und die Sicht vom Schloß auf die südliche Schloßplatzbebauung versperrten².

DIE WIEDERAUFBAUDISKUSSION SCHLOSSPLATZ

Im Zweiten Weltkrieg wurden fast alle Gebäude am Schloßplatz ganz oder teilweise zerstört. Auch der Zustand des Kanzleigebäudes kam einer Totalzerstörung nahe. Wie zeitgenössischen Fotografien und den Wiederaufbauplänen zu entnehmen ist, waren nur noch Außenmauern, die Schloßplatzarkaden und im Archivbau das Kellergewölbe vorhanden. Und auch die erhaltenen Mauern waren von der Hitze stark angegriffen. Am Kanzleiflügel mußten Teile der erhaltenen Obergeschoßmauern für den Wiederaufbau abgetragen und neu aufgeführt werden. Am Archivflügel wurden die Fenster mit neuen Steingewänden restauriert.

Die Entscheidung, das in Zukunft als Landratsamt dienende Gebäude unter Einbeziehung der erhaltenen Mauern und unter Wahrung eines historischen Erscheinungsbildes wieder aufzubauen, war keineswegs selbstverständlich. Der Wiederaufbau dieses Gebäudes löste

im Gegenteil eine der heftigsten öffentlichen Architekturdiskussionen der Nachkriegszeit in Karlsruhe aus.

Für den Neubau der Badischen Landeskreditanstalt an der Karl-Friedrich-Straße im Januar 1954 war der Entwurf von Hermann Blomeier prämiert worden, der mit moderner Konstruktion, Materialwahl und Detailausbildung durch die Einhaltung von Geschossigkeit, Dachform und Arkaden eine Synthese zwischen Tradition und beruhigter Moderne erreichte. blieb diese Entscheidung zunächst ohne große Resonanz in der Öffentlichkeit, so entbrannte die Diskussion nur zwei Monate später an der Frage des Wiederaufbaus von Kanzlei und Archiv.

Am 11. März 1954 lud das Regierungspräsidium Baurepräsentanten und die Presse zu einem öffentlichen Forum ein über die Frage „Weinbrenner oder der Geist unserer Zeit“. Die beiden kontroversen Hauptthesen wurden einerseits vertreten von Baudirektor Köhnel, Leiter des Staatlichen Hochbauamtes, der im Ruinenbestand einen materiellen Wert sah und ihm einen eigenen Denkmalwert beimaß, und andererseits von Professor Fischer von der Bauaufsichtsabteilung der Inneren Verwaltung, der in Kaiserstraße und Schloßplatz eine „bürgerliche Einheit“ sah und eine Fortsetzung des modernen Bauens an der Kaiserstraße bis zum Schloßplatz forderte.

Das Angebot der Verwaltung, den Wiederaufbau zu diskutieren, wurde von der Presse begeistert aufgegriffen³. Die Badischen Neuesten Nachrichten stellten beide Modelle – Weinbrenner-Rekonstruktion und Blomeier-Entwurf – nebeneinander und regten zur Diskussion an. Zahlreiche Bürger beteiligten sich daran, wobei die Tendenz eindeutig in Richtung auf eine Rekonstruktion ging. Noch war das Schloß Ruine, doch stand dessen Rekonstruktion nie in Frage. Schloß und Schloßplatz wurden von vielen als Einheit, als höfische Einheit begriffen. Weitere Argumente waren der materielle Wert der Ruine und der Fremdenverkehr. Die Gegenseite argumentierte mit dem Aufruf nach Mut zu Neuem. Heutige Menschen bräuchten Licht, Luft und die Ausführung der Ideen ihrer Zeit. So auch der Bund Deutscher Architekten, der einen Komplettneubau als zweckmäßiger und billiger ansah.



Blick in die Ruine des Archivgebäudes, 1946.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Der alte Grundriß könne unter heutigen Anforderungen sowieso nicht beibehalten werden, so würde es darauf hinauslaufen, daß hinter einer aus ganz anderen Vorstellungen erwachsenen Fassade ein neuer Bau ausgeführt würde. Als weiteres Argument gegen eine Rekonstruktion wird von anderer Seite auf die Baugeschichte der Kanzlei verwiesen: Weinbrenner habe schließlich kaum etwas von dem verwirklichen können, was er gewollt habe. Die Architektur wird gar als „dürftiger Klassizismus“ bezeichnet.

Demgegenüber äußerte sich Dr. Lacroix, ehemaliger Leiter des Landsedenkmalamtes, dahingehend, daß wenigstens der innerste Ring um das Schloß nicht noch mehr in seiner Geschlossenheit gestört werden dürfe. Auch er sieht Schloß und Schloßplatzbebauung als städtebauliche Einheit und er verweist auf das historische Herzstück der Stadt auch unter dem Aspekt des Fremdenverkehrs. Seine Argumente finden Unterstützung bei der Badischen Heimat, deren Vorsitzender Dr. Knittel Rücksicht auf die historischen und künstlerischen Gegebenheiten in einer Stadt fordert. Es sei zweifellos möglich, in einer Stadt wie Karlsruhe an geeigneter Stelle fortschrittliche Bauweisen voll zur Geltung zu bringen; dies gerade dort zu tun, wo es angebracht wäre, sich an Gegebenes anzupassen und Tradition zu wahren, verrate wenig Takt und werde zu seiner Zeit sicherlich scharf verurteilt werden.

Nachdem die Meinungen ausgetauscht waren, bat das Regierungspräsidium die Stadt um eine Stellungnahme. Der Stadtplanungsrat empfahl die Weinbrenner-Lösung für das zukünftige Landratsamt. An der Karl-Friedrich-Straße jedoch sollte der Entwurf Blomeiers gebaut werden, womit gleichzeitig auch für das zukünftige Finanzamt festgeschrieben war, daß dort modern gebaut werden würde.

DER WIEDERAUFBAU SCHLOSSPLATZ 19

Die Wiederaufbaupläne erstellte Oberregierungsbaurat Gengenbach vom Bezirksbauamt. Die Ausführung erfolgte in zwei Abschnitten, zunächst wurde der Archivflügel 1955 instandgesetzt, erst 1957 folgte der zweite Bauabschnitt mit den vorderen Gebäudeflügeln. An-

stelle des früheren Mansarddaches erhielten sie ein drittes Vollgeschoß.

Im Erläuterungsbericht zum Baugesuch heißt es:

Das unter Denkmalschutz stehende Gebäude ist im Kriege bis auf die Umfassungswände zerstört worden. Es ist beabsichtigt, den Wiederaufbau im Sinne der Erbauer (Jere-mias Müller u. Friedrich Weinbrenner) unter Erhaltung der noch brauchbaren Mauerteile durchzuführen. Die Gebäudeteile am Schloßplatz, sowie an der Lamm- u. Ritterstraße erhalten jedoch anstelle des früheren Mansarddaches ein weiteres Vollgeschoß. Ferner wird der Gebäudeteil am Zirkel nach der Hofseite zu aufgestockt und erhält somit ein 3. OG = ausgebautes Dachgeschoß. Im übrigen bleibt die äußere Erscheinung der bestehenden Straßenfronten vollständig erhalten.

Die Gebäudetiefen werden mit Ausnahme des Schloßplatztraktes beibehalten . . . Es ist beabsichtigt, die beiden seitlichen Lichthöfe aufzugeben und die Gebäudetiefe auf 13 m zu verringern . . . Diese Maßnahme dient weiterhin dazu, dem Gebäude mit seinen an den Ecken aufgehellten Wartepätzen eine aufgelockerte, den heutigen Bedürfnissen angepaßte Gestaltung zu verleihen. Der für das Gebäude charakteristische mittlere noch gut erhaltene Licht-hof wird zu einer dreigeschossigen, vom Hof her belichteten Treppenhalle umgestaltet.

WEITERE ENTWICKLUNG

Diese erste große Diskussion im Jahre 1954 über den Umgang mit dem historischen Erbe Schloßplatz war nur ein Auftakt. Immer wieder lösten architektonische Fragen in der Öffentlichkeit große Emotionen aus. Da war 1957 der Neubau des Amtsgerichtes zwischen Wald- und Herrenstraße, wo das Denkmalamt den Bau eines sechsstöckigen Verwaltungstraktes am Schloßplatz aus denkmalpflegerischen und städtebaulichen Gründen ablehnte und in den 80er Jahren der Neubau der L-Bank, dem letztendlich zwei Wohnhäuser des 19. Jahrhunderts zum Opfer fielen.

Erneut in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses gelangten Schloßplatz und Schloßplatzbebauung 1967 nach dem Abriß der Hoftheaterruine für das Bundesverfassungsgericht und dem Neubau der Universitätsinstitute. In der Öffentlichkeit regte sich erstmals Widerstand gegen einen als museal empfundenen Schloßplatz. Der Behördengürtel trenne den Schloßplatz von der eigentlichen Stadt; eine Belebung durch Cafés und Gaststätten sei wünschenswert um einen stärkeren Anreiz für eine Bürgerpromenade zu schaffen⁴.

Die Argumentation erinnert an die zwanzig Jahre zuvor geführte Diskussion – höfische Einheit Schloß-Schloßplatz oder bürgerliche Einheit Kaiserstraße-Schloßplatz. Und – wie wir heute wissen – sollte dieses Thema Dauerbrenner bleiben. Wiederum 30 Jahre später hat die Stadt einen Wettbewerb ausgeschrieben, der ausdrücklich eine Belebung der Hauptachse Karlsruhes zum Ziel hatte: der „Via Triumphalis“.

Es ist erklärter kommunalpolitischer Wille, den Zirkel zu beleben und damit den Schloßplatz an die Kaiserstraße anzubinden. Der Auszug des Landratsamtes aus dem einstigen Kanzleigebäude hat nun Möglichkeiten eröffnet, diesem Ziel durch die Einrichtung von Café und Läden einen Schritt näher zu kommen. Hier sind Konfliktpunkte vorprogrammiert, denn die feingliedrig rhythmisierte Fassade des Archivflügels mit ihrem tiefem massivem Mauerwerk steht diametral dem zeitgenössischen Leitbild für Ladenarchitektur entgegen, das ausgeht von der Vorstellung höchst-

möglicher Transparenz: Dieses bedeutet großflächige Schaufensterverglasung, großzügige Eingangssituationen, ein möglichst schwellenloses sich Öffnen zum Straßenraum. Weitere Konsequenzen einer Ladennutzung werden Werbeeinrichtungen unterschiedlichster Ausformung sein, Warenauslagen, Vordächer und Markisen. Es steht zu hoffen, daß im Zusammenwirken aller Beteiligten eine der architektur- und stadtbaugeschichtlichen Bedeutung des Gebäudes angemessene Lösung gefunden werden kann, auch wenn diese Aufgabe der Quadratur des Kreises gleichzukommen scheint.

Anmerkungen

- 1 GLA 424 f KA 168
- 2 Fritz Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen. Ein Buch für jeden, der sich mit Architektur aus Liebe beschäftigt, oder weil sein Beruf es so will. . . . I (Karlsruhe 1928), II (Karlsruhe 1932). Zur Baugeschichte der Kanzlei vgl. S. 255 ff., hier S. 265. Fritz Hirsch war von 1913 bis 1933 Direktor der badischen Hochbauverwaltung.
- 3 Die Diskussion wurde im wesentlichen in den Badischen Neuesten Nachrichten abgedruckt (12., 23. und 27. März 1954), weitere Beiträge s. BVZ 27. März 1954. Stadtarchiv Karlsruhe, Schloßplatz.
- 4 BVZ 1. Juli 1967.

Anschrift der Autorin:
Dr. Ulrike Plate
Schillerstraße 47a
76135 Karlsruhe

Paul Tritscheller (1822—1892)

Ein weitgereister Handelsmann aus Lenzkirch, der an der Badischen Revolution teilnahm und später Reichstags-Abgeordneter wurde¹

An der Lenzkircher Friedhofsmauer steht ein schlichtes, schwarzes Marmorkreuz. Die Inschrift auf dem Sockel ist kaum mehr zu entziffern: „Paul Tritscheller, Commerzienrath, geb. 29. Juni 1822, gest. 20. April 1892“. Wenige Meter entfernt davon ist auf dem Grabobelisken des bekannteren Franz Josef Faller eine Bronzetafel angebracht, auf der u. a. zu lesen ist: „Förderer des Schwarzwälder Wirtschaftslebens, Initiator der Höllentalbahn, Mitglied der Badischen Kammer und des Deutschen Reichstages, Gründer und Teilhaber der Uhrenfabrik Lenzkirch.“

Das alles und noch mehr trifft auch auf Paul Tritscheller zu, der jedoch offensichtlich nicht im gleichen Maße von der Nachwelt gewürdigt worden ist.

Paul Tritscheller, Sohn des Strohhutfabrikanten Johann Georg Tritscheller und der Maria Kromer, war drei Jahre alt, als die Mutter nach der Geburt des vierten Kindes, Nikolaus, am Kindbettfieber starb. Aus der zweiten Ehe des Vaters hatte Paul sechs Halbgeschwister, davon starben zwei im Säuglingsalter. Schon mit neun Jahren kam Paul in die gestrenge Obhut der Mönche im Kloster Rheinau bei Jestetten. Der asketische Tagesablauf, das Einsperrtsein in Einzelzellen und das Fehlen einer weiblichen Bezugsperson machten dem kleinen Jungen die drei Jahre Klosterschule sehr schwer. Als er danach, im zwölften Lebensjahr, von seinem Vater zur weiteren Ausbildung ins Pestalozzi-Institut nach Yverdon (Schweiz) geschickt wurde, lernte er eine völlig andere Art von Erziehung kennen. Der brüder-

liche Umgang der Zöglinge miteinander, die vielen Anregungen zu allem Guten und Schönen, der freie Geist, der im Pestalozzi-Institut herrschte, ließen Paul Tritscheller später sagen, daß er in Yverdon seine schönste und sorgenfreieste Jugendzeit verlebte. Vermutlich sind in diesen Kindheits- und Jugenderlebnissen die Wurzeln für den großen Freiheitsdrang zu finden, den Tritscheller sein Leben lang verspürte. Er konnte ihn schon früh verwirklichen, da der Vater den knapp Zwanzigjährigen, nachdem er in einem Basler Speditionskontor eine gründliche kaufmännische Ausbildung bekommen hatte, mit Musterstrohnhüten quer durch Europa reisen ließ. (Auf einer dieser Reisen trat er 1842 in Amsterdam der Freimaurerloge bei.) Ging das Strohhutgeschäft schlecht, so wurde im elterlichen Gasthaus „Zum Rößle“ dem Touristenverkehr Rechnung getragen, denn die Postkutsche brachte im Sommer viele Gäste. Dann mußte Paul als Kellner einspringen. Seine Freizeitvergnügen holte er sich beim Schützenverein und auf der Jagd; zuhause gab es mit den vielen Geschwistern ein abwechslungsreiches Familienleben.

Mit 21 Jahren wurde Paul Tritscheller neben seinem Vater und Franz Josef Faller Gesellschafter der Strohhuthandlungs-Gesellschaft Faller, Tritscheller + Cie. am Handelsplatz Valonara bei Verona (Italien), wo sowohl Strohhüte als auch die für die Strohhutfabrikation erforderlichen Strohblätter hergestellt wurden. (Das italienische Stroh war feiner und besser geeignet als das Schwarzwälder Roggenstroh.) Auf vielen Reisen, zum Teil gemein-

sam mit seinem Mitgesellschafter Franz Josef Faller, konnte der Kundenkreis beträchtlich erweitert werden, was besonders dem Handelsplatz Vallonara große Gewinne einbrachte.

Schon während seiner ersten Reisen begann Paul Tritscheller sich auch für Politik zu interessieren. Heil und Freiheit für das Volk sah er nur im konstitutionellen Staatswesen. Er suchte Kontakte mit liberal gesinnten Abgeordneten und begegnete in Karlsruhe außer Bassermann, Brentano und anderen auch erstmals Friedrich Hecker. 1848 fühlte er sich wie viele andere zur Teilnahme an den großen Fragen des neuen Aufbruchs herausgefordert. Er war stolz darauf, diese Zeit mitzuerleben, obwohl sie einschneidende Rückschläge für alle Geschäfte mit sich brachte. Er unterstützte die Forderungen Heckers und Struves nach allgemeiner Pressefreiheit, volkstümlicher Rechtspflege (mit Schwurgerichten) und Abschaffung der Adelsprivilegien. Tritscheller berichtet voll Begeisterung von der Volksversammlung am 19. 3. 1848 in Offenburg, an der er mit etwa 15 000 Gleichgesinnten teilgenommen hat. Kurz danach zog Hecker, von Konstanzer Gesinnungsgenossen ermutigt, mit einer kleinen Schar von 180 Anhängern über Donauschingen nach Lenzkirch. Auf der Freitreppe des Gasthauses „Rößle“ (Tritschellers Elternhaus) hielt er am 18. April 1848 eine flammende Rede. Doch sein Versuch, die Zuhörer zu begeistern, war vergeblich. Enttäuscht zog Hecker über Raitenbuch und Schluchsee nach Bernau weiter. Kurz nachdem Hecker Lenzkirch verlassen hatte, sprachen zwei Abgeordnete des Frankfurter Vorparlaments bei Paul Tritscheller vor. Sie sollten Hecker vor Blutvergießen bewahren. Tritscheller brachte die beiden nach Bernau, Hecker lehnte die Vermittlung aber ab. Zwei Tage später kam es bei Kandern zum Zusammenstoß zwischen den Freischärlern und den vereinten badischen und hessischen Truppen, bei dem deren General v. Gagern getötet wurde. Die Aufständischen wurden besiegt. Hecker floh in die Schweiz.

Möglicherweise hat Paul Tritscheller im Sommer 1848 Hecker das Leben gerettet. Er ließ Hecker eine Eilbotschaft zukommen, in der er ihn vor einem Spitzel warnte, der – so hatte Tritscheller herausbekommen – von

Lenzkirch aus insgeheim nach MuttENZ bei Basel abgereist war, wo Hecker im Exil lebte. Da auf Hecker ein Kopfgeld ausgesetzt war, kam Tritscheller diese Reise verdächtig vor. Der Spitzel hatte sich bereits unter falschem Namen in Heckers Hotel einquartiert. Durch die Warnung Tritschellers informiert, ließ Hecker die Sache platzen. Der blamierte Offizier erschien wieder in Lenzkirch und tat so, als ob er nie weg gewesen sei.

Aktiv hat sich Paul Tritscheller erst 1849 an der Revolution beteiligt. Als gewählter Hauptmann der Lenzkircher Bürgerwehr zog er im Mai 1849 mit 300 Mann nach Neustadt, um die Vereinigung der badischen mit den württembergischen Truppen zu verhindern. Durch eine List gelang es ihm, die Truppen zum Abzug zu bewegen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde. Im Juli 1849 gab er auf und schickte seine Wehrmänner aus dem Lörracher Quartier nach Hause. Er selbst floh in die Schweiz, wo er viele geflüchtete Aufständische traf. Seine Flucht war begründet; das zeigte sich, als er sechs Wochen später nach Lenzkirch zurückkehrte und sofort verhaftet wurde. Zusammen mit dem Arzt Dr. Josef Wiest saß er 44 Tage in Neustadt im Gefängnis und stand danach noch zwei Jahre unter Polizeiaufsicht. Anfang 1850 gestattete ihm die preußische Militärbehörde, die das Land Baden besetzt hielt, wieder die alljährliche Geschäftsreise. Überall in den deutschen Ländern nahm er die Trauer und Verbitterung wahr, die der Niederschlagung der Revolution von 1848/49 folgte.

1850 wurde in Lenzkirch im Hause des Orchestrionfabrikanten Ignaz Schöpferle eine kleine Fabrik für Uhrenbestandteile gegründet, die 1851 in eine „Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation“ umgewandelt wurde. Zu deren Direktoren ernannte man Paul und Nikolaus Tritscheller, technischer Leiter war Eduard Hauser. 1852 heiratete Paul Tritscheller die seit langem verehrte Anna Hebling aus Vöhrenbach, mit der er vier Kinder hatte: Anna, Josef, Maria und Paul. Die Freuden eines glücklichen Familienlebens und wirtschaftlicher Erfolge wurden jedoch durch den Tod des kleinen Josef, der nur vier Monate alt wurde, und wenig später des geliebten Vaters und großen Vorbildes Johann Georg Tritscheller (1789–1855) erheblich getrübt. Paul bezog nach dem Tod

seines Vaters das 1846 erbaute Haus am Binzenrain, Nikolaus übernahm das elterliche „Rößle“.

1861 sah Paul Tritscheller eine neue Lebensaufgabe auf sich zukommen: im Historischen Kaufhaussaal in Freiburg fanden Grundsatzgespräche zum Bau der Höllentalbahn statt. Auch politisch bahnten sich neue Entwicklungen an: In Offenburg wurde die liberale Partei Badens gegründet, Paul Tritscheller wurde in den Landesauschuß und 1865 in die II. Kammer des Badischen Landtages gewählt, wo er der Kommission für Eisenbahnbau angehörte. Hier galt sein ganzer Einsatz der von ihm favorisierten Höllentalbahn, die jedoch durch die Kriegereignisse 1870/71 in den Hintergrund treten mußte und erst 1872 wieder zur Debatte stand.

Das Lenzkircher Strohhut-Unternehmen wurde nach der Trennung vom Handelsplatz Vallonara (1866) verkleinert, doch hatte Paul Tritscheller als Gesellschafter der Uhrenfabrik Lenzkirch, der Schraubenfabrik Falkau und der Baumwollweberei Kollnau weiterhin ein ausreichendes Einkommen. Tritscheller gewann zum zweiten Mal sein Landtagsmandat; 1872 wurde er als nationalliberaler Abgeordneter für die Wahlkreise Freiburg, Emmendingen und Waldkirch in den Deutschen Reichstag berufen und 1874 mit großer Mehrheit wiedergewählt. An eine Kandidatur zum 3. Reichstag (1876) konnte Paul Tritscheller aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr denken. Sein langjähriges Hüftleiden hatte sich derart verschlimmert, daß die Ärzte ihm absolute Ruhe empfahlen.

1882 trugen die in zwei Jahrzehnten mühsam gewachsenen Pläne zum Bau der Höllentalbahn endlich Früchte, der Bau wurde beschlossen. Tritscheller, der sich selbst als Vorkämpfer der Bahn bezeichnete, konnte mit Befriedigung auf seine langjährigen Bemühungen zurückblicken. Nach vierjähriger Bauzeit an einer atemberaubenden Trasse wurde die Höllentalbahn am 21. 5. 1887 eröffnet; am Vorabend erhielt Tritscheller in Anerkennung seiner großen Verdienste vom Großherzog den Titel „Commerzienrat“. Er und Franz Josef Faller sollten zur Eröffnung Festansprachen halten, aber Franz Josef Faller erlag kurz vor dem Eintreffen des ersten Zuges aus Freiburg

in Titisee einer Herzattacke. Die Feststimmung verwandelte sich in große Niedergeschlagenheit.

Zur großen Freude des alternden Paul Tritscheller trat sein Sohn Paul 1890 als Gesellschafter in die Lenzkircher Uhrenfabrik ein; 1891 heiratete dieser die achtzehnjährige Rosa Duffner, eine Enkelin des Franz Josef Faller. Ein halbes Jahr später, am 20. 4. 1892, starb der „große“ Paul – wie er in seiner Familie genannt wurde – in Freiburg an einem Schlaganfall. Er wurde auf dem Lenzkircher Friedhof begraben.

Quellennachweis

- 1 Paul Tritscheller, Erinnerungen (handschriftlich) Max Weber, Bevölkerungsgeschichte im Hochschwarzwald, Freiburg, 1953
Walter Tritscheller, Die Lenzkircher Handelsgesellschaften Tübingen, 1922
- 2 Paul Tritscheller zog am 17. Mai 1849 als gewählter Hauptmann mit 300 Mann der Lenzkircher Bürgerwehr nach Neustadt auf die Kirchsteig, um die Vereinigung der badischen mit den württembergischen Truppen zu verhindern. Er täuschte dem von Freiburg durchs Höllental kommenden General Wilhelm von Gayling vor, zwischen Neustadt und Donaueschingen sei eine große Masse von Bürgerwehren aufmarschiert. Er warnte ihn also vor dem Hinterhalt, den er selbst gelegt hatte! Darauf änderte v. Gayling seinen Plan, sich mit den aus Donaueschingen heranziehenden Truppen des General Müller zu vereinigen und zog wieder ab in Richtung Freiburg, nachdem er sich bei Paul Tritscheller noch herzlich für den Hinweis bedankte. So kam es zu einem unblutigen Sieg der Lenzkircher Freischaren!
- 3 In Hecker: „Die Erhebung des Volkes in Baden . . .“ erwähnt Hecker zwei mal (S. 47 und S. 49) den namentlich nicht genannten „jungen Posthalter aus Lenzkirch“. Es kann als sicher gelten, daß es sich hier um Paul Tritscheller handelt.

Anschrift der Autorin:
Herta Siebler-Ferry
Wippertstraße 34
79100 Freiburg

„Bohème am Bodensee“

Vorstellung am 27. Mai 1998 im Prinz-Max-Palais in Karlsruhe

Meine Damen und Herren,

lassen Sie mich bitte zunächst Horst Brandstätter herzlich danken für seine liebenswerte und kollegiale Bereitschaft, so kurzfristig für den erkrankten Ekkehard Faude einzuspringen. Wir durften ihn darum bitten, weil er schon bei früherer Gelegenheit bei solchen örtlichen Vorstellungen mitgewirkt hat. Durch ihn haben Sie nun einen ersten Eindruck von dem Buch, das nach dem Willen von Herrn Dr. Schmidt-Bergmann und vor allem auch von Ihnen, liebe Frau Wieland, heute Abend im Mittelpunkt stehen soll.

Wenn Ekkehard Faude nicht verhindert gewesen wäre, hätte er allerdings bereits über unser nächstes gemeinsames Projekt gesprochen – die Briefe der Freiburger Journalistin Käthe Vordtriede an ihren Sohn, die ich in dessen Marbacher Nachlaß gefunden habe und die diesen Herbst im Verlag Libelle erscheinen sollen. Faude hätte Ihnen einen Eindruck von dieser außerordentlichen Frau gegeben, die als Jüdin 1933 gezwungen wurde, ihr Schreibtemperament fortan nicht mehr in eine lebendige Kulturberichterstattung in der sozialdemokratischen Freiburger „Volkswacht“ münden zu lassen, sondern in Briefe an ihren Sohn umzu- leiten, den sie – wohl ahnend, was da auf sie zukam – im selben Jahr in die Schweiz schickte. Und was sie ihm brieflich aus der Heimat berichtete, das ist ein Musterbeispiel politischer Bewußtheit, kluger Berichterstattung, originellen Schreibens und persönlichen Mutes, wie ich sonst in dieser Art keines kenne. Sie schrieb ihrem Sohn Werner Vordtriede, der späterhin ein namhafter Komparatist wurde, auch noch von der Schweiz aus, wohin sie 1939 endlich fliehen konnte. Ihr Sohn war damals

seiner akademischen Karriere wegen längst in die Vereinigten Staaten weitergereist; Käthe Vordtriede aber mußte sich zwei Jahre lang in einem wahren Existenz-Krimi um ihr Lebensrecht wehren, um nicht an die Grenze gestellt zu werden und endlich auch in die USA weiterreisen zu können. Nachdem ihr dies gelang, blieben ihr in New York noch zwanzig proletarische Jahre als Putzfrau und Nurse, als Sekretärin und Mädchen für alles. Auf dem Sprung nach Deutschland, wohin sie ihrem Sohn folgen wollte, starb sie 1964 in New York an ihrer Herzkrankheit.

Dies alles – insgesamt das Musterbeispiel einer klugen und bei allem humorvollen Frau und eines tapferen und bewegenden weiblichen Schicksals – hätten Sie, wie gesagt, von Ekkehard Faude erfahren. Und *ich* hätte Sie anschließend versichert, daß Sie nicht in der falschen Veranstaltung sitzen, sondern Faude und ich es auf dieselben Metalladern abgesehen hätten – wenn wir auch in verschiedenen Stollen in die Tiefe gefahren seien. Gehören doch auch die Briefe der Käthe Vordtriede ins weite Feld dessen, was sich aus der „Bohème“ an Folgen und Weiterungen ergibt – an neuen Autoren, neuen Themenstellungen und Entdeckungen. Es erscheint mir auch ganz selbstverständlich, daß ein Buch, an das man ohne alle Hast ein schiereres Jahrzehnt wendet, soviel an Unabgegoltenem und weiterhin Verfolgenswertem enthält, daß man – was Arbeit und Themen betrifft – damit bis an sein Lebensende ausgesorgt hätte. Eine Literaturlandschaft wie der Bodensee ist ja ein so uner-schöpflicher Fundus, daß einem um Autoren und Themen nicht bange zu sein braucht – und dank der Verwerfungen und Brüche, der Tur-

bulenzen und Dramatik dieses Jahrhunderts, dank der vielfältigen Einstrahlungen und Ausstrahlungen muß man auch keine Sekunde Angst haben, sein Interesse und seine Lebenszeit an eine bloße Literaturprovinz zu verschwenden. Nein, diesen See fischt man so leicht nicht leer; immer neu füllt er sich aus einem unabsehbaren Strom an Lebenszeugnissen und Erinnerungen, an literarischen Belegen und Nachlaßfunden. Schon das eine Jahr, das seit dem Erscheinen der „Bohème am Bodensee“ vergangen ist, hat mir eine große Zahl weiterer Autoren und Aspekte zugetragen, so daß einer neuen Ausgabe manches Kapitel neu einzufügen, manches Kapitel um neue Einsichten zu bereichern und manche bisherige Einsicht zu variieren, zu kompletieren, mit neuen Beispielen zu versehen wäre.

Lassen Sie mich – außer Käthe Vordtriede, der man in der „Bohème“ auch schon begegnen kann – als Beleg drei weitere Beispiele anführen – jedes mit einem mehr oder weniger ausgeprägten Karlsruher Bezug. Da ist zunächst Wolfgang Frommel, einer alten Karlsruher Geistlichen- und Schriftstellerdynastie entstammend – manchen von Ihnen wird er zumindest durch die Ausstellung bekannt sein, die ihm die „Literarische Gesellschaft“ in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift „Castrum Peregrini“ vor wenigen Jahren ausgerichtet hat. Von ihm sind, fast zeitgleich mit der „Bohème“, die Briefe ans Elternhaus aus dem Zeitraum 1920 bis 1959 erschienen, und gleich die ersten 14 aus dem Jahre 1920 kommen vom Bodensee. Frommel hatte das Heidelberger Gymnasium besucht und war an einer Veranstaltung unter dem Titel „Entscheidungsstunde der Jugend“ beteiligt gewesen. „Nachts um drei“, so Frommel in einer Erinnerung an dieses Ereignis, „erschien die Polizei und löste die Versammlung auf. Die Wogen der Erregung machten Lehrern und Eltern noch lang zu schaffen. Unsere Heidelberger Gymnasialzeit war freilich damit beendet“.

Eine „Entscheidungsstunde der Jugend“ war im Plan der Altvorderen demnach nicht vorgesehen, und Frommel wurde relegiert. An anderer Stelle schreibt Frommel: „Zunächst wurde ich zu einem Pfarrer an den Bodensee geschickt, um fern aller literarischen Emotionen meine Schulkenntnisse nachzuholen und

dann das letzte Schuljahr an einer regulären Anstalt zu absolvieren. Die Enge des Pfarrhauses, der Antisemitismus und plumpe Versuche, mich von meinen aufrührerischen Gedanken abzubringen, versetzten mich in einen Zustand verzweifelter Mutlosigkeit“.

Aus diesem seelischen Zustand heraus sind die genannten Briefe aus Radolfzell verfaßt. „Macht euch keine Sorgen, ich habe noch keinen Revolver, und wie ich gestern erfuhr, tötet Blausäure erst nach 40 Minuten eines qualvollen Todeskampfs“, schreibt er Anfang 1920, um im nächsten Brief für die Antwort des Vaters zu danken, die ihn „stärkte und aus dem Elend hob“. Diese psychische Zebraverfassung – weiß vor „froher Lebenslust“, schwarz vor Resignation, Lähmung und Passivität – bildete damals den Hintergrund einer Persönlichkeitswerdung, die sich von Anfang an stark literarisch orientiert. Bereits damals suchte Frommel Kontakte zu Schriftstellern, wobei ihm der Name des schreibenden Vaters vielfach die Tür öffnet – so beispielsweise bei Ludwig Finckh, und zusammen mit dem Konstanzer Oberbürgermeister Otto Moericke besuchte er den Philosophen Fritz Mauthner. Bereits hier scheint sich etwas anzukündigen von der späteren Begabung zur Freundschaft, so eigengeprägt sie durch den Einfluß Stefan Georges auch war.

Von diesem erstaunlichen und kennenswerten Zeugnis einer jugendlichen Selbstwerdung erfährt man, wie gesagt, in meinem Buch genau so wenig etwas wie von Robert Reitzel, dem bedeutendsten deutschamerikanischen Schriftsteller, dessen Tod sich vor wenigen Tagen zum 100. Mal jährte. Als der gebürtige Schopfheimer in den späten sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nacheinander das Karlsruher und das Konstanzer Gymnasium verlassen mußte, um anschließend auch sein gerade erst begonnenes Theologiestudium in Heidelberg abzubrechen, galt er seinem Vater als ausgemachter Versager, den es möglichst schnell nach Amerika abzuschleppen galt. Dort fand er, seit 1871, nach einer längeren Zeit als Tramp doch noch zu seiner geistlichen Bestimmung, und als überragender Redner fand er begeisterte Zuhörer. Doch auch die Zeit als freireligiöser Wanderprediger war für ihn nur Durchgangsstadium – dann folgte er seiner

besseren Überzeugung und begann „in den unendlichen Gebieten der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Literatur das Schöne, Gute und Wahre“ zu suchen. Dieser Abschied von der Kirche war die Geburtsstunde des Schriftstellers. Sein Forum wurde „Der arme Teufel“, eine selbstbegründete literarische Wochenschrift, die mit ihren zahlreichen gleichnamigen Lesezirkeln seit 1884 zum publizistischen Sammelpunkt des verstreuten freiheitlichen Deutschums in den USA wurde. Doch Reitzel war nicht nur Redakteur des Blattes, sondern bestritt mit seinen Beiträgen auch das Gros jeder Nummer – sie galten der Toleranz und Freiheit des Individuums, den Rechten der Frau und der Arbeiter, dem Kampf gegen Staat und religiösen Gewissenszwang, einer Moral ohne Heuchelei. Zurecht nannte Max Nettlau den „Armen Teufel“ eine „Schatzgrube freiheitlichen und rebellischen Fühlens und Denkens und schneidendster Sozialkritik“. Die drei Bände seiner Gesammelten Schriften, die Freunde posthum 1913 in Detroit herausbrachten, zeigen einen frischgebliebenen Stil, ein inspiriertes Schreiben und ein originelles, beeindruckend unabhängiges Denken.

Doch Reitzel errichtete der deutschen Literatur nicht nur einen Tempel, wie es in einem Nachruf hieß – er warb der deutschen Literatur in den USA auch viele Freunde und verschaffte den zeitgenössischen Autoren Eingang unter den deutschsprachigen Lesern. Den Rest der vier bis sechs Seiten des „Armen Teufel“ füllte er deshalb mit Beiträgen und Gedichten aus seiner alten Heimat – darunter auch Arbeiten Scheffels, den der trinkfreudige Reitzel nicht zuletzt wegen seiner Studenten- und Kneipenlieder liebte. Was ihm der Landsmann bedeutete, wird auch daran deutlich, daß er seinen Kater Hiddigeigei nannte. Nach 15 Jahren „Armer Teufel“ erlag Reitzel einem tapfer ertragenen Rückenmarksleiden in seiner Detrouiter Matratzengruft, genannt „Luginsland“ – den Umständen nach seinem großen Vorbild Heinrich Heine sehr vergleichbar. Den schönsten, verstehendsten Nachruf schrieb ihm Gustav Landauer, in dem es heißt: „Robert Reitzel, der Sprachkünstler, Reitzel, der Lebenskünstler, Reitzel, der Rebell, war ein Einziger, der so nicht wiederkommen wird (...), gerade, weil er nie ein fertiger, immer ein

werdender, immer ein neu sich gestaltender war“.

Das dritte Beispiel, das ich Ihnen geben wollte, fand ich erst kürzlich in den Erinnerungen des Karlsruher Dichters Heinrich Vierordt; es berichtet von einem Besuch bei Joseph Viktor von Scheffel auf der Mettnau. Vierordt hatte sich voller Gedanken an seine „Ekkehard“-Lektüre mit Freunden von der Reichenau aus übersetzen lassen. Der Autor schreibt: „Die warme Augustvormittagsonne strahlte über die lauen, bläulichen, den fernen Hohentwiel spiegelnden Seewellen. Nicht weit war der grauhaarige Fährmann vom Uferstreifen hinausgerudert, als wir die Kleider abschüttelten, uns in die Flut warfen – die wie ein tiefer, blauer Abgrund, ein umgestülptes Himmelsgewölbe hinuntergähnte – nackten Leibes, gleich Göttern, die Wasserbläue durchschwebend, wonnigen Geplätschers einen gewaltigen Teil der Seestrecke in jugendlicher Schwimmerfreude durchmessend... Scheffel empfing die angeschwommenen Odysseuse mit herzwärmer, gewohnter Gastlichkeit im Landhaus Seehalde und meinte lachend, noch keiner seiner Gäste sei schwimmend zu ihm gelangt“.

Dann beginnt Scheffel von Erlebnissen mit Dichterbesuchen zu erzählen – zunächst noch guter Dinge und leutselig, bis ihn die Erinnerung an eine kürzliche Begebenheit gehörig echauffierte. „Kam da kürzlich ein Kerl aus Berlin“, so gibt Vierordt die Rede des Dichters wieder, „um mich zu studieren. Da ich Gesellschaft erwartete, führte ihn mein Sohn Viktor auf dem Gute herum und zeigte ihm alles. Hier an diesem Tisch ist er gesessen; Salz und Brot hab ich mit diesem Kerl geteilt – und nun schickt er mir neulich ein Buch, in dem er mich verhöhnt und als den gemeinsten Saufaus hinstellt. ‚Viktor, hol's einmal!‘. Da brachte der hübsche, blondhaarige Junge von einem Seitentischchen die Fritz Mauthnerschen Scherznachdichtungen! Der junge Viktor mußte sich das seinen Vater so überaus in Harnisch bringende Büchlein fleißig zu Gemüte geführt haben; alsbald hub er an, gerade *das* Gedicht auswendig herzusagen, das seinen Vater vor allen andern gereizt und aufgebracht hatte, weil es ihn als hurtigen, mitternächtigen Vertilger von zwölf Schoppen Seewein feierte! In stirnaderquellender Wut rief Scheffel: ‚Bänk

und Bäume meines Besitztums habe ich nach meinen Freunden genannt; nur der Saustall hat noch keinen Namen – ich weiß, nach wem ich ihn künftig taufen werde“.

Sieben Jahre lang, von 1962 bis 1968, hat mich mein Schulweg an der Seehalde vorbeigeführt, und obwohl der erwähnte Saustall längst nicht mehr steht, hat mich die nachträgliche Kenntnis dieser Stelle doch höchlich entzückt. Im übrigen muß man freilich sagen, daß Scheffel in die Mauthnersche Sammlung „Nach berühmten Mustern“ unbedingt hineingehörte, denn seine Parodien, einstmals weitverbreitet, haben vielen Freude gemacht und versammeln die gesamte Corona der damals populären Autoren. Auch Vierordt kannte sie selbstredend, und er schreibt, nie wieder habe er beim Vorlesen eines Buches ein solches Lachtrommelfeuer vernommen. Scheffel gegenüber, der keinen Menschen mehr zu hassen schien als diesen Mauthner, hatte er aber nicht den Mut zu gestehen, daß er diese launigen Stückchen mit Behagen verschlungen hatte. Was Scheffel betrifft, so hatte damals schon jener Schatten nach ihm gegriffen, der ihn zunehmend um sein Behagen brachte – in seinem wunderbaren Gedicht „Mettnaustimmung“ hat er dieses Lebensproblem selbst beschrieben. Ich denke, Sie gestatten mir, es an dieser Stelle zu zitieren, um den Manen dieses Hauses ein paar Körnlein zu streuen. Gefunden habe ich das Gedicht in der Ausgabe „Warum küssen sich die Menschen?“, die Ekkehard Faude 1986 in seiner Reihe „Alemannisches Libell“ herausgebracht hat:

*Das war ein Sommer voll Heiterkeit,
Ein Sommer von Gottes Gnaden;
Kein Berg zu hoch, kein Weg zu weit,
Kein Ufer zu fährlich dem Baden.*

*Der Landschaft Zauber, der Farben Pracht
Schuf harmlos glückliche Stunden,
Da ward gesungen, gemalt und gelacht
Und zu Kränzen Blaublumen gewunden.*

*Heut pfeift der Sturm, heut brandet der See
Mit Gischt zu des Sträßleins Dämmung,
Frost schauert mich an, und wohin ich seh':
Sündflutliche Überschwemmung.*

*Im Erkerstüblein hängt blaß und verblüht
Der Kranz, den ich niemals vergesse . . .
Und sorgenmüd wälzt das Gemüt
Fünf schwere Zivilprozesse.*

*Aus Heimat und Thurgau bedrohn mich im
Chor
Die Nachbargemeinden wie Drachen,
Und schnuppernd schnappt aus Schilf und
Rohr
Des Fiskus Haifischrachen.*

*Kläng' nicht Windharfengetön aus der Höh'
Wie Erlösung von irdischen Nöten,
Ich spräche: „Der Teufel hol' dich, o See,
Du Pfütze voll Schlangen und Kröten!“*

Was mich an diesem Gedicht besonders fasziniert, ist die ihm eingeschriebene Vorstellung, an diesem See, der ja bei aller Lieblichkeit auch sein Bedrängendes haben kann, könne im kulturellen Prozeß sozusagen wieder erstehen, wovon ihn der Heilige Pirmin der Sage nach scheinbar ein für allemal befreit zu haben glaubte. Aber bevor ich in Gefahr gerate, Ihnen hier meine Privatmythologie auszubreiten, sollte ich vielleicht jetzt besser zum Thema kommen und Ihnen ein wenig über die „Bohème am Bodensee“ und ihre Entstehung erzählen.

Im Nachhinein betrachtet, könnte man sagen, daß den Beteiligten das Unternehmen als ein kleiner Ritt über den Bodensee erscheint. 1400 Seiten umfaßte das fertige Manuskript, die lediglich durch die Realisierungskunst des Verlegerehepaares sowie dank Großformat und Dreispaltensatz auf etwas über 600 Seiten zusammengeschrunpft sind. Wenn man an diese schlußendliche Textmenge denkt, dann wäre jeder Vorsatz zu einem solchen Volumen der pure Leichtsinns gewesen. Denn das runde Jahrzehnt, das vom ersten Aufsatz bis zum Erscheinen des Buches verging – ein Drittel bis ein Viertel eines durchschnittlichen Berufslebens mithin – sind ja nicht gerade der Zeitraum, den man seiner Lebenszeit so einfach aus den Rippen schneidet. Aber der Stoff schwoll mit fortschreitender Recherche geradezu beängstigend an, und so blieb uns nichts, als den Satz „In der Eile sind Fehler“ ernstzunehmen, den der zwischenzeitlich ebenfalls bei Libelle erschienene Fritz Mühlenweg einer seiner Figu-

ren in den Mund legt. Jedenfalls haben sowohl der Verleger als auch ich anfangs nur dumpf geahnt, worauf wir uns da eingelassen hatten. Hätten wir gewußt, wir hätten uns dieses Buch vielleicht dreimal überlegt – oder aber es hätte sein können, daß statt des Bodensees vielleicht ein anderer, kleinerer See zu seiner Literaturgeschichte gekommen wäre. Ekkehard Faude hat spaßeshalber einmal den Mindelsee ins Gespräch gebracht.

Und dann stand am Beginn unseres Buches auch nicht einfach ein fixfertiger Entschluß – es war eher so, daß wir in dieses Projekt hineingerutscht sind. Seinen Anfang nahm es in sporadischen Kontakten zwischen Verleger und Autor, als sie im Laufe der 80er Jahre Hinweise auf vergessene Autoren austauschten, unterschätzte Lektüren besprachen, Erfahrungen mit regionaler Literatur verglichen oder zum Gegenstand ihrer Gespräche machten, welche illustren Figuren sich am See im Laufe der Jahre doch aufgehalten hatten. Daraus entstand allmählich die Einsicht, daß es langsam einmal Zeit werde für eine regionale Literaturgeschichte des Bodensees – und sei es auch nur für einen so begrenzten, aber eben doch so wichtigen und zentralen Zeitraum wie die erste Hälfte unseres Jahrhunderts. Das war, wenn ich mich recht erinnere, nur halbwegs ein wirklich ernst gemeintes Vorhaben, sondern sollte soviel heißen wie: mer s'ott emol, s wär a de Zeit, eigentlich gheert des endlich emol ufgschriebe. So, wie es Otto Feger für die Geschichte des Bodensees und Albert Knoepfli für die Kunstgeschichte vorexerziert hatten.

Dieses Unternehmen konnte um so leichtsinniger angegangen werden, als es ja keineswegs bei Null anzusetzen hatte. Jeder von uns kannte Einschlägiges, auf dem man aufbauen konnte, Erinnerungen und Porträts, dazu erste Übersichten, wie sie im lokalen und regionalen Bereich in Zeitungen und Zeitschriften, Jahrbüchern und Anthologien seit je anzutreffen sind. Doch anscheinend hielt sich niemand anderes bereit, dieses Verstreute und bereits publizierte einmal zusammenzutragen, den Literaturhinweisen nachzugehen, sie durch Nachlaßerschließungen systematisch zu ergänzen und zu vertiefen, um den Gegenstand zum Thema einer grundlegenden Darstellung zu machen, die den Bodenseeraum als *ganzes*

nahm und die Beschreibung vor allem nicht an nationalen Grenzen abbrechen ließ . . . Und so kam es, wie es kommt, wenn man einer Landschaft nur nahe genug ist: wir fühlten uns selber in die Pflicht genommen, nahmen die Arbeit auf.

Andererseits war es ja auch nicht so, daß ich als Autor in diesem Stoff ganz neu gewesen wäre. Den wichtigsten Leitfiguren des literarischen Lebens und Treibens am See – Norbert Jacques und Oskar Wöhrle, Martin Andersen Nexö und Tami Oelfken, Eduard Reinacher, Emil Strauß und Erich Scheurmann – hatte ich mich ohnehin schon gewidmet, und Ende der 80er Jahre stand auch die Neuausgabe der Werke Jacob Picards bei Ekkehard Faude unmittelbar bevor. Dazu hatte ich mit zwei landesgeschichtlichen Dokumentationen zum Nationalsozialismus bzw. zur Nachkriegszeit sowie mit einer Geschichte des Hebelpreises einen zeitgeschichtlichen Rahmen gewonnen, von dem nicht nur die vorgesehenen Sachkapitel profitieren konnten; und auch durch die Redaktionsarbeit für die Zeitschrift „Allmende“ ergaben sich seit 1980 zahlreiche Berührungspunkte – hier wie dort ging es ja immer wieder um vergessene und verdrängte Traditionen oder Personen. All diese Unternehmungen hatten im Laufe der Jahre ein wohlgenährtes Zettelkasten- und Verweissystem herausgefüttert und erfreulich anschwellen lassen, so daß es sich schließlich von selbst empfahl, die aufgenommenen Spuren zu vervollständigen, die aufgelesenen Fäden zu verknüpfen, um so die Textur der Literaturlandschaft Bodensee sichtbar werden zu lassen.

Nun gilt der Bodensee ja seit den Tagen der Klösterdichtung St. Gallens und der Reichenau als Literaturlandschaft – doch was man eine literarische Szene nennt, hat sich an seinen Ufern erst in unserem Jahrhundert ausgebildet. Sieht man einmal von der einheimischen Autorenschaft ab, die zu *keiner* Zeit die stärksten Kontingente gestellt hat, so hat die Entstehung dieser Autorenszene mit einem kulturellen Wanderungsgewinn zu tun, der sich seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert beobachten läßt. Dieser Wanderungsgewinn kam einer Landschaft zugute, die als eine der schönsten Europas gerühmt wurde und wird, und daß sich ihre Attraktivität lange Zeit einer augenfäl-

ligen Zurückgebliebenheit verdankte, ist Teil jener Dialektik, wonach Wandel und Modernisierung immer auch ein Stück Zumutung sind und das Bedürfnis nach Bewahrung, nach „Rückzug ins Gesicherte“ hervorbringen. Im Bodenseegebiet aber hatte sich Weltgeschichte zuletzt Anfang des 15. Jahrhunderts ereignet; danach tauchte er – nunmehr Nahtstelle dreier nationaler Peripherien – tief in den Schatten der Geschichte zurück, wurde mit Klösterzeit und Mystik, Konzil und Bauernkrieg, Droste- und Scheffelkult zur Geschichtslandschaft. Als sich ringsum das Leben weithin verstärkte und industrialisierte, wurde der Bodensee auf besonders anmutige Weise zum Kontrastgewinner. Diese Funktion spricht aus allen Zeugnissen, die die frühen Ansiedler in unserem Jahrhundert hinterlassen haben, sei es nun Max Halbe in Kreuzlingen, Emil Strauß in Bernrain und in Überlingen oder Hermann Hesse in Gaienhofen. Daß es dort keine Infrastruktur gebe, vermelden dessen erste Briefe von der Hōri fast im Ton einer Errungenschaft: „Gaienhofen ist ein ganz kleines schönes Dörflein“, schrieb Hesse 1904 an Stefan Zweig, „hat keine Eisenbahn, keine Kaufläden, keine Industrie, nicht einmal einen eigenen Pfarrer, so daß ich heut früh zur Beerdigung eines Nachbarn bei scheußlichem Regen eine halbe Stunde über Feld waten mußte. Es hat auch keine Wasserleitung, so daß ich alles Wasser am Brunnen hole, keine Handwerker, so daß ich die nötigen Reparaturen im Haus selber machen muß, und keinen Metzger, also hole ich Fleisch, Wurst etc. jeweils im Boot über den See aus dem nächsten thurgauischen Städtchen. Dafür gibt es Stille, Luft und Wasser gut, schönes Vieh, famoses Obst, brave Leute“. Auch Norbert Jacques, der im selben Jahr nach Bodman gekommen war, stellte irritiert „nur Natur und sonst nichts“ fest. Und der Philosoph Fritz Mauthner, der 1909 mit seiner zweiten Frau Hedwig Straub das Glaserhäusle bei Meersburg erworben hatte, überlieferte die Reaktion seiner Besucher so: „Sie werfen sich in der ersten Stunde an den Busen der Natur und finden nicht Worte genug, den Segen der geselligen Einsamkeit zu preisen. Und in der vertrauten Stunde des Abschieds spricht dann der Berliner, der Wiener, der Münchener, der Pariser das ehrliche Wort: Wunderbar. Unbe-

schreiblich! Aber wie können Sie – kannst Du – es das ganze Jahre hier aushalten?“

Der genannte Wanderungsgewinn läßt sich freilich nicht auf das Konto landschaftlicher Überzeugungskünste allein buchen. Nicht weniger haben die politischen Umbrüche und Katastrophen unseres Jahrhunderts für ständigen Nachschub gesorgt. Das reicht von den Pazifisten während des ersten Weltkriegs, die von der Schweiz aus weiter gegen den Krieg anschrieben, bis zu denen, die während des Dritten Reiches politischer Verfolgung entgehen wollten und später vor dem Bombardement der Städte an den See auswichen. Unter ihnen Martin Andersen Nexö, der – nach dem Ende des Ersten Weltkriegs an der Einreise nach Italien verhindert – mit dem Bodensee als südlichem Teil des Nordens vorlieb nehmen mußte, oder auch jene zahlreichen Literatinnen und Literaten, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs der Not der Städte in die größere Unversehrtheit der deutschen Bodenseeseite entgingen.

Der See bot so in der ersten Jahrhunderthälfte zumindest doppelte Zuflucht: den einen vor den Zumutungen des gesellschaftlichen Wandels, die den See lange nur gedämpft erreichten und sich hier auch leichter ertragen ließen als anderswo; den andern vor der Realität unseres blutigen Jahrhunderts mit seinen politischen, militärischen und ideologischen Unterwerfungsansprüchen. Ihnen allen gewährten die politisch und wirtschaftlich moderateren Verhältnisse an der Südgrenze des Reiches den relativen Schutz der Peripherie – aber manch einem wurde die Schönheit der landschaftlichen Kulisse bald auch als Gefahr bewußt. Nicht allein, daß sich die Debatten der Städte und die Auseinandersetzungen der Zeit hier nur bedingt weiterführen ließen – Andersen Nexö beispielsweise wußte auch von einem „Mangel an Tatkraft“, in dem er eine bodenseespezifische Krankheit erblickte. Von der Gefahr, ein „Simpel im Anschauen“ zu werden, sprach Carl Sternheim, der seit 1920 eine Reihe von Jahren in Uttwil lebte, und für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg urteilte Erich Kuby über die hohe Begabung dieser Landschaft, Fremdes mit milder Regie unter ihr sanftes Gesetz zu beugen, so: „Die Selbstprüfung des Talentes, das sich nicht in produkti-

ven Leistungen zu bewähren brauchte, unterblieb mehr und mehr. Erfolglosigkeit schlug in Selbstüberschätzung um, die ehemaligen Großstädter verwandelten sich erstaunlich schnell in Originale und Käuze. Als spätestens nach der Reform der Währung beginnende Not zu neuem Produzieren zwang, da fehlte nicht nur die Kraft, die Gewöhnung an die Arbeit, sondern auch die zeitgemäße, die verkäufliche, die wichtige Thematik“.

Eine Gegend mit Tücken also, dieser Bodensee, und die uninteressanteren Autoren waren es gewiß nicht, deren Aufenthalt Episode blieb. Mehr noch: das Befristete, ja Ephemere der Literatenaufenthalte zählt zu den auffälligsten Merkmalen des kulturellen Lebens am See, das den Zuzüglern und Zugereisten denn auch zweifellos die kräftigsten Farben verdankt. Nimmt man diese Tatsache ernst, so ist mit dem Begriff „Bodenseeliteratur“ relativ wenig anzufangen. Sicher, es geht auch darum, welches Bild der Natur und Landschaft, Gesellschaft und Leben entwerden Werke, die am See entstanden sind oder von ihm inspiriert wurden – aber das Thema unseres Buches hatte natürlich „Literatur am Bodensee“ oder „literarisches Leben am Bodensee“ zu lauten – woher die Autorinnen und Autoren auch immer gekommen sein mögen, und gleichgültig, in welcher Weise sie sich von ihrer neuen Umgebung literarisch haben anregen lassen, ob und wie der See in ihre Arbeit eingeschrieben ist – oder auch nicht.

Von allem Anfang an richtete sich die Aufmerksamkeit dabei vor allem auf die unbekannteren Seiten des Themas. Das literarische Gedächtnis der Region bewahrte und bewahrt ja vor allem das Markante. Dazu zählt stets Hermann Hesses achtjähriger Aufenthalt auf der Höri, Horst Wolfram Geisslers berühmtester Seeroman „Der liebe Augustin“ oder auch Ernst Jüngers „Marmor-Klippen“. Nun aber galt es doch die Flachwasserzonen literarischer Überlieferung zu verlassen und, etwas tiefer tauchend, vom Seegrund die Sedimente jener kollektiven Vergeßlichkeit zu bergen, die ja nicht nur mehr oder weniger zurecht Vergessenes und Abgesunkenes enthalten, sondern auch Autoren und Titel und Traditionen, die historischen und politischen Umbrüchen, veränderten Lesemoden, Verlagskonkursen oder

sonst einer Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen sind. Diese Bergungsarbeiten, man kann es sich denken, gehörten mit zum Lustvollsten einer solchen Arbeit; und selbst dort, wo sie nicht sonderlich spektakulär ausfielen, scheinen sie mir nicht nutzlos unternommen worden zu sein. Schließlich treten Profil und Charakter einer literarischen Region ja in ihren Grenzen und Beschränkungen oft deutlicher zutage als in den großen Namen.

Damit soll freilich kein bloß archivalisches Verhältnis zur geistigen und literarischen Überlieferung des Sees begründet werden – auch wenn literarische Bedeutung aus *heutiger* Sicht nicht alleiniges Kriterium sein konnte. Dies nicht allein aus Vorsicht gegenüber gängigen Urteilen und Bewertungen, die sich schnell einmal als zeitbedingte Blind- und Voreingenommenheiten erweisen, sondern auch, weil mit der vorliegenden Sammlung von Porträts und Artikeln zugleich das facettenreiche Bild einer literarischen Epoche beabsichtigt ist. Insofern durfte Paul Valérys Wort, Geschmack kenne auf tausend Nein nur ein Ja, weder bei Auswahl noch Bewertung maßgebend sein. Wo immer möglich, war zu den vorgestellten Autoren Ja zu sagen, schien mir ihr Anspruch unbestreitbar, zumindest ein Ernstgenommen- und Verstandenseinwollen einfordern zu dürfen. Daß zumal der Verlauf der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert andererseits auch Ausnahmen und deutliche Worte erfordert – wer wollte es bestreiten. Ich nenne nur einmal die Namen Wilhelm Schäfer oder Ludwig Finckh, der einmal so harmlos wie liebenswert begonnen hatte und der sich dann so tief im Unrecht dieses Jahrhunderts verstrickte. Andererseits mußte es aber auch möglich sein, einen Emil Strauß, der sich dasselbe sagen lassen muß, als großen Stilisten gelten zu lassen und sich für seine Neubewertung einzusetzen – seinen völkischen Phantasmen zum Trotz, aufgrund derer er den Nazis so genehm wurde.

Einige Worte sind natürlich auch zum Literaturbegriff fällig, der dem Buch zugrunde liegt. Ebenso wie die räumliche Begrenzung nicht mit dem eigentlichen Uferbereich zusammenfällt, sondern gelegentlicher Ausgriffe bedurfte, sollte nicht die schöngeistige Literatur allein berücksichtigt werden. Dazu gibt es viel

zu viele nicht- oder doch nicht ausschließlich belletristische Autoren, deren Feder auch literarisch zu sehr beeindruckt – ich nenne nur einmal Fritz Mauthner und Leopold Ziegler, die unter derselben landschaftlichen Inspiration am Nordufer des Sees ein bedeutendes philosophisches Werk schufen; ich nenne die Kunstwissenschaftler Theodor Hetzer, Karl Scheffler und Kurt Badt, deren Leben hier ausklang; ich nenne Aby Warburg, der in Binswangers Kreuzlinger Nerven-Klinik „Belle Vue“ mit seinem berühmten Schlangen-Vortrag zu wissenschaftlicher Produktivität zurückfand, ich erinnere an die Pazifisten des Ersten Weltkriegs, die ein eigenes Kapitel bekamen, in dem die Grenzen zur Publizistik ebenfalls fließend sind, und ich nenne den Kulturwissenschaftler und Sinologen Karl August Wittfogel.

Es sind nicht zuletzt solche philosophischen und publizischen, kunst- und geisteswissenschaftlichen Zusammenhänge, die dem Unternehmen insgesamt kosmopolitische Weite und geistige Brisanz geben. Sie waren es auch, die dafür gesorgt haben, daß die Arbeit an diesem Buch keine Sekunde langweilig wurde. Aber man braucht nicht einmal an Auswanderung und Exil, Bedrohung und Vertreibung zu denken, um zu verstehen, wieviel an „Welt“ in das Leben der hier Behandelten hineinspielt; es reichen schon Ungenügen und Abenteuerlust mancher Autoren hin, daß der Bodensee nicht einfach Literaturprovinz bleibt. Ich erinnere an den Konstanzer Fritz Mühlenweg und seine in der Wüste Gobi gewonnenen Erfahrungen, auf denen der Zurückgekehrte ein faszinierendes Erzählprogramm aufgebaut hat; an Erich Scheurmann, der nahezu drei Jahrzehnte in Horn lebte und mit seinem „Papalagi“ einen grandiosen postumen Erfolg hatte; an den mutigen Verleger Curt Weller, der im Nachkriegskonstanz Anna Seghers' „Transit“ als Erstausgabe herausbrachte, an Jacob Picard, den Dichter des deutschen Landjudentums, dem es vergönnt war, aus dem amerikanischen Exil an den Bodensee zurückzukehren.

Ich sprach eingangs von den vielfachen Ein- und Ausstrahlungen, die die Literatur der Bodenseelandschaft bestimmen, und selbstverständlich sind darunter auch manche Karlsruher Bezüge. Lassen Sie mich abschließend

noch etwas im poetischen Bordgepäck meiner Argo danach kramen.

Da wäre beispielsweise jener junge Buchhandelsgehilfe namens Eugen Diederichs, dem das Herstellen eigener Bücher bald erstrebenswerter erschien als deren Hinstellen auf die Verkaufstheken der Hofbuchhandlung Bielefeld. Auch wenn er in der Fächerstadt seine Zelte alsbald wieder abbrach, um in Jena eines der illustertesten und geistesgeschichtlich interessantesten Verlagshäuser Deutschlands aufzubauen, so fällt die Inkubationszeit doch in die Karlsruher Jahre des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Den epochalen Denkern zugezählt zu werden verdient Leopold Ziegler, 1881 in Karlsruhe geboren. Sein religionsphilosophisches Werk entstand fernab vom Kulturbetrieb in selbstgewählter Klausur am Bodensee. Seine Anfänge liegen in Religionskritik und Begründung eines humanen Atheismus, um mehr und mehr in den großgedachten Versuch einer Wiederanknüpfung an christliche Überlieferung zu münden.

Seinem Temperament nach ein Sammler und Sichter war Wilhelm Engelbert Oeftering, gebürtig aus Engen im Hegau, im Hauptberuf Bibliothekar an der hiesigen Hofbibliothek bzw. an der späteren Badischen Landesbibliothek. In einem weitgesteckten Übersetzer-, Herausgeber- und Kritikerprogramm wurde er zu einer Institution und erwarb sich zugleich den Ruf eines getreuen Eckart des oberrheinischen und badischen Schrifttums. Im Konstanzer Verlag Reuß & Itta gab er seit 1920 die Reihe der „Gelb-roten Bücher“ heraus. Von seinen Kenntnissen und Verbindungen her war er der geeignete Autor für die „Geschichte der Literatur in Baden von der Klosterdichtung bis in die Gegenwart“, die er in den Jahren 1930 bis 1939 vorgelegt hat, so problematisch insbesondere ihr dritter Band ausfallen mußte.

Dann bringt die „Bohème“, um einmal auf die maßgebliche badische literarische Vereinigung einzugehen, auch gelegentliche Hinweise auf den Scheffelbund, die Vorgängerorganisation unserer „Literarischen Gesellschaft“, die im Oberland und am See immer starke Bastionen hatte. Diese Hinweise betreffen etwa die Gründung des Scheffelbundes oder auch seine Funktion als gleichgeschaltetes kulturpoliti-

schen Instrument, von dem man sich einen Einfluß auf das benachbarte deutschsprachige Ausland erhoffte.

Und da wäre, last not least, Alfred Mombert – nur wenige Schritte von hier in der Kaiserstraße geboren. In ihm begegnen wir zwar dem Hymniker der Schöpfung, bei dem jedwede Lokalisierung seiner Biographie zweifelhaft bleiben muß; immerhin hat er seine Rettung aus Gurs – wie manches andere – dem winterthurer Industriellen Hans Reinhart zu verdanken, so daß er, noch vor Kriegsende, nicht weit vom Bodensee seine letzten Monate verleben konnte.

Seiner Verschleppung im Jahre 1940 waren Jahre der Demütigung und der Ausschaltung aus dem kulturellen Leben vorausgegangen. Wilhelm Engelbert Oeftering, dem Dichter aus der Zeit des Karlsruher Badischen Kulturrats um 1919/20 gut bekannt, schrieb 1939 über ihn: „Kein stärkerer Gegensatz zu der germanisch-nordischen Mythenbildung des zwar nicht-arisch verheirateten Schmid Noerr ist denkbar als die orientalistisch-phantastische des Juden Alfred Mombert, der weniger dem Ort seiner Herkunft als der fremden Landschaft seines Blutes verpflichtet ist. . . . Die meisten Leser stehen hilflos, bestenfalls ungewollt bebraucht vor der Klang- und Bilderfülle, mit der er sie überschüttet. Sie fühlen unbewußt den volksfremden, undeutschen Grund seiner Art“. Dieses Wort darf aber nicht am Schluß stehen – ich möchte Momberts herrlich überlegene Zeilen aus seinem letzten Buch „Sfaira der Alte“ dagegensetzen:

*„Nacht-Asche auf den Lippen –
bitter – bitter –*

*aber Triumph
im Geist“.*

Ich hatte eingangs auf die Entstehung einer eigenständigen heimischen Literatenszene um die Jahrhundertwende verwiesen. Mit ihr begann – über alle politischen Brüche und Zäsuren hinweg – eine Literaturentwicklung, die über ein halbes Jahrhundert und alle nationalen Grenzen hinweg ein hohes Maß an innerer Kontinuität bewies. Doch obwohl man am See zu den avantgardistischen Richtungen, etwa

zum Expressionismus, kein wirkliches Verhältnis fand, bildete der Bodenseeraum, wie diese Zusammenschau nun erweist, schon aufgrund der Namen eine der lebendigsten und illustertesten Kulturprovinzen. Ihr Ende fand diese Zeit mit dem literarischen Epochenwandel nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Am frühesten machte er sich am deutschen Ufer bemerkbar, wo die Nazifizierung des gesamten öffentlichen Lebens am stärksten zu geistiger Neuorientierung zwang. Erste Impulse zur Öffnung gegen die literarische Entwicklung erfolgten noch unter der französischen Besatzung, die gerade im Bereich der Buch- und Zeitschriftenverlage bis zum Tage der Währungsreform eine wahre Kulturkonjunktur ermöglichte. Auf der schweizerischen Seite, wo sich die konservativ-heimatlichen Leitbilder bewährt zu haben schienen, kamen literarische Neuerungen demgegenüber eher verzögert zur Geltung, weil man sich hier durchaus nicht allgemein zu neuer Skepsis genötigt sah. Der St. Galler Schriftsteller und Kritiker Hans Rudolf Hilty brachte es auf die griffige Formel, der Stolz auf die Gesundheit der schweizerischen Verhältnisse sei auch unter den Schreibenden eine verbreitete Krankheit gewesen. Am längsten dauerte der Anschluß an die literarische Moderne in Vorarlberg, wo eine neue Autorengeneration bis in die 70er Jahre hinein auf sich warten ließ.

Was dürfen sich nun die Leserin und der Leser von diesem Buch erwarten? Ein Führer zu Dichterstätten, ein Handbuch literarischer Sehenswürdigkeiten ist es schon seiner äußeren Eignung nach am wenigsten. Erwarten darf man sich dagegen – denn der biographisch-werkgeschichtliche Zugang steht nun einmal im Vordergrund – die Begegnung mit Namen, aber auch die Aufschlüsselung der „literarischen Landschaft Bodensee“ – dies sowohl nach Lebensumfeld und Schaffen Einzelner wie nach Beziehungen und Einflüssen, aber auch mit Blick auf das literarische Leben, seine Traditionen, Besonderheiten und Institutionen. Und natürlich wird auch zum Thema, welches Bild die Literatur am See von der Natur, von der Geschichte, von den Menschen entworfen hat und welchen Wechseln es unterworfen war. Was auf diese Weise entstanden ist, ist eine Zusammenschau all dessen, was für die erste Jahrhunderthälfte an literarischen

Zeugnissen zur Verfügung steht – erweitert und vervollständigt durch eigene Forschungen anhand literarischer Nachlässe. Insgesamt also, was man die niederen Hand- und Spanndienste nennen könnte, verfaßt im Auftrag einer Literaturlandschaft, die bis heute für Überraschungen gut ist . . .

Anschrift des Autors:
Manfred Bosch
Dinkelbergstr. 2b
79540 Lörrach



Manfred Bosch

Bohème am Bodensee

Literarisches Leben am
See von 1900 bis 1950

Preis 128,- DM

Buchbesprechungen

Mannheim unter der Diktatur 1933–1939: Ein Bildband / Jörg Schadt und Michael Caroli. Mit Textbeiträgen von Birgit Arnold u. a. Mannheim: Edition Quadrat, 1997. 68 DM.

Ein dämonisch blaulila schimmernder Wasserturm mit blutroter Hakenkreuzfahne umgeben von einem breiten braunen Rahmen, auf dem schemenhafte Uniformierte zu sehen sind, das ist die beklemmende Titelseite des neuesten Bandes der Mannheimer Stadtgeschichte.

Bilder prägen diese Veröffentlichung des Stadtarchivs, das sich zur Aufgabe gemacht hat, bis zum 400. Stadtjubiläum im Jahr 2007 die Stadtgeschichte aufzuarbeiten.

Die Bilder zeigen die Durchdringung des Stadtbildes und des öffentlichen Lebens durch die nationalsozialistische Propaganda.

In den ersten Dokumentationen des Dritten Reiches Anfang der 50er Jahre wurde auf Bilder oft verzichtet, weil man eine Scheu hatte, nationalsozialistische Embleme zu zeigen oder Zeitgenossen bloßzustellen. Viele Bilder werden deshalb jetzt zum ersten Mal veröffentlicht. Sie stammen zum Teil aus Privatbesitz. Das Stadtarchiv ermuntert immer wieder die Bürger der Stadt, Bilddokumente zur Verfügung zu stellen, bzw. Personen auf Darstellungen zu identifizieren, die bislang unbekannt geblieben sind. Andere Bilder stammen aus verschiedenen Archiven. Das Stadtarchiv Mannheim selbst ist im Besitz von Nachlässen von Berufsfotografen, die diese Zeit besonders ausführlich dokumentiert haben.

Die Bilder werden in diesem Buch als eigenständige Quellen benutzt und auch kritisch hinterfragt. Sie dienen nicht nur der Illustration oder als Abbild der Wirklichkeit. Sie stehen manchmal kontrastierend zum Text. Ein Beispiel: 1933 versammeln sich 100 000 Männer (!) im Stadion; am „Tag der Versöhnung“ „eine ergreifende Demonstration der Volksgemeinschaft“. Die Bilder zu dieser Textseite zeigen einen Tag später in Schutzhaft genommene Sozialdemokraten.

Der Band setzt sich aus vielen Einzeltextbeiträgen zusammen, die von verschiedenen AutorInnen verfaßt, und in denen neue Forschungsergebnisse mitverarbeitet wurden.

Themen sind u. a. „Machtergreifung“, NS-Größen, Hitlerjugend („... und sie werden nicht mehr frei für ihr ganzes Leben.“) „Volksgemeinschaft“, Nationalsozialistische Feiertage, Evangelische und katholische Kirche im „Dritten Reich“, Theater...

Das sind zunächst allgemeine Überschriften, die aber durch die Bilder, die Detailfülle der Texte und den direkten lokalen Bezug lebendig werden. Es werden Linien sichtbar: Die Ausstellung „Kultur bolschewistische Bilder“ in der Kunsthalle zeigt bereits 1933 Gemälde und Grafiken des Sammlungsbe-

stands als abschreckende Beispiele moderner Kunst. Einzelbilder der Ausstellung wurden in Mannheimer Geschäftsschaufenstern an den Pranger gestellt. Unter der Überschrift „Mannheimer Schreckenskammer“ werden die Bilder im gleichen Jahr in Erlangen gezeigt. Das geschieht drei Jahre vor der berühmten Ausstellung „Entartete Kunst“ in München. Normen für nationalsozialistische Kunst werden einfache Wiedererkennbarkeit und Problemferne, wie die Wandmalereien an Schulen, Gymnastikhallen und Versammlungsräumen zeigen. Dazu paßt 1934 der Ankauf des „deutschen Altars“: „Blut und Boden. Der Erhalter des Volkes“, von Jerusalem (!) von Saft für die Aula der Friedrichschule. Das Bildwerk hing ab 1938 im Trausaal des Standesamts. Es stellt in der Form eines Flügelaltars im Mittelbild einen säenden Bauern dar in starrer monumentalisierte Haltung. Auf beiden Seiten davon sind die Vorstufe und Folge der „Aussaat“ neuen Lebens thematisiert: links ein Liebespaar in Umarmung, rechts ein verheiratetes Paar Erhat in den Händen „bergend“. Bis 1955 durften Mannheimer Brautpaare das Bild auf sich wirken lassen. Heute ist es im Magazin der Mannheimer Kunsthalle.

Durch Feste und Feiern schafften die Nationalsozialisten gut organisierte Höhepunkte im Jahr. Die bereits vorhandenen christlichen Feste wurden germanisiert. (Volksweihnacht; Fastnacht wird zur Fasnacht, um Anklänge an die Fastenzeit zu verwischen; das Erntedankfest wird eine reine Blut-und-Boden-Veranstaltung), neue kommen hinzu und werden pompös ausgestellt. Dabei verändert sich das Aussehen der Stadt: Hakenkreuzfahnen sind überall zu sehen, Ein Kuriosum: Nach dem Anschluß Österreichs werden sie vorübergehend dorthin ausgeliehen. Die leeren Mannheimer Fahnenstangen sind mit Ersatzwimpeln mit der Aufschrift versehen: „Ich flog nach Wien“.

Propagandadekorationen anlässlich der Heldengedenkstage im März und November unterstützen die rituellen Inszenierungen: Masten tragen grünbekränzte Hakenkreuze, auf Pylonenattrappen in der Innenstadt sind Opferschalen, in denen Feuer entzündet werden.

Der barocke Grupello-Brunnen auf dem Paradeplatz in der Innenstadt wird 1938 wochenlang als klassizistischer Wahltempel verkleidet. Der Anlaß für diese Maskerade ist die Eingliederung Österreichs und die dazu abgehaltenen Volksabstimmung.

Eine für das Rathaus 1938 gegossene Glocke trägt die Inschrift: „Am 7. März 1936 zogen die deutschen Truppen in Mannheim ein“, die Umschrift heißt: „Ich künde des Führers große Tat: Wehrfreiheit an Rhein“. Die Glocke wurde am 5. März 1942 wieder abgenommen und eingeschmolzen.

Der Wasserturm in zentraler Lage eignete sich gut bei besonderen Anlässen zur Dekoration mit Propagandaparolen: „Aus tiefster Not führt uns zur

Freiheit: Adolf Hitler!“ (zur Besetzung des Sudetenlandes 1938) „Danke dem Führer! Stimme mit Ja!“ (zur Volksabstimmung über den Anschluß Österreichs am 10. April 1938).

„Das höchste Ideal: ein strahlender Geist im herrlichen Körper“ (zum 2. Bad. Turn- und Sportfest am 26. 6. 1939).

Hitler besuchte Mannheim offiziell nach der Machtergreifung nicht. Es wird damit erklärt, daß Mannheim vor 1933 eine rote Stadt war und eine Gruppe von 8000 SA-Männern noch im Februar 1933 mit Pfiffen, Sprechchören, Singen der Internationale, (aus den Fenstern geworfenen) Blumentöpfen und schwarz-rot-goldenen und roten Fahnen in der Neckarstadt (einem Arbeiterviertel) empfangen wurde. Die Innenstadt zeigte bereits die Beflaggung mit nationalsozialistischen Fahnen. Dennoch existierten von Hitler Bilder, die in Mannheim aufgenommen wurden. 1935 landete er auf dem Neuostheimer Flugplatz, um von dort aus nach Saarbrücken aus Anlaß der Rückgliederung des Saargebietes zu fahren: Er führt als „Herrschaftszeichen“ eine Hundepetische mit sich. Später soll er bei öffentlichen Auftritten wegen Kritik der ausländischen Presse auf sie verzichtet haben.

Zwei Buchseiten zeigen Marschkolonnen, deren magische Anziehungskraft zur beliebtesten Inszenierung „Volksgemeinschaft“ gehörte: die NSDAP und Unterorganisationen mit ihren Fahnen marschieren; die Polizei marschiert; eine Kinderzeichnung zeigt eine uniformierte Kolonne mit Fahne, Trommel und Trompete; durch Trümmer marschiert der Spielmannszug der HJ zur Durchhaltekundgebung mit Robert Ley in den Schloßhof am 14. November 1943.

Die Ausgrenzung der Juden geschieht in Mannheim in gleicher Weise wie überall im Reich. Im Schaufenster eines Kaufhauses ist inmitten zarter Spitzenkragen ein Schild aufgestellt, das darauf hinweist, daß das Haus jetzt in arischem Besitz ist. Im Fenster einer Konditorei steht neben Reklamen für Eissorten und Waldbaur-Schokolade der Hinweis „Juden sind hier unerwünscht“. Die Bildunterschrift informiert darüber, daß gleichzeitig ein anderer Konditormeister wegen parteischädigenden Verhaltens aus der Partei ausgeschlossen wurde. Er hatte Juden in seinem Café geduldet. Später mußte er seinen Betrieb aufgeben.

Ein weiteres Bilddokument: Die Vertreibung der jüdischen Badegäste aus dem Rheinbad.

Eine Fotografie zeigt ein großbürgerliches Studier- und Wohnzimmer mit dem Hausherrn, der zeitungsliegend im Ledersessel sitzt. Dazu der Text als Lebenslauf des Abgebildeten: Ernst Nathan, Weltkriegsteilnehmer, Geschäftsführer einer Getreidegroßhandlung mit zahlreichen Ehrenämtern, wurde nur deshalb nicht deportiert, weil er in „Mischehe“ lebte. Als Arbeiter bei der Müllsortierung verlor er bei einem Luftangriff 1944 wegen mangelhafter Schutzvorrichtungen das Leben.

Die Diffamierung von Juden und Andersdenkenden wird in der Presse und selbst bei Fastnachtumzügen betrieben.

Das „Hakenkreuzbanner“ schildert im Juli 1933 die „idyllischen“ Zustände im KZ Kislau mit antisemitischer Häme. Die ganzseitige Abbildung der Zei-

tungsseite vermittelt mehr Authentizität, als es das Zitieren des Berichts in einem fortlaufenden Textteil hätte leisten können.

Das Bild eines auf einer Schubkarre sitzenden als Juden verkleideten Mannes mit dem Schild „Nach Palästina“, der von einem „Volksgenossen“ (?) geschoben wird, wird durch den dazugehörigen Text zu einer Anfrage an den noch heute führenden Karnevalsverein „Feurio“. Er hat seine liberale Tradition und die ehemaligen jüdischen Mitglieder durch seine antisemitischen Satiren verleugnet.

Porträts und Texte zeigen, daß es Mannheimer Bürger gab, die Widerstand leisteten. Es gibt den Unbekannten, der das jüdische Krankenhaus mit Mehl und Brot kostenlos belieferte. Ein Polizeisekretär „übersieht“ bei Auswanderungsanträgen kleine Unrichtigkeiten, um die Ausreise zu beschleunigen. Er stellt Pässe ohne den J-Stempel aus, tilgt in Meldekarteien die Kennzeichnung für Juden.

Eine Frau vermittelt über die Quäker Ausreisen vor allem nach England; sie unterstützt die im Lager Gurs weilenden deportierten Mannheimer Juden mit Lebensmittel- und Kleidersendungen.

Viele Facetten einer politischen Herrschaft in einer deutschen Stadt werden aufgezeigt.

Im Klappentext und im Geleitwort des Oberbürgermeisters wird Mannheim als Opfer des NS-Regimes bezeichnet. Durch die Bild- und Textdokumente wird aber auch bedrückend belegt, daß in Mannheim „Zuschauer, Mitläufer und Täter eine überwältigende Mehrheit“ waren.

Der vorliegende Band ist in seiner äußeren und inhaltlichen Gestaltung überzeugend gelungen.

Bärbel Ascheberg

Gustav Oberholzer: Ländliche Kulturgeschichte und Landentwicklung. Teil II. Schriftenreihe der Universität der Bundeswehr München, Heft 57/1997, Studiengang Vermessungswesen. Neuberg 1997, 186 Seiten mit zahlreichen Schwarzweiß-Abbildungen. ISSN: 0173-1009. DM 20,00.

Der vorliegende Titel führt die in Teil I aufgezeigten Bemühungen um die Erhaltung des ländlichen Kulturgutes durch Museen fort.

Der Verfasser lehrt an der Universität der Bundeswehr in München das Fachgebiet „Landentwicklung“, das er definiert, als „die Förderung aller für die Gesellschaft wichtigen Funktionen des ländlichen Raumes in der Handlungsebene“. Er versucht dabei, den ländlichen Raum ganzheitlich zu sehen und ihn als ein vielfach vernetztes System zu behandeln. Dieses System hat, im Gegensatz zum System des städtischen, insbesondere des großstädtischen Raumes, seine besondere Ausprägung. Ziel ist es, den ländlichen Raum als eigenständige Einheit auch in kultureller Hinsicht weiterzuentwickeln. Diese Bemühungen stellen einen langfristigen Prozeß dar, ausgehend von ersten Denkanstößen über immer wieder neue Ideen bis hin zu deren Verwirklichung.

„Es hat sich zunehmend gezeigt, daß die Gedanken über ländliche Museen sich weiterentwickeln, das heißt, daß die Kulturförderung durch Gründung

und Unterstützung von Museen etwas Dynamisches ist und ständiges Lernen und Nachdenken erfordert. Grundsätzliche Überlegungen zum Mitwirken der Bürger, zur Einbeziehung von Natur und Landschaft sowie zum Verbund der Museen, alles im Sinne einer ganzheitlichen Betrachtung, führen zu neuen Erkenntnissen und Handlungsweisen [...]. Gerade in einer Zeit des starken Umbruchs aller Lebensbereiche ist die Rückbesinnung besonders wichtig, damit wir sehen, wo wir stehen und wohin wir gehen!", schreibt Gustav Oberholzer in seiner jüngsten Publikation.

Der Verfasser hat im I. Teil seiner Veröffentlichung über „Ländliche Kulturgeschichte und Landentwicklung“ eingehend die Sachgebiete der ländlichen Kulturgeschichte dargestellt, sowohl allgemein wie auch an Beispielen demonstriert. Dazu gehören vor allem das ländliche Wohnen, die Land- und Forstwirtschaft, das dörfliche Handwerk, Gewerbe und Industrie auf dem Lande (Technikgeschichte) und das soziale dörfliche Leben.

In dem vorliegenden „Werkstatt-Heft“ hat der Verfasser einige grundsätzliche Gedanken zur Aufgabe und Gestaltung ländlicher Museen entwickelt und an Beispielen Sachbereiche der ländlichen Kultur, die in Museen dargestellt werden können, aufgezeigt. Hierbei fließen bisherige über 20jährige Erfahrungen des Autors mit ein.

Arbeitsziel des Professors ist die Einrichtung weiterer Museen bzw. in bestehenden Museen alte Handwerkstraditionen und Bräuche wieder aufleben zu lassen. An Beispielen nennt der Ingenieur für Landentwertung unter anderem die Darstellung der Katastermessung und der Flurbereinigung, die Darstellung von Hauszeichen und Hausnamen, Tiere des Waldes und die Vogelhaltung und Vogelzucht.

Gustav Oberholzer hat das seinerzeit beim Flurbereinigungsamt Bad Säckingen begonnene Engagement für die Kultur seiner Heimat bis heute weitergeführt. Dies beweisen auch seine bisherigen Arbeiten, die er nicht nur auf dem Papier festgehalten hat. In Görwihl gibt es dank dem engagierten Professor den ersten funktionstüchtigen Seidenbandwebstuhl in der Region zu besichtigen. Zur praktischen Arbeit von Gustav Oberholzer gehört auch die Museumskonzeption des Schneiderhofes in Endenburg/Kirchhausen. Derzeit arbeitet der Münchner Professor auch an der Umsetzung eines Markgräfler Weinmuseums.

Finanzielle Zuschaukürzungen, vor allem durch Bund und Länder, bereiten Probleme bei der Umsetzung der einzelnen Vorhaben.

Ebenso bemängelt der Verfasser das teilweise fehlende Interesse und die Tatkraft bei den zuständigen Behörden, aber auch bei privaten Organisatoren der Heimatpflege. Die vorliegende Schrift richtet sich an alle, die sich die Weiterentwicklung des ländlichen Raumes zur Aufgabe gemacht haben, und vor allem an diejenigen, die dabei das kulturelle Erbe für die Nachkommen bewahren wollen. Gustav Oberholzer hat mit dem vorliegenden materialreichen Band einen wichtigen und zusammenfassenden Beitrag zur ländlichen Kulturgeschichte vorgelegt, der wünschen läßt, daß seine Gedanken von allen Beteiligten aufgegriffen werden und bestmöglich in die Tat umgesetzt werden.

Das vorliegende „Werkstatt-Heft“ ist auch ein museumsdidaktischer Ratgeber und sollte daher auch Pflichtlektüre vor allem für die nicht wissenschaftlich betreuten Museen sein. Elmar Vogt

Hepperle, Ingrid, Lazarus von Schwendi. Wie ein Schwabe am Oberrhein sein Glück machte; Gerhard Hess-Verlag, Ulm/Donau, 1997

Mancher unter uns, wenn er den Namen Lazarus von Schwendi vernimmt, mag an Burkheim, an jenes anheimelnde Städtchen am westlichen Rand des Kaiserstuhls, denken, das in seiner touristischen Präsentation sich rühmt, daß dieser Edelmann dort die Tokayerrebe eingeführt hätte. Es sind nur ein paar historische Fetzen, die man erfährt, doch möchte man mehr wissen, wer dieser Lazarus von Schwendi (1522–83) eigentlich gewesen ist, was er zu seiner Zeit ausmacht. Daß er ein gewiefter Feldherr und ein guter Diplomat war, erfahren wir nach den lexikalischen Angaben. Nun haben die Städte und Orte, in denen Lazarus von Schwendi lebte und wirkte, sich zu einem Städtebund zusammengeschlossen mit Kientzheim im Oberelsaß im Zentrum, wo er seinen Hauptsitz hatte, und haben aus diesem Anlaß eine Abhandlung publiziert, die Aufschluß über das Leben und das Leben dieses Potentaten gibt, dem Text sind einige Bilder über seine Wirkungstätten beigelegt, die auch wieder seine weitgespannten Bemühungen zum Ausdruck bringen. Beides zeugt von seiner Bedeutung auf dem politischen Schachbrett des Deutschen Reiches von damals.

Lazarus von Schwendi ist in dem Ort, nach dem er den Namen trägt, und der südlich von Ulm liegt, geboren, in Memmingen ist er im lutherischen Sinn erzogen worden, in Basel und in Straßburg hat er sich humanistischen Studien hingegeben, was ihn für seine Zeit als einen gelehrten Mann ausweist. Später trat er in den Dienst des Deutschen Reiches unter den katholischen Habsburgern, er bewährte sich als Feldherr in den Kämpfen gegen die Türken, anmentlich bei der Erstürmung der Festung Tokay in Ungarn, von wo er die Tokayerreben an den Oberrhein brachte. Lazarus von Schwendi hat weiter im europäischen Umkreis verschiedene diplomatische Missionen erfolgreich durchgeführt, bei denen er große politische Klugheit zeigte, er tat es unter Wahrung von Recht und Frieden und das alles zur Sicherung des Deutschen Reiches. Dabei konnte Lazarus von Schwendi eines großen Herrschaftsgebietes zusammenfügen, eines der größten im damaligen Süden des Reiches: er umfaßte Gebiete im Oberelsaß um Colmar herum mit Kientzheim als Mittelpunkt, dort erbaute er auch ein Schloß, und im Breisgau, auch nannte er Häuser in Freiburg und Straßburg sein eigen, er ließ Brücken über den Rhein bauen, um die Orte diesseits und jenseits des Rheins schnell zu erreichen, insofern hat er zu seinem Teil zur Gestaltung des Oberrheingebietes beigetragen. Diese Herrschaft hatte nach seinem Tod aber keinen Bestand. In Kirchhofen im Breisgau ist dieser Edelmann gestorben, aber in Kientzheim in der dortigen Katholischen Pfarrkirche beerdigt. Vor Jahrzehnten gab es Auseinandersetzungen zwischen

dem Hamburger Mäzen Alfred Töpfer und einer elsässischen Weinbruderschaft um dieses Schloß des Lazarus von Schwendi. Erwähnenswert ist auch, daß er als Herrscher mit dem herausragenden Festungsbaumeister der damaligen Zeit, Daniel Speclin, zusammengearbeitet hat und von dessen Kenntnissen profitierte.

Lazarus von Schwendi war aber mehr als ein bloßer Herrscher und gerade das macht ihn auch heute noch interessant: er war auf die Niederlassung von Handwerkern in seinem Herrschaftsgebiet bedacht, er kümmerte sich um deren soziale Sicherung, was für die damalige Zeit schon etwas Besonders darstellt. Aber noch bedeutsamer ist es, daß Lazarus von Schwendi in seinem Herrschaftsgebiet religiöse Toleranz praktizierte, die damals noch eine Seltenheit darstellte, er duldete als Lutheraner katholische Untertanen und war darin seiner Zeit weit voraus.

Erwähnenswert ist es noch, daß diese Publikation auch Aufschluß gibt über die Orte, in denen Lazarus von Schwendi lebte und wirkte, über die Museen, die sich zu seiner Erinnerung dort befinden und auf Ausstellungen zu seinen Ehren hinweist.

Michael Ertz

Brettener Revolutionsgeschichte 1848/49, nach Berichten und Akten zusammengestellt und bearbeitet von Heinrich Schlörers. Neudruck 1988; Bearbeitet und kommentiert von Michael Ertz.

Anläßlich der Präsentation des „Zeitzeuges 1848“ zum Revolutionsgeschehen 1848/49 im Großherzogtum Baden am Mai 1998 am Bundesbahnhof Bretten und der sich anschließenden Ausstellung zum „Bürgermilitär in Baden“ unter dem Motto „Im Pulverdampf der Freiheit“ in der Sparkasse Bretten – die Stadt Bretten hat heute noch eine aktive und sehr rührige Bürgerwehr, einige der wenige im nordbadischen Raum – wurde dieser Neudruck der Artikelserie aus dem „Pfefferturm“, der heimatgeschichtlichen Beilage einer Brettener Lokalzeitung, von 1934/36 vorgestellt. Michael Ertz, der diese Artikelserie eingeleitet, überarbeitet und kommentiert und dazu noch vorliegende Quellen hinzugefügt hat, lobt die „Genauigkeit und Sachlichkeit“ des Autors, des verdienten Heimatforschers und Leiters der damaligen Gewerbeschule Bretten. Das ist um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß diese Artikelserie „auf dem Scheitelpunkt der nationalsozialistischen Epoche. (1934/36)“ veröffentlicht worden ist und sie „frei ist von Parteilichkeit und ideologischer Sicht, gerade wenn man sie vergleicht mit den heutigen Forschungsergebnissen.“

Die Stadt Bretten war 1848/49 kein Brennpunkt des revolutionären Geschehens im Lande, aber drei Zeugnisse zu diesem Jahren helfen uns mit, die Ereignisse von damals zu verfolgen und einzuordnen: es ist zum einen der Bericht des jungen Georg Wörner, der in seinem Leben ein großer Sammler in Bretten war, von dem die Stadt heute noch zehrt, dann der nachträgliche Bericht von Christian Beutenmüller, des Sohnes des Bürgermeisters Joseph

Beutenmüller, der zum 1. Aufgebot der Bürgerwehr Bretten gehörte, und die Darstellung des Geschehens der Jahre 1848 und 1849 durch den Kommandanten der Bürgerwehr Bretten, Ludwig Paravicini, der in den Jahrzehnten darauf in der Stadt Bretten und im Kraichgau eine bedeutende politische Rolle spielen sollte.

Die Ereignisse, die von diesen Zeitzeugen für die Stadt Bretten geschildert werden, mögen symptomatisch sein auch für andere Orte im damaligen Großherzogtum Baden, wir erfahren von den Truppenbewegungen und von dem, was dem revolutionären Geschehen vorausging und von dem, was in den Prozeßen folgte, auch davon hören wir, wie Verleumdungen das Klima in einem Ort vergifteten – die Quelle, die Michael Ertz noch auswertet, zeugt davon. An alledem wird deutlich, wie dieses revolutionäre Geschehen in der Stadt Bretten Licht und Schatten an sich hatte. Erstaunlich ist dann doch wieder – auch das wird in der Schlußfolgerung zu diesen ganzen Ereignissen vom Kommentator klar aufgezeigt –, daß die Stadt Bretten sich in der Folgezeit im Gesellschaftspolitischen und Wirtschaftlichen weiterentwickelte und als Gemeinwesen durch seine Bürger beachtliche Leistungen hervorbrachte.

Besonders erwähnenswert ist noch, daß diese Veröffentlichung im Zusammenwirken des Ortsvereins der Badischen Heimat, des Geschichts- und Museumsvereins und der Stadt Bretten erscheinen konnte.

Berthold Augenstein

Niel C. Lösch. Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers. Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Geistes- und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 737, 615 S., 1 Abb., 5 Tab., br. DM 148,-. Peter Lang, Europ. Verlag der Wissenschaften, Jupiterstr. 15, CH-3000 Bern 15, 1997

Die Biographie des in Karlsruhe geborenen und in Freiburg aufgewachsenen Anatomen, Anthropologen, Ethnologen, Rassenbiologen und Vererbungsforscher/Eugen Fischer, ist für den Landesverein Badische Heimat ein sehr wichtiges Werk, weil es Leben und Werk Fischers, der sechzehn Jahre ihr Vorsitzender war, wissenschaftlich untersucht und dokumentiert. Eine solche Biographie lag bisher nicht vor, und es bedurfte jahrelanger Forschungsarbeit von Niels Lösch, um eine so komplexe Persönlichkeit und ein ebenso komplexes Lebenswerk gültig zu erfassen.

„Der 1. Arbeitsschwerpunkt galt dem Bemühen, den Lebensweg dieses Wissenschaftlers und Professors nachzuzeichnen, um ihn in das gesellschaftliche und soziale Umfeld seiner Zeit einordnen zu können.“ (Einleitung S. XIII) Es sollte weiter gezeigt werden, inwiefern Fischer als eine „zeittypische Figur“ angesehen werden kann und wo er in seiner Biographie Züge aufweist, die für sein Umfeld als ungewöhnlich anzusehen sind. Hier galt es, Fischer in dem Kontext der wichtigsten zeitgeschichtlichen Strömungen zu stellen.“ Danach ergibt sich die Einteilung von Fischers Leben in drei große Ab-

schnitte: Seine Zeit in Freiburg bis Mitte 1927, seine Zeit in Berlin von 1927 bis 1942, und die Zeit nach 1945.

Das Leben und Werk Eugen Fischers kann man nur erfassen, wenn man seine Grundlagen aufdeckt und die nicht gerade alltägliche Polarität zwischen Heimat und Wissenschaft sichtbar wird. Die Kapitel „Ein Sohn Freiburgs“ und „Der Heimatprofessor“ sind für den Landesverein Badische Heimat von besonderer Wichtigkeit. Die Untertitel dieser Kapitel sind an sich schon aussagekräftig: „Herkunft und Jugend“, „An Freiburgs Alma Mater“ und „In der Heimatbewegung.“ „Fischers Badische Heimat,“ „Heimat und Volk – Schoße und Rasse“, „Wege zur Rassenhygiene.“

Da diese Besprechung des Werkes von Niels Lösck in der Zeitschrift „Badische Heimat“ erfolgt und damit wohl vor allem zuerst die Mitglieder des Landesvereins erreicht, sollen nun die Wurzeln von Fischers Dasein offen gelegt werden.

„Eugen Fischer war Badener!“ (S. 3) Diese lapidare Feststellung Löscks führt direkt zur Konstante in Fischers Leben, nämlich zu seiner lebenslang dauernden Verbindung zu Freiburg und zu seiner ebenso andauernden Liebe zu seiner badischen Heimat. Ohne diese ist Prof. Eugen Fischer nicht denkbar!

Eugen Fischer wurde am 5. Juni 1874 in Karlsruhe geboren. Sein Vater war Kaufmann, und schon zwei Jahre später zog die Familie nach Freiburg um. Die Stadt wurde zu seiner Heimat. Während seines Besuches des großherzoglichen Berthold-Gymnasiums schloß er sein ganzes Leben haltende wichtige Schulfreundschaften, z. B. mit Heinrich Brenzinger, der später im Landesverein eine wichtige Rolle gespielt hat, und mit Paul Schwoerer, dem nachmaligen Landeskommissär und nachfolger Fischers als Landesvorsitzender der Badischen Heimat. Sehr früh schon zeigten sich bei Fischer naturwissenschaftliche Neigungen. Er besaß eigene Käfer- und Vogelsammlungen und war vertraut mit der Tier- und Pflanzenwelt. Es ist daher verständlich, daß er nach dem Abitur Zoologe werden wollte. Auf Einspruch des Vaters hin studierte Fischer dann Medizin und begann das Studium im Wintersemester 1893/94. Natürlich an der Albert-Ludwigs-Universität freiburg, an der Fischer – abgesehen von einem Semester in München – blieb, lange Jahre, und seine wissenschaftliche Laufbahn aufbaute. Von größter Wichtigkeit war dabei der Einfluß der glänzenden Professoren Wiedersheim und Weismann, die besonders Fischers akademische Anfangsjahre stark beeinflussten. Fischer legte 1898 sein Staatsexamen „summa cum laude“ ab, zwei Monate später erhielt er seine Approbation als Arzt mit der Note „sehr gut.“ Schon 1899 erfolgte Fischers Habilitation!

Dem Autor ist es überzeugend gelungen, Fischers Weg vom Anatomen und zwölfjähriger, schlecht bezahlter Privatdozentenzeit (1900–1912) hin zur Anthropologie darzustellen. Er hat bewiesen, wie Fischer sich bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten mit rein anatomischen Themen abwandte und sich „fast vollständig auf anthropologische Fragestellungen konzentrierte.“ (S. 35) Fischer hat damit die seit je an den Universitäten gültige Einheit von Forschung und Lehre durchbrochen. Er las Anato-

mie, und die Anthropologie wurde sein Forschungsgebiet.

Um der Forderung, die biographische Entwicklung Fischers im zeitgenössischen Kontext darzustellen, gerecht zu werden, muß sein großes Engagement in und für die Heimatbewegung zur Sprache gebracht werden, weil die der „Umstand zum einen in den historischen, zum anderen in den biographischen Kontext der Persönlichkeit Fischers anzuordnen ist.“ (S. 36) Und Lösck weist darauf hin, daß dieser Aspekt auch unter dem Gesichtspunkt „der Verflechtung der Heimatbewegung mit der Rassenhygienischen Bewegung ... beleuchtet werden muß.“ (S. 36) Der Autor räumt diesem für Fischers Leben so wichtigen Komplex ein eigenes Kapitel ein, jenes vom „Heimatprofessor,“ einer Zeit also, die Fischers Leben nachhaltig beeinflußt hat.

In der Chronik des Landesvereins Badische Heimat (Heft 3, Septm. 84) wurde Fischers Engagement in der Heimatbewegung in Kürze und allgemein verständlich dargestellt. Wesentlich intensiver schildert Lösck die Gründe der Entstehung der Heimatbewegung, ihre Auswirkungen in Baden, besonders in Freiburg, die mit den Namen der Professoren Pfaff und Fuchs eng verknüpft sind, die ihre bestehenden Vereine in die Vereinigung Badische Heimat 1909 einbrachten.

Schon um 1900 war Eugen Fischer mit dem Kreis um Prof. Pfaff in Berührung gekommen. „Dieser warb ihn als Mitglied des Volkskundevereins. Das war folgerichtig, denn Fischer befaßte sich damals mit prähistorischen Arbeiten. Es war die für die Anthropologie wichtige Ausgrabung der „Löhrbrücke“ bei Ihringen, wo er ein Gräbersfeld aus der Hallstattzeit freilegte. Fischer erzählt darüber in seinem Buch „Begegnungen mit Toten“ (Freiburg 1959) sehr interessant. Aus diesen Ausgrabungen, später folgte noch Bischoffingen (Neolithiker) und Forchheim, ergaben sich Themen für eine rege Vortragstätigkeit Fischers, und Pfaff holte ihn bald in den engeren Vorstand des Volkskundevereins. Auch im Verein Ländliche Wohlfahrtspflege war Fischer tätig, von Prof. Fuchs gewonnen, und kam auch in diesem Verein 1907 in den geschäftsführenden Ausschuß. So war er in beiden Vereinen, die 1809 zum Landesverein Badische Heimat fusionierten, einer der führenden Köpfe. Es war ein zukunftsträchtiger Entscheid, als er bei der Wahl des ersten Vorstandes des neuen Landesvereins 2. Vorsitzender wurde. So wuchs Eugen Fischer in die Tätigkeit für den Landesverein von dessen Beginn an hinein und konnte 1913, als bei der Landesversammlung in Haslach Prof. Pfaff aus Gesundheitsrücksichten den Landesvorsitz niederlegte, ohne Bruch dessen Amt einnehmen.“ (Vögely, Chronik, S. 743)

Man kann Prof. Fischer sicher nicht allein das Verdienst zuschreiben, den Landesverein Badische Heimat zu einer bisher nicht gekannten Blüte gebracht zu haben, aber er war durch sein Organisations-talent und seine Fähigkeit, kompetente Mitarbeiter zu gewinnen, wesentlich daran beteiligt. So gewann er Prof. Max Wingenroth und Hermann Eris Busse zu Geschäftsführern und stellvertretenden Vorsitzenden, Namen, die für sich selbst sprechen. Die Mitgliederzahlen stiegen rasch auf 14 000 und Fischer war unermüdet mit seinen Vorträgen im

Land unterwegs. Er bildete zusammen mit Busse jenes „populäre Gespann“, er, der lange Professor mit dem kleinen Hut, und Busse, der kleine und rundliche mit dem großen Hut, der Nelke im Knopfloch und der Zigarre in der Hand. Eugen Fischer wurde schlechthin als Heimatprofessor, eine im ganzen Lande bekannte und geachtete Persönlichkeit.

Es ist erstaunlich, wie Fischer diese Aufgabe, die bei der damaligen Bedeutung der Badischen Heimat ein großes Maß an Verwaltungsarbeit enthielt, neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bewältigte. Als Fischer im Jahre 1927 einen Ruf an die Universität Berlin erhielt und diesen annahm, glaubte er, von dort aus den Landesverein führen zu können. Das stellte sich bald als unmöglich heraus, und er gab das Amt zurück. Er erfuh bei der Mitgliederversammlung in Freiburg alle Ehren, die zu vergeben waren, und wurde zum Ehrenpräsidenten ernannt. Sein Freund Landeskommisär Schwoerer wurde sein Nachfolger.

Niels Lösch zieht nunmehr die Konsequenzen, die sich aus der Forschungsarbeit Fischers in Verknüpfung mit seinem Heimatbewußtsein ergaben. Er untersucht zunächst Fischers Motivation zu seinem erstaunlichen Engagement in der Heimatbewegung und findet einige Konstanten:

1. Nach dem I. Weltkrieg hatte Fischers Einsatz für die Heimatbewegung sicher „eine kompensatorische Funktion für die als demütigend empfundene Niederlage, für den Verlust an Prestige und nationalem Stolz.“ (S. 91) So empfanden auch Tausende Bürger unseres Landes, das war mit ein Grund für das Anwachsen der Mitgliederzahlen unseres Landesvereins.

2. Besonders aufschlußreich war Fischers Festrede zum 25jährigen Bestehen der Badischen Heimat, weil sie eine Definition der Heimat enthält. Sie geht von romantischer Naturverbundenheit über die Großstadtablehnung, Kritik an der modernen Technik bis hin zu seinem persönlichen Konzept von „Volkstum, Abhängigkeit von der heimatlichen Scholle.“ (S. 92) Das sind – nach Lösch – Überzeugungen, die Fischer in seinen Beiträgen zur Heimatgeschichte jahrzehntelang einsetzte.

3. Die Ergründung des innersten Wesens von Heimat und Volk.“ Das Volk sagt, es ist das Blut!“ Und als Forscher meint Fischer die „Erblinien, das Erbe, körperlich und geistig (...), die Gleichheit der rassenmäßigen Zusammensetzung (...), in all diesen Linien kreuzt sich das Blut im Volk. Und doch ist es die gleiche Rasse, solange auf diesem Heimatboden die Reihen der Geschlechter gezeugt werden und eins nach dem anderen in ihn sich betten. Es bleibt ein Volk in der Heimat (...), nur heimatreuem Volk wächst bodenständiger Charakter.“ Und noch einmal bringt Fischer zum Ausdruck, daß nur in der Großstadt die Gefahr der Entwurzelung, des Verlustes des alten Erbgutes gegeben ist, daß Stadtgeschlechter immer wieder aussterben, und nur der „Heimatboden, wo unverdorrene neue Linien wachsen, wo die Quellen alten Volks- und Rassentums fließen, ersetzt das Verlorene.“ (S. 92)

Diese Aussagen Fischers könnte man ohne weiteres in die national-sozialistische Blut- und Boden-Mythologie einreihen. Es ist das Verdienst Löschs, daß er nachweist, daß diese „Kernaussagen“ Fi-

schers schon vor dem I. Weltkrieg vorhanden waren.

Prof. Fischers Heimatbegriff wirkte sich natürlich auf seine wissenschaftliche Arbeit aus, besonders auf sein Konzept vom Zusammenhang von Rasse und Scholle. Folgerichtig gründete Fischer 1924 die „Badischen Familienforschungen“ als eine Arbeitsgruppe des Landesvereins Badische Heimat. Diese Arbeitsgruppe sollte aber nicht Familienforschung im herkömmlichen, historischen Sinne betreiben, sondern eine biologische. Zu diesem Zweck richtete Fischer eine Beratungsstelle für Familienvererbung ein. Die Arbeitsgruppe wandelte sich nach Fischers Amtsniederlegung unter der Leitung von Landrat i. R. Paul Strack wieder zur herkömmlichen Familienforschung. Anregungen zu genealogischen Forschungen zu geben, steht heute in der Satzung des Landesvereins. Nach dem II. Weltkrieg wurde dieser Forderung verständlicherweise nicht mehr entsprochen, die Familienforschung verschwand aus den Heften, es kamen keine Beiträge mehr.

Wenn auch die Übergänge zwischen Rassenhygiene und Heimatbewegung bei Fischer fließen sind, wie Lösch feststellt, so lassen sich aber dessen Beziehung zur rassenhygienischen Bewegung leicht nachweisen. Fischer stand als Anthropologe der Bewegung um Prof. Ploetz fachlich nahe. Er wurde Mitglied der 1905 gegründeten „Gesellschaft für Rassenhygiene“, die später in „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene“ (DGfR) umbenannt wurde. 1910 gründete Fischer die Ortsgruppe Freiburg dieser Gesellschaft, von der solche nur noch in Berlin und München existierten. Damit war Prof. Dr. Eugen Fischers Weg zum Vererbungsforscher und Rassenbiologen vorgezeichnet. Damit kann auch das Kapitel abgeschlossen werden, das die enge Verwurzelung Eugen Fischers mit der Heimatbewegung und deren Konsequenzen gezeigt hat.

Die wissenschaftliche Leistung Eugen Fischers, die in Löschs Werk natürlich den weitaus größten Raum einnimmt, zu beurteilen und vor allem seine Wirkung und Bedeutung im III. Reich darzustellen, muß dem Fachwissenschaftler überlassen werden. Der Rezensent ist weder Anatom noch Anthropologe oder Vererbungsforscher. Er darf daher auf Angaben des Verlages zurückgreifen, die Prof. Fischer in den Ablauf der Zeiten um deren Forderungen stellen: „Fischer lebte in vier politischen Systemen: dem Kaiserreich, der Weimarer Republik, dem Dritten Reich und der jungen Bundesrepublik Deutschland. So wurde die Biographie auch zum Spiegel seiner Einbindung und Auseinandersetzung mit dem jeweiligen System und den wichtigsten zeitgeschichtlichen Strömungen, von denen der Sozialdarwinismus und die Rassenhygiene eine ganz besondere Rolle spielten. In den wissenschaftsgeschichtlichen Teilen der Arbeit analysiert der Autor die Werke Fischers und kann dessen angeblich erbrachten Nachweis, daß die Mendelschen Regeln auch für „Rassenmischungen“ des Menschen gelten, als einen Forschungs-Mythos entlarven. Die Bibliographien zu Fischer und dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie bilden wichtige Arbeitsmittel für weitere Forschungen.“

Auch der Nichtfachmann legt das Werk von Niels Lösch beeindruckt aus der Hand, besonders

wohl der Leser, der dem Landesverein angehört. Noch immer sieht Prof. Fischer in einem hohen Ansehen in der Badischen Heimat, das wird sich wohl auch durch das Buch von Lösch nicht ändern. Aber dieses zeigt doch Eugen Fischer in mancher bisher unbekanntenen Perspektive, die zum Nachdenken anregt. Sein Bild wird viel nuancenreicher und entbehrt in wissenschaftlicher Hinsicht nicht der Dramatik.

Eugen Fischer starb am 9. Juli 1967 in Freiburg im Alter von 93 Jahren. L. Vögely

Hinterzarten. Im Rahmen der „Hinterzartener Schriften“ sind zwei wichtige Neuerscheinungen zu vermelden:

Ekkehard Lielh, Geschichte der Hinterzartener Hofgüter.

Hinterzarten war durch Jahrhunderte eine „Ansammlung von Hofgütern und Häusle“. Eine aktive Gemeinde hat diesen Kontrast zwischen dem Einst und Jetzt bewußt gemacht. Bürgermeister Hansjörg Eckert hat der ganzen Serie der „Hinterzartener Schriften“ ein gutes Motto vorangestellt: „Der Blick zurück in die eigene Geschichte öffnet die Sicht nach vorn“. Und Prof. Lielh hat nun in seiner Dokumentation der Hofgeschichte einen Kern der Ortsgeschichte vorgelegt: Hier wird die Kulturgeschichte einer 900jährigen bäuerlichen Leistung wissenschaftlich souverän und für den Leser spannend und höchst informativ präsentiert. Jedes einzelne Hofgut ist historisch in langer Entwicklung erfaßt, viele Details sind für immer gesichert worden und mit den baulichen Veränderungen wird auch der Wandel der Strukturen des bäuerlichen Alltags, der Lebens- und Arbeitsverhältnisse geklärt, sachlich, gar nicht geschönt. Sehr ernsthaft ist auch die Auseinandersetzung mit der Frage, ob die vorhandene Bausubstanz „aus denkmalpflegerischen oder das Dorfbild prägenden Gründen erhaltenswert“ ist.

Die Intention ist gut und eindeutig, die Ausführung des Werkes ist überzeugend. Hier wurde wirklich ein „Denkmal“ gesetzt, eine großartige Generationenleistung gewürdigt. Gleichzeitig aber wurde auch ganz realistisch und doch recht ermutigend gezeigt, wie heutige Jugend sich mit dieser Heimat identifizieren, wie sie sie erhalten, pflegen und gut auch in Zukunft gestalten kann.

Verlag Stadler Konstanz, ISBN 3-7977-0394-5. DM 39,80.

Bernhard Mohr/E. J. Schröder, Landwirtschaft des Hohen Schwarzwaldes.

Die mächtige agrarische Entwicklung, die sich in den letzten zwei Jahrhunderten im Hochschwarzwald vollzog, wird hier am Beispiel Hinterzarten in vorzüglicher Form, wissenschaftlich fundiert und zudem gut lesbar, dargelegt. Wie diese Region ihren sehr spezifischen natürlichen Bedingungen sich so positiv als Kulturlandschaft entwickeln konnte, welche strukturellen Veränderungen, Krisen und Inno-

vationen sich im Zeitraum 1800 bis 1950 feststellbar sind, zeigt vor allem eine ungewöhnliche zivilisatorische Dynamik der Menschen dieser Landschaft. Besonders eindrucksvoll ist in dieser Geschichte die „Phase der Ernährungssicherung 1914–1950“ und – ganz anders – die künstlerische Dokumentation des Wandels im Werk des Malers Hermann Dischler. Der „Anpassungsdruck in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts“ wird gezeichnet als Entwicklung „von der Mangelwirtschaft zur Überproduktion“, von „verschärftem Anpassungsdruck, Diversifizierung und Suche nach Einkommensalternativen in den neunziger Jahren“, im Wandel vor allem bestimmt durch den Fremdenverkehr – Eine Landschaft im Umbruch. Der Ausblick ist geprägt von Zuversicht und realistischen Perspektiven, weil nach Ansicht der Verfasser der „Strukturwandel und die damit verbundenen Herausforderungen relativ erfolgreich in dieser naturräumlich benachteiligten Lage bewältigt“ wurde. Fazit: „Die einst von der Agrarwirtschaft dominierte Kulturlandschaft hat längst Züge einer Erholungslandschaft angenommen“.

Verlag Stadler Konstanz, IS BN 3-7977-0398-8. DM 39,80. Adolf Schmid, Steinhalde 74, 79117 Freiburg

Schäfer, Walter, Ernst. Die satirischen Schriften Wolfhart Spangenberg's. Max Niemeyer-Verlag, Tübingen „1998

Im Oberrheinischen Raum liegen noch manche literarischen Schätze verborgen oder sind als solche nicht im Bewußtsein der Leute vorhanden. Das gilt auch für ads 17. und 18. Jahrhundert, namentlich für das Elsaß und insbesondere für die Stadt Straßburg, dem historischen Zentrum dieses Raumes. Das hat auch noch Geltung nach dem geistigen und kulturellen Höhepunkt des 16. Jahrhunderts mit dem Humanismus, der Reformation und der Renaissance. Im 17. und 18. Jahrhundert ist die satirische Form in der deutschen Literatur tonangebend, diese hat ihren Hauptsitz zusammen mit den Sprachgesellschaften (z. B. die Tannengesellschaft) gerade in diesem oberrheinischen Raum. Diese Tatsache ins Bewußtsein zu rufen, darauf richtet sich ein Hauptaugenmerk im Schaffen des Literaturhistorikers Walter Ernst Schäfer, der diesem Raum ja auch entstammt und der gelegentlich auch Mitarbeiter in der „Badischen Heimat“ ist. Neben grundlegenden Veröffentlichungen zu Grimmelhäusern und Pfeffel hat er sich der satirischen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts im oberrheinischen Raum angenommen und Erhellendes zu ihnen als Person und zu ihrem Werk publiziert, zu Johann Fischart und Johann Michael Moscherosch als ihren Hauptvertretern. Daneben sind auch noch als beachtliche Vertreter dieses literarischen Genres zu nennen für diese Zeit: Rouppler von Loewenhart und Wolfhart Spangenberg, die beide mit Straßburg in Verbindung stehen. Auf letzteren haben schon die Literaturhistoriker Wilhelm Scherrer und Ernst Martin hingewiesen. Zum Höhenflug der satirischen Literatur in dieser Zeit in Straßburg haben auch die Drucker und Verleger –

Schäfer nennt Jobin und Carolus – ihren Beitrag geleistet, sie hatten im deutschen Sprachraum die Spitzenstellung inne, Carolus in seiner Rolle widmet Schäfer eine besondere Aufmerksamkeit . .

Wolfgang Spangenberg (um 1565 im Mansfeldischen geboren) ist mit seinem Vater Cyriakus, dem Theologen und Liederdichter, in die oberrheinische Metropole gekommen: als Anhänger des Flacius, der mit den Wittenbergern wegen seiner radikalen Sündenlehre in Streit geraten, hatte er dort um 1575 Zuflucht gefunden, auch zu dieser Zeit nahm Straßburg noch Abweichler auf. In Straßburg besuchte Wolfgang die höheren Schulen, 1601 wurde er dort durch Heirat das Bürgerrecht verliehen, nachdem er zuvor in Tübingen Theologie studiert hatte, im gleichen Jahr wurde er in die ehrwürdige Sängergesellschaft aufgenommen, als Nachfolger von Fischart übernahm er die Stelle des Korrektors beim Verleger Carolus, veröffentlichte bei diesem Übersetzungen von Dramen und eigene Werke, u. a. 1607 den „Ganss-König“. 1611 verließ Wolfgang Spangenberg Straßburg, um bis zu seinem Tode 1636 als lutherischer Pfarrer in Buchenbach bei Künzelsau zu amtieren, zu seinem Verleger Carolus hielt er den Kontakt aufrecht und brachte 1618 in Straßburg sein Hauptwerk, den „Esel-König“ heraus.

„Ganss-König“ und „Esel-König“ sind satirische Schriften, an Hand von Tiergestalten geißelt Wolfgang Spangenberg mit Spott und Ironie gesellschaftliche Zustände und geistige Strömungen aus seiner Zeit. Der „Esel-König“ kommt unter einem Pseudonym heraus, Übereinstimmungen mit den vorigen Schriften und Wortwahl weisen unschwer auf Spangenberg's Autorenschaft hin, was Schäfer mit großer Sorgfalt auch aufzeigt. Der „Esel-König“ enthält eine Parodie auf die „Rosenkreutzer“, einer myteriösen,

vielleicht sogar einer fiktiven Bruderschaft auf hermetisch-neuplatonischer Grundlage, die in jener Anfangszeit des 17. Jahrhunderts im Süden und Südwesten des Deutschen Reiches Die Geister bewegt hat und zur Modeerscheinung geworden war. Der Theologe und spätere Prälat in Württemberg, Johann Valentin Andreä, hat mit seinen Schriften diesem Gedankengut Nachdruck verliehen, wobei eine Generalreformation im Hintergrund stand. Johann Valentin Andreä hatte 1607–11 auch in Straßburg gewohnt, sodaß Wolfgang Spangenberg mit dessen Gedanken direkt konfrontiert wurde.

Walter Ernst Schäfer zeigt in seiner Analyse, wie Wolfgang Spangenberg die diffusen und synkretistischen Gedanken Andreas parodistisch angreift, damit aber auch als echter Lutheraner den Initiator der „Konkordienformel“ (1577), den Großvater von Johann Valentin Andreä, Jakob Andreä, treffen will. Dieser hatte Cyriakus Spangenberg als Anhänger von Flacius ins Exil nach Straßburg getrieben. Hat Cyriakus Spangenberg – so die Schlußfolgerung von Walter Ernst Schäfer – seine Ansichten in theologisch-dogmatischer Art dargestellt, so benützt sein Sohn Wolfgang die satirische Form, um gegenüber den diffusen Gedanken der „Rosenkreutzer“ und Johann Valentin Andreä seine Bevorzugung des nach lutherischen Lehre verstandenen Obrigkeitsstaates zu betonen. So ist diese satirische Schrift Wolfgang Spangenberg's hineingestellt in die geistige und theologische Auseinandersetzung in Deutschland seiner Zeit, sie tut das in einer guten literarischen Form. Damit kann Walter Ernst Schäfer Wolfgang Spangenberg in die Reihe der oberrheinischen Statiker einreihen, die in jener Zeit die literarische Form in Deutschland bestimmt haben, was wir mit Genugtuung registrieren dürfen. Michael Ertz.

Autoren dieses Heftes

Manfred Bosch, Lörrach

Dr. Christoph Bühler, Heidelberg

Josef Diel, Freiburg

Heinrich Hauß, Karlsruhe

Prof. Dr. Wolfgang Hug, Freiburg

Dr. Hansjosef Maus, Freiburg

Peter C. Müller, Bad Säckingen

Dr. Ulrike Plate, Karlsruhe

Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe

Herta Siebler-Ferry, Freiburg

Adolf Schmid, Freiburg

Dr. Martin Stingl, Freiburg

Die Anschriften der Autoren finden Sie jeweils am Ende des Aufsatzes

Badische Heimat

MEIN HEIMÄTLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Schriftleitung

An 1. August 1998 ist die neue Rechtschreibung in Geltung. Die BADISCHE HEIMAT bittet die Autorinnen und Autoren, ab Heft 1/1999 die entsprechenden Richtlinien in ihren Aufsätzen zu beachten.

Außerdem bitten wir die Autorinnen und Autoren, ab Heft 1/1999 die Aufsätze möglichst als Word-Dokument (bis Word 6.0) oder als ASCII-Text auf Diskette einzusenden.

Zu der Diskette erbitten wir ein ausgedrucktes Exemplar des Aufsatzes. Sollten Sie Ihrem Aufsatz Bildmaterial beigegeben, bitten wir, im ausgedruckten Exemplar die Stelle zu kennzeichnen, an der das entsprechende Bild im Text aufgenommen werden soll.

Wir bitten die Autorinnen und Autoren, bei Zusendung des Korrekturabzuges eine Kurzfassung des Aufsatzes (ca. 10–20 Zeilen) für das Internet beizulegen.